SCHLESWIGSC
HES JOURNAL

Digitized by Google

Digitized by Google

SCHLESWIGSCHES JOURNAL

Band 1

1792

1972
KRAUS REPRINT
NENDELN

Digitized by Google

1972
KRAUS REPRINT

A Division of
Kraus-Thomson Organization Limited
Nendeln/Liechtenstein

Printed in the Federal Republic of Germany

Digitized by Google

Schleswigsches

ehemals

Braunschweigisches

Journal

Erster Band 1792.

Altona, bei J. F. Hammerich.

Digitized by Google

AP
30
.S33a
1792
v.1

Digitized by Google

1065998-456

Inhalt

des Schleswigschen ehemals Braunschweigischen Journals.

1. Ueber die Reife eines Volks zur Freiheit. I. 1.

2. Geheime Geschichte eines gewesenen Rosenkreuzers. I. 42.

3. An den Verfasser der freimäthigen Betrachtungen über die neuesten preußischen Anordnungen in geistlichen Sachen. Germanien 1791. I. 60.

4. An den Herausgeber dieses Journals. I. 61.

Digitized by Google

5. Gespräch zwischen zween weiland Edelleuten in Frankreich. Aus dem Französischen. I. 68.

6. Rundgesang, auf St * * Hochzeit gesungen. Von Hrn. Prof. Heusinger. I. 93.

7. Ueber die erfreuliche literarische Nachricht in dem Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten, Num. 204. Jahrgang 1791. Von Hrn. Schulrath Campe. I. 97.

8. Schreiben an Herrn Magister Superbus, über das Recht der Völker, ihre Staatsverfassungen willkührlich abzuändern, geprüft von Burke. I. 110.

9. An meine Gattin. II. 129.

10. An Lotte auf der Asse, an ihrem Geburtstage. II. 132.

11. An die Frau Oberhofmeisterin — — bei ihrer Abreise. II. 134.

12. Einige Gedanken über das Schreiben eines jungen Selbstdenkers. II. 135.

13. Schreiben des Odenwälders über Hrn. Gittanners fortgesetzte Revolutionsgeschichte. II. 146.

14. Paradoxa des Predigers zu Bergefeld. II. 164. III. 293.

15. Bestätigung der im vorigen Stücke des Journals mitgetheilten höchsterfreulichen Nachricht, die Wiener Zeitschrift betreffend, von J. H. Campe. II. 238.

16. Glückliche Ankunft der weltberühmten Wiener Zeitschrift in Braunschweig. Schreckliche Wirkung derselben. III. 257.

17.

Digitized by Google

17. Schreiben des Obristlieutenants Mauvillon an Hrn. Professor Aloysius Hoffmann zu Wien über dessen Aufsatz im ersten Stück der Wiener Zeitschrift S. 97 bis 100, betitelt: Ueber das Recht Briefe zu erbrechen und zu unterschlagen. III. 336.

18. Anekdote vom Prediger Schulz zu Gielsdorf. III. 383.

19. Historisch moralische Schilderung des Einflusses der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten. Von dem königl. dänischen Kammerherrn Hrn. von Hennings. IV. 385. V. 1.

20. Wie ein westphälischer Küster das Recht der Nationen, ihre Konstitution zu ändern, ansehe. IV. 424.

21. Merkwürdige Stellen aus dem politischen Testament Joseph II. IV. 455. VI. 129.

22. Ueber des Herrn Kriminalraths Amelang Vertheidigung des Herrn Schulz, Predigers zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde. IV. 476. V. 55.

23. Mein Trost bei den neuen Religions anordnungen in meinem Vaterlande. IV. 511.

24. Die neueste und edelste Art zu kämpfen. IV. 512.

25. Ideen zur Bestimmung des Urtheils über den Einfluß der Kantischen Philosophie auf die Religion des Lebens. V. 86.

26. Erklärung des Hrn. Justizraths von Knoblauch über den Aufsatz im ersten St. der Wiener Zeitschrift, betitelt: über das Recht und Nichtrecht Briefe zu erbrechen und zu unterschlagen. V. 110.

27.

Digitized by Google

27. Erklärung für Hrn. Professor Hoffmann, von Hrn. von Halem. V. 115.

28. Beitrag zu Lessings Denkmal von einer Freimaurerloge besonderer Art. V. 116.

29. Parallelzüge zwischen einem Aristokraten und Demokraten. V. 122.

30. Die Wahrheit an die literarische Gesellschaft zu Halberstadt. V. 124.

31. Konstitutions lied. V. 127.

32. Ueber die Mythen der Hebräer. VI. 156.

33. Einige Aehnlichkeit der Reformation und der Revolution. VI. 273.

34. Ideen eines Weltbürgers. VI. 199.

35. Anfrage. VI. 217.

36. Antwort auf das im 10ten St. des Braunschw. Journals Oct. 1791 unbefangenen Wahrheitsforschern zur Prüfung vorgelegte sogenannte Paradoxon. VI. 220.

37. Ueber die Wahrheit einer Lehre überhaupt. Ein Gespräch. VI. 230.

38. Etwas über die Verkleinerungssucht. VI. 238.

39. Woher kömmt die Benennung: König beider Sicilien, da doch nur ein Sicilien ist? VI. 253.

40. Nachricht. VI. 255. X. 252.

41. Bemerkungen über Reimarus Wahrheiten der natürlichen Religion, nach den Grundsätzen der kri

kritiſchen Philoſophie. VII. 257. VIII. 486. IX 92. X. 181. XII. 472.

42. Jeruſalems letzte Gedanken über Denk- freiheit und Duldung. VII. 295.

43. Ueber das Schönheits-gefühl. von Flemming VII. 310.

44. Schreiben an Herrn Profeſſor Trapp, betreffend des Herrn Rehbergs vorläufige Betrachtungen über eine neue Preisfrage von * * l. VII. 320.

45. Zwei theologiſche Gutachten über das Wiedererwachen der Scheintodten, von Böttiger, VII. 334.

46. Ueber eine in der allgemeinen deutſchen Bibliothek (Bd. 101. S. 536.) befindliche Recenſion des zweiten Bandes meines deutſch-überſetzten Livius, von Groſſe. VII. 350.

47. Was heiſſet meretricari? von Reſs. VII. 362.

48. Noch ein paar Worte über das angebliche politiſche Teſtament Joſeph II. VII. 369.

49. Erklärung des Hrn. Profeſſor Trapp und der Schulbuchhandlung. VII. 384.

50. Einige Gedanken über die Liebe gegen Gott. Von Hrn. Hofcollaborator Gebhard. VIII. 385.

51. Ueber den Ausdruck: adeliches Blut. VIII. 407.

52. Verbeſſerung der Schrift zeichen. Von Herrn Paſtor Horſtig. VIII. 417.

53. Beitrag zur Prüfung des im 10ten Stück des Brau ſchweigiſchen Journals vom October 1791 befindlichen Paradoxon. Von Herrn B — * VIII. 436.

54. Iſt es wirklich wahr, das die neuern Erzieher das Gedächtniß vernachläſſigen? Von Herrn Rektor Drechsler. VIII. 447.

55. Einige Bemerkungen über einige Stellen im Br unſchw. Journal. Von Hrn. J. C. F. Wetzel. VIII. 470.

56. Mein erſtes und letztes Wort über den Ritter von Zimmermann, eine ſeiner neueſten Verläumdungen betreffend. Von Hrn. Schulrath Campe. VIII. 509.

57. Ein kleiner Nachtrag zum Alter der Scharlachfärberei in Deutſchland. Von Hrn. Sup. Reß. IX. 1.

58. Unvorgreifliche Gedanken über Freiheit und Gleichheit. Von L. Brackebuſch. IX. 11.

59. Ausgang des Schulziſchen Religions-prozeſſes. IX. 71.

60. Zu einer Abhandlung im Julius dieſes Journals. S. 334. IX. 123.

61.

61. Kritiſcher Verſuch über eine Stelle des Livius im 19. Kapitel des 9. Buchs. Von K. W. Halbkart. IX 126

62. Reiſen des Mandarinen Xanthu X. 129.

63. Einige merkwürdige Briefe aus Pohlen. X. 218.

64. Beantwortung des Aufſatzes: Ueber die Verkleinerungsſucht, im Junius d. J. des Schleswigſchen ehemals Braunſchweigſchen Journals. Von Rehberg. X. 242.

65. Ein Brief von Friedrich dem Einzigen. X. 251.

66. Wie kann man das Andenken großer Männer verewigen. Von Horſtig. XI. 257.

67. Merkwürdiges Bruchſtück. XI. 268.

68. Ueber die Schrift des Hrn Geheimen Kanzleiſekretärs Rehberg: Prüfung der Erziehungskunſt. Von J. Stuve. XI. 275.

69. Bemerkungen bei Veranlaſſung der vorläufigen Betrachtungen über eine neue Preisfrage, von dem Herrn Geheimen Kanzlei ſekretär Rehberg in Hannover. Im neuen deutſchen Merkur 4tes St. 1792. S. 379. ff. XI. 348.

70. Noch Etwas über Briefe erbrechen. Vom Landphyſikus Hinze. XI. 381.

71. Dekret der National-verſammlung. XI. 383.

72. Ueber einen neuen Plan des geographiſchen Unterrichts. XII. 385.

73. Ueber Theodicee und Menſchenglück. Ein Geſpräch. XII. 408.

74. Einige Urſachen über die Unzufriedenheit in der Ehe. XII. 430.

75. Probe einer neuen Beſchreibung von Pennſylvanien. XII. 442.

Neues
Braunschweigisches Journal

Herausgegeben

von

E. Chr. Trapp.

Januar 1792.

Im Verlage der Schulbuchhandlung.

Inhalt.

	Seite
1. Ueber die Reise eines Volks zur Freiheit.	1.
2. Geheime Geschichte eines gewesenen Rosenkreuzers. Fortsetzung.	42
3. An den Verfasser der freimüthigen Betrachtungen über die neuesten preußischen Anordnungen in geistl. Sachen. Germanien 1791.	60
4. An den Herausgeber dieses Journals.	61
5. Gespräch zwischen zween weiland Edelleuten in Frankreich. Aus dem Französischen.	63
6. Rundgesang, auf St** Hochzeit gesungen von Heusinger.	93
7. Ueber eine erfreuliche literarische Nachricht in dem Hamburgischen unpartheiischen Korrespondenten, Num. 204. Jahrgang 1791. von Campe.	97
Zusatz des Herausgebers.	106
8. Schreiben an Herrn Magister Superbus, über das Recht der Völker, ihre Staats-verfassungen willkührlich abzuändern, geprüft von Burke.	110

Dieſes Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutſchlands verſandt, wo es in den anſehnlichſten Buchhandlungen und auf allen Poſt-ämtern, durch Beſorgung des hieſigen Hochf. Hofpoſt-amts, der Jahrgang zu 4 Rthlr, zu haben iſt.

Nachricht aus Gotha.

Der Anzeiger, ein Tagblatt zum Behuf der Juſtiz, der Polizei und aller bürgerlichen Gewerbe, wie auch zur freien gegenſeitigen Unterhaltung der Leſer über gemeinnützige Gegenſtände aller Art — bei allen Poſten und Zeitungs-expeditionen in Deutſchland zu haben — iſt bis jetzt fortgegangen und wird auch in dieſem Jahre fortgeſetzt werden. Da täglich ein halber Bogen davon erſcheint, ſo kann dieſes Blatt eine große Menge mannigfaltiger Aufſätze und Nachrichten liefern. Der 2te Band von 1791 enthält z. B. ſo weit er heraus iſt, nämlich von Nro. 1 bis 119, in dem Zeitraum vom 4. Jul. bis 28. Nov., nicht weniger, als 385 Edictal-citationen; 125 Steckbriefe; 90 obrigkeitl. Verordnungen, meiſtens in extenſo; 340 Handels- Manufactur- und andre Gewerbsnachrichten; 37 Auctionen; 29 ausgebotene oder geſuchte Dienſtſtellen; 177 Bücher-anzeigen: 2 Preisaufgaben oder Vertheilungen; 32 Erfindungen; 13 Schul- und Erziehungsnachrichten; 88 Todesfälle und Trauerberichte; 4 Anfragen und 65 Antworten; 16 Vertheidigungen, Widerrufe ꝛc. 32 Mittel verſchiedener Art; 19 geſtohlne oder verlorne Sachen; 28 Bar-

Warnungen; 15 Bekanntmachungen von allerhand Art. Bei dieser groſsen Anzahl von Artikeln hat sich doch Raum zu vielen längern Aufsätzen gemeinnützigen Inhalts gefunden, welche in diesen 119 Stücken enthalten sind. Als eine neue Verbesserung des Anzeigers ist noch anzumerken, daſs er nun auch die dem Handelsstande so nothwendigen Leipziger, Hamburger und Frankfurter Wechsel- und Geldcurse wöchentlich liefert, accurat an dem Tage, da sie mit der Post am Druck-orte eintreffen. Der Jahrgang dieses Tagblatts kostet pränumerando auf den Posten 4 Rthlr. sächs. Währung, oder 7 Fl. 12 Kr. rhn. und nur an den Grenzen Deutschlands, dahin mehrere resp. Ober-postämter zu passiren sind, kann der Preis etwas höher steigen.

Nachricht zur Beantwortung verschiedener Anfragen.

Da der Buchhändler Poinçot in Paris, der Verläger der von Hrn. Mercier herausgegebenen Oeuvres de J. J. Rousseau bei den Revolutions-unruhen um sein ganzes ansehnliches Papier-magazin gekommen und dadurch gezwungen worden ist, mit der Herausgabe des Werks einzuhalten: so werden die Herren Abonnenten, in Hrn. Merciers Nahmen, um Geduld und Nachsicht gebeten, bis man neue Veranstaltungen zur Fortsetzung des Werks getroffen haben wird.

Von der französischen Encyclopädie, oder den Auszügen aus den französischen Classikern, heraus-

ge-

gegeben von E. Trapp, wird zur Oſtermeſſe der vierte Theil erſcheinen, und Fontenellens Werk für la pluralité des mondes enthalten. Jeder Theil dieſer Encyclopädie wird künftig, wie die der lateiniſchen, mit einem beſondern Titel zur Bequemlichkeit für diejenigen verſehen werden, die nicht das ganze Werk auf einmal, ſondern nur einzelne Theile deſſelben brauchen wollen.

Von der lateiniſchen Encyclopädie, die ihren ununterbrochenen Fortgang hat, wird der Kommentar zu den bereits erſchienenen Metamorphoſen ans Licht treten.

Das Handbuch der technologiſchen Naturgeſchichte von Funke, zur allgemeinen Schul-encyclopädie gehörig, wird zu eben dieſer Zeit mit dem dritten Bande geſchloſſen, und es wird hierauf zur Herausgabe der zu dieſem Werke gehörigen Auszüge oder Leitfaden für die Schüler geſchritten werden.

Von Campens Reiſebeſchreibungen erſcheint zur Oſtermeſſe der zehnte Theil, und die allgemeine Reviſion wird mit dem ſechszehnten Theile, der zugleich das Regiſter enthält, geſchloſſen werden.

Noch ſind folgende Werke unter der Preſſe, und werden zur Oſtermeſſe oder doch unmittelbar nachher erſcheinen:

Unfehlbares, durch Vernunft und Erfahrung bewährtes Haupt-bevölkerungsmittel, welches zugleich die Häuſer der Monarchen, Fürſten und Großen vor plötzlichen Veränderungen und Ausgehungen ſichert, von F. L. v. Pufendorf. 8.

Berichtigungen von F. E. v. Rochow. 8.

Hildebrandts anatomiſches Handbuch, 4ter und letzter Theil. gr. 8.

Neues Braunschweigisches Journal.

Erstes Stück.

Januar 1792.

I.

Ueber die Reife eines Volks zur Freiheit.

Veranlaßt durch Wielands Erklärung im 10ten St. des T. M. über eine im 6ten St. des T. M. befindliche Note die französische Revolution betreffend.

Zu der besagten Note (T. M. St 6. S. 224) hatte Herr Wieland nicht ohne einen etwas lebhaften Unwillen über wiederholte häßliche Ausschweifungen, der Ungebundenheit eines von heftigen Leidenschaften hingerissenen Volks, die in der That jedes empfindsame Herz beleidigen mußten, gesagt: „Ein Volk, das in zwei vollen Jahren „noch nicht gelernt hat, daß Freiheit, ohne un„bedingten und unbegränzten Gehorsam gegen die

„Geſetze, in der Theorie ein Unding, und in „Praxi ein unendlichmal ſchädlicherer und verderb„licherer Zuſtand iſt, als aſiatiſche Sklaverei — — „iſt aufs gelindeſte zu reden, zur Freiheit noch „nicht reif.“

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſcheint es mir, als ob einer, der ſich hinlänglich Zeit nimmt, um mit ſeinen Gedanken den ganzen Begriff, der durch die wenigen Worte: „unbedingten Gehorſam gegen die Geſetze“ angedeutet wird, völlig zu erſchöpfen, nicht großes Unrecht hätte ſich darüber zu verwundern, wenn er von einem Volke hörte, das dieſe ſchwere Lection in einem ſo kleinen Zeitraume, als den zwei Jahre ausfüllen, gelernt hätte.

Ueberhaupt lernt ein Volk alles, was es lernt, das Böſe etwa ausgenommen, langſam. Und was den unbedingten Gehorſam gegen die Geſetze betrifft: ſo muß man doch wol durchaus, ohne nur einmal die Verſchiedenheit der Fähigkeiten der Einzelnen unter der Menge in Betracht zu ziehen, um ſowol die Zeit, in welcher, als die Methode, nach welcher ein Volk dieſe für die Freiheit ſo nothwendige Diſciplin erlernen kann, reiflich zu beurtheilen, folgende zwei Punkte auf keine Weiſe außer Acht laſſen:

Daß dieſer Gehorſam gegen die Geſetze eigentlich eine Fertigkeit ſeyn muß und durch die bloße

bloße Lehre keinesweges Daſeyn und Wirkung erhalten kann — und

daß, wie ſich aus der Erfahrung ergibt, eben die Umſtände, welche einem Volke gewöhnlich dieſe Schule eröfnen, ſowol der Methode der Lehrer, als der Empfänglichkeit der Lernenden, aus ſehr natürlichen Urſachen mehr hinderlich, als förderlich ſind.

Da dieſe beiden Punkte allein der Betrachtung ein weiteres Feld darbieten, als daß ein gewöhnliches menſchliches Auge alle Gegenſtände, die darauf zu bemerken ſind, und ihre ſo verwickelten und in einander fließenden Verhältniſſe mit einigen wenigen Blicken zu überſehen vermögte: ſo wollen wir uns lieber in gar keine Unterſuchungen über die Güte der Geſetze einlaſſen, (wiewol Gehorſam gegen nicht gute Geſetze vielmehr ein Uebel iſt, das an die Stelle einer gedeihlichen Ruhe nur dumme Schläfrigkeit unterſchiebt) ſondern vorausſetzen, die Geſetze ſeyn gut. Wie lernt ein Volk unbedingten Gehorſam gegen dieſe Geſetze?

Es iſt ein Volk, das gehorſam ſeyn ſoll, und es ſind die Geſetze, denen gehorcht werden ſoll!

Von dieſem Volk ſind alle, alle einzelnen Mitglieder, den König, wenn es einen hat, nicht ausgenommen. Denn ſobald der ausge-

nommen wird, ſobald Volk und König in das feindſelige Verhältniß treten, in welchem ſie einander entgegengeſetzt ſind: ſo gibt es nur Geſetze für das Volk, und nur Macht für den König. Die Geſetze ſind dann für das Volk das Mittel, wodurch es ſich gegen dieſe Macht des Königs wehret, und die Macht des Königs iſt dann dasjenige namenloſe Ding, das man am ſchicklichſten das Böſe (το κακον) nennt, das die Geſetze zu verderben trachtet.

Um alles Böſe, ſo viel möglich, zu entfernen, wollen wir lieber die Idee eines ſolchen Königs ganz aus dem Spiele laſſen. Aber dies wird noch nicht genug ſeyn. Es wird ſich in dem Volke ſelbſt eine Gewalt finden, die durch hunderterlei verworrene, verſchlungene und verſteckte Pfade einen Weg gehen wird, der unmittelbar zur Verderbniß der Geſetze und zur Vernichtung des Gehorſams gegen ſie hinführt. Das Volk wird ſeinen Neigungen eher gehorchen, als der Vernunft. Von ſeiner Sinnlichkeit dahin gerifſen, wird es die beſte Thätigkeit und Kraft ſeines Lebens auf hundert mannigfaltige und immer abwechſelnde Verſuche dieſes oder jenes Genuſſes verſchwenden, der, weil die Natur ihn nicht bereitet hat, nur ſo lange befriedigen kann, als die Einbildungs-kraft ihm einen falſchen Werth

zu

zu leiden vermag. Die Stimme der Vernunft wird man nur hören, um ihr ihre Ausdrücke abzuborgen. Die Künſte werden ſich ihrer ſtrengeren Zucht entziehen, und anſtatt die Leidenſchaften zu veredeln, ſich zu Gaukeleien herabwürdigt, damit begnügen, ihnen zu dienen. So wird, auch ohne äuſſere Gewalt, der die Geſetze zu widerſtehen hätten, ein jeder Einzelne im Volk nicht um eine Linie mehr frei ſeyn, als ihm der Zügel ſeines Eigennutzes, ſeiner Habſucht, ſeines Ehrgeizes, ſeines Hochmuths und ſeiner Wollust — Freiheit läßt, der Vernunft zu folgen.

Der Geiſt der Geſetze iſt der Geiſt der Gerechtigkeit, und ein „unbedingter Gehorſam gegen die Geſetze" iſt nur ein andrer Ausdruck für jene Unſchuld des Lebens, welche uns die Dichter in Erzählungen von den Sitten und Handlungen idealiſcher Menſchen darſtellen, deren Zeitalter ſie gewöhnlich, um nicht gegen die Ausſprüche der Geſchichte zu verſtoßen, in die undenkliche Periode der allererſten Götter-familie hinausrücken.

Man wird nur irren, wenn man ſich die Sache anders vorſtellt, und je tiefer einer hingegen in die Unterſuchung über Staaten, Verfaſſung und Geſetze eindringt, um deſto deutlicher und einleuchtender wird es ihm werden, daß die (guten) Geſetze im Grunde nichts anders ſind,

als die Mittel, wodurch ein Volk ſich ſelbſt der Güte und dem Werth jenes idealiſchen Menſchengeſchlechts immer näher zu bringen trachtet, und daß alle Staats-verfaſſungen nur in dem Grade beſſer oder ſchlimmer ſind, in welchem ſie die Wirkſamkeit dieſer Mittel zu jenem, der Menſchheit einzig würdigen Zweck befördern oder hindern.

Was iſt ein Verbot der Beſtechungen anders als ein Mittel, den Eigennutz dem allgemeinen Beſten zu unterwerfen? — Gehorcht aber der ungerechte Richter, der nur die Strafe ſcheuet, dem Geſetze, wenn er gleich unterläßt, was das Geſetz verbietet?

Er würde dem Geſetze gehorchen, wenn er vermöge eines richtigen, freien und edlen Gebrauchs ſeiner Vernunft, ohne dem, was ihm dieſe oder jene niedrige Leidenſchaft einräumen mögte, gerecht ſeyn wollte, d. h. wenn er einſähe, daß das Geſetz, indem es die Beſtechlichkeit des Richters verbietet, im Grunde nichts anders thut, als den allgemeinen Begriff von der Unterwerfung des Eigennutzes unter das allgemeine Beſte auf einen einzelnen Fall zurückzuführen, und daß die Strafe, wodurch das Geſetz den Ungehorſam abzuſchrecken ſucht, nur ein Mittel ſey, welches es zur Noth-hülfe braucht, um den

ſchlech-

ſchlechteren Menſchen, der die wahre Beſchaffenheit des allgemeinen Uebels, welches die Ungerechtigkeit über alle Individuen bringt, ſo wenig einzuſehen vermag, daß er vielmehr fähig iſt, es für ſeine Perſon zu befördern, — dieſes allgemeine Uebel, gleichſam concentrirt, in ſeiner eigenen werthen Perſon fühlen zu machen.

Ohne dieſe Einſicht gehorcht er nur der Strafe und nicht dem Geſetze. Ein Gehorſam, der in der That und Wahrheit ein eigentliches großes Uebel iſt, ein Uebel, das die menſchliche Natur geradezu verderbt, herabwürdiget und erniedriget, und durch den anſteckenden Einfluß ſeiner eigenen Bösartigkeit alle dem ſchnurſtracks entgegen wirkt, was der edle Geiſt der Geſetze, der keinen Gehorſam kennt, als den die eigne Einſicht dem freien Willen dictirt, zu ihrer Veredlung thun könnte.

O! daß man je aus Trägheit, Unverſtand, oder aus welch einer ſchlimmen Urſache es auch ſeyn mogte, in den unglücklichen Irrthum gerathen iſt, die Macht der Strafe mit der Macht der Geſetze zu verwechſeln! Dadurch iſt es dahin gekommen, daß Mord-thaten veranlaßt werden, weil man Mörder tödtet, und Diebe gebildet werden, indem man Galgen für ſie

lauet. *) Dadurch iſt es bis zu dem verderbli-
chen Unterſchiede zwiſchen der Sprache der Ge-
ſetze

*) Es iſt bekannt genug, daß die häufigen Beiſpie-
le in Criminal-fällen, da Unglückliche mordeten,
um ſelig zu ſterben, weil die, welche die Juſtiz
tödten ließ, von Geiſtlichen vorbereitet und feierlich
begleitet wurden, hie und da Obrigkeiten veranlaßt
haben, dieſe Begleitung abzuſtellen, und dem Elen-
den jenen ſchauderhaften Gang, den eigentlich
kein menſchliches Weſen geben ſollte, noch zu
erſchweren, indem man ihm auch jenes ſanfte,
menſchliche Mittel eines tröſtenden Beiſtandes von
jener Welt her, der er nun entgegen ging, nach-
dem dieſe ihn mit Gewalt von ſich ausgeſtoſſen
hatte, entzog. Grade als ob die Gerechtigkeit
ſich der Thräne des Mitleids zu ſchämen hätte,
die doch das Volk in ihrem verhüllten Auge nicht
entdecken kann! — Was hat man dadurch ge-
wirkt? — „Die Mordthaten ſind vermindert
worden“ antwortet der kalte Buchhalter des To-
des, der ungerührt für baare Bezahlung die De-
crete der Juſtiz, dieſen zu rädern, jenen zu hen-
ken, einen dritten zu köpfen, in auswendig ge-
lernten Ausdrücken hinſchreibt, und dann eins
nach dem andern ſorgfältig in ſeine Regiſter ein-
trägt, indeß der Philoſoph mit blutendem Herzen
zuſieht, wie die Menſchheit ihre eigenen Schreck-
niſſe vermehrt, als ob die Furcht nicht groß
genug ſeyn könnte, und Menſchen durch eine
Leidenſchaft regiert werden müßten, die die beſſern
Menſchen auch dem unvernünftigen Vieh, ſo viel
möglich, erſparen.

ſetze und der Moral und der des gemeinen Lebens gekommen, der in nicht wenig Staaten, und namentlich in Deutſchland allgemein (denn wo ſind die Ausnahmen?) ſo groß geworden iſt, daß faſt der Inhalt der meiſten Geſetze lächerlich wird, wenn man ihn in die tägliche Umgangs-ſprache überſetzt. Dadurch iſt es dahin gekommen, daß ſelbſt die Geſetzgeber in den meiſten bekannten Staaten auf die Kraft der Geſetze, die ſie demohngeachtet abzufaſſen ſich bemühen, höchſt wenig rechnen, und nur vielmehr alles ihr Sinnen und Trachten dahin richten, wie ſie der Ohnmacht der Geſetze durch irgend einen fremdartigen vom Eigennutz oder der Furcht entliehenen Beiſtand zu Hülfe kommen können. Dies geht ſo weit, daß dieſes Unterſuchen nach Hülfe ihr erſter Gedanke iſt, den man gar nicht einmal mehr verbirgt, wiewol es dem Kurzſichtigſten einleuchten muß, daß dieſe Hülfe alle Kraft verliert, ſobald ſie bekannt wird. Dies geht ſo weit, — doch ich beſinne mich vielleicht kaum noch zeitig genug, daß ſich hier Schonung und Klugheit mit einander vereinigen, einen ſo böſen Schaden lieber nicht härter zu berühren. Beſſer wird es ſeyn, im Allgemeinen zu betrachten, wie weit die Herrſchaft der Furcht und des Eigennutzes, der zwei verderblichſten Principien, die ſich in die Angelegenheiten der Menſchheit miſchen können,

ihre Gewalt gerade zu der Zeit, in welcher ein Volk sich endlich gedrungen fühlt, seine eigenen Angelegenheiten selbst zu untersuchen, gewöhnlich ausgedehnt hat.

Bis wie weit dies in Frankreich vor der Revolution gegangen ist, hat unter den Schriftstellern unsers Vaterlandes keiner mehr beherziget, vollständiger erörtert und anschaulicher dargestellt, als Wieland, dessen Ruhm durch dies Verdienst einen Zuwachs erhalten hat, dessen sich die dankbare Nachwelt gewiß auch dann noch erinnern wird; wenn nur der sorgsame Litterator jener Note im T. M. nachspürt, um alles, was einmal das Eigenthum des großen Mannes war, beisammen zu haben. Die Geschichte Frankreichs sey uns also ein Beispiel. Dies Beispiel wird in mehr als Einer Rücksicht das beste seyn, und es gibt uns den Vortheil, daß wir in einem bekannten Bilde nur die Hauptzüge näher betrachten dürfen.

Die Gesetze waren in Frankreich keine allgemeine Angelegenheit, oder vielmehr, es gab in diesem Lande gar keine allgemeine Angelegenheit, als irgend eine — Thorheit, welche die Eitelkeit, oder die natürliche, vielleicht etwas zu große Lebhaftigkeit der Individuen dazu machte, wann sie allen Grundsätzen des Rechten und Guten zuwider von der gleich verderblichen Geschicklichkeit

und

und Albernheit einiger wenigen aus der schlechtesten Klasse der Menschen gemißbraucht wird.

Die schlechteste Klasse der Menschen nämlich ist die Klasse von Leuten, welche in allen verderbten Staaten die zahlreichste ist und eine Menge von Individuen unter sich begreift, die alle in andern Rücksichten zu allerlei andern Abtheilungen gehören, die Klasse der eigennützigen Menschen.

In diese Klasse gehören Könige und Trommelschläger, (selbst den Profoß des Regiments nicht ausgeschlossen) Prinzen und Lakeien, Kabinets-minister und Hof-rattenfänger zusammen. Nicht als solche, wozu ihr Amt und Stand, sondern als solche, wozu ihre Gesinnung sie macht. Warum sollte ein Hof-rattenfänger nicht großmüthig seyn und patriotisch denken können, da ein König niederträchtig und eigennützig seyn kann? —

Ueber dergleichen eingeschränkte und thörigte Fragen war man in Frankreich so weit hinweg, daß die große Klasse der Eigennützigen durch die allgemeine Uebereinkunft der Hohen und Niedrigen im Volk für die Herrschende anerkannt ward, die, wiewol sie, als eine unsichtbare Kirche ohne alle öffentlich eingeräumte oder zugestandne namentlichen Privilegien oder sonstige

auf-

auffallende Abzeichen im bürgerlichen Leben, lediglich durch die Einheit der Geſinnung exiſtirte, doch aus den anſehnlichſten Gliedern des höchſten und hohen Adels, der Kleriſei, der Kaufmannſchaft, der Tagelöhner und Soldaten beſtand. Hier war gar keine Aufnahme, gar kein feierlicher Eintritt nöthig. Der bloße Wille, auf Koſten Andrer reich, mächtig und folglich geehrt zu werden, pflegt gewöhnlich auch ſchon das nöthige Talent zu verleihen; und dieſer Wille und dies Talent allein war in Frankreich, wie in mehreren Ländern hinlänglich einem Jeden den ihm angewieſenen Platz einzuräumen; er ward ein Mitglied des einzig wahren franzöſiſchen Adels, ohne daß zwiſchen den Aufnehmenden und dem Aufgenommenen nur ein einziges Wort weiter vorzufallen brauchte.

Dies iſt ſo allgemein bekannt, und wird durch den ſämmtlichen Inhalte aller Werke der Geſchicht-ſchreiber von der vorigen und jetzigen Generation ſo kräftig beſtätigt, daß es mehr als Thorheit wäre darüber noch mehr Worte zu verlieren. Die Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten war ſo ſehr eine Sache des Eigennutzes geworden, daß der Eigennützigſte am meiſten darnach trachtete. Daran Theil nehmen hieß Beförderung, weil in der That das allgemeine Gut zum Vortheil der einzelnen Verwalter ab-

administrirt ward. Beförderung erhielt man durch Einfluß, und der Einfluß ward durch Mittel erlangt, welche zu nennen die schonende Urbanität der Nation einen Jeden überhob. Was den Franzosen an den Franzosen fesselte, war das Band der Eitelkeit, denn so wenig galt der Patriotismus in Frankreich, daß die höchste Ehre eines Franzosen, nächst dem Reichthum, darin bestand, dem Könige zu dienen. Ein Dienst, welcher gänzlich auf Kosten der Nation geleistet und bezahlt ward. Das französische Volk bestand in der That aus einer Menge Menscher, die darauf eingeschränkt war, gewisse bestimmte Summen, welche sich ohne Dazuthun ihrer Bedürfnisse erhöheten, zu bezahlen, und die Freiheit hatte, nach eignem Gefallen zu rufen: vive le Roi!

Daß die Franzosen diese letzten Worte öfter ausriefen, als sie gegründete Ursache dazu hatten, oder als ihr kalter, ruhiger Verstand und die bedächtige Klugheit es ihnen gerathen hätte, macht, meiner geringen Meinung nach, ihrem Herzen große Ehre, wie oft andre Völker auch darüber gelacht haben. Sie liebten den Menschen in ihrem Könige. Und das haben sie wahrlich bis auf den letzten Augenblick der Revolution bewiesen.

Aber Höflichkeit und Schmeichei gränzen gar zu nahe aneinander. Wenn vielleicht die Schwäche des Herzens zu oft einen ungebührlichen Einfluß auf die Urtheils-kraft des Volks hatte: so bestand die höchste Kunst der Großen in der verderblichen Fähigkeit, ihre ärgsten Laster und häßlichsten Neigungen unter dem Gewande der Gefälligkeit und Artigkeit zu verbergen. Diese schnöde Kunst hat sich von obenherab verbreitet und das ganze Volk verdorben. Nicht, daß man sich wirklich so sehr hätte verblenden lassen, das Zeichen für die Sache zu halten, und dem Scheine Wahrheit zuzutrauen. Vielmehr war nur ein jeder von der Trügilchkeit des Scheines zu sehr überzeugt, und da der Betrug, den alle wußten, eine gewisse Gültigkeit hatte, die, wie mißbräuchlich sie auch seyn mogte, dennoch allgemein war: so konnte sich nach und nach niemand mehr verbergen, daß er in einem Staate lebte, in welchem die Wahrheit nichts und der Schein alles vermogte.

Was gewannen die Franzosen da bei, daß es dem Sprach-gebrauch gemäß war, einem jeden ihrer Großen und Vornehmen, der auf die oder jene Weise an dem einträglichen Geschäfte der Regierung Theil nahm, unter allen möglichen Tugenden, diejenige Tugend, welche ihm zum allgemeinen Besten für seinen Posten besonders

zu

zu wünſchen geweſen wären, vorzüglich beizulegen, da unter Tauſenden neun hundert und neun und neunzig ſich in ihrem Innerſten bewußt waren, daß dies nur Sprach-gebrauch ſey!! Was half es den Parteien, daß der Richter des gemeinen Beſten wegen eigentlich viel Liebe zur Gerechtigkeit, viel Einſicht und viel Standhaftigkeit beſitzen mußte, und das man nun aus Höflichkeit, oder auch weil große Leute lange Arme haben, einem jeden in Frankreich exiſtirenden Richter nach dem Verhältniß ſeines Anſehens und der mehr oder mindern Ausdehnung und Einträglichkeit ſeines Amts ein reichliches Maaß von dieſen guten Eigenſchaften kraft des allgemeinen Sprachs-gebrauchs zutheilte, da ein jeder Franzoſe, der nur mäßige Kenntniß von der Sache hatte, den wirklichen Werth des Mannes, wodurch ohne einige Rückſicht auf jene nur in der Theorie geltenden Eigenſchaften die Verbindung zwiſchen dem Menſchen und dem Amte geſchloſſen war — Livre bei Livre berechnen konnte? Was half es den Unterthanen in Städten und auf dem Lande, daß die Miniſter, weil es dem gemeinen Beſten zuträglich und an einem Miniſter löblich iſt, viele Tugenden und große Einſichten zu beſitzen, nun im Verhältniß zu ihrem Range öffentlich als ſolche Männer behandelt wurden, die dieſe Tugenden wirklich beſäßen,

ſäßen, wenn es einem Jeden unter ihnen in dem Grade, in welchem ſeine eigenen Augen ſich dieſen wichtigen Menſchen näherten, nur anſchaulicher ward, daß ordentlicher Weiſe, wenn nicht gerade der Mangel jener löblichen Eigenſchaften, oder die ihnen entgegenſtehenden Laſter, doch wenigſtens ganz andre und ſehr fehlerhafte Beſchaffenheiten des Kopfes und Herzens die wahre Urſache waren, warum dieſer Duc die Ehre hatte, das Schickſal jener Provinz zu entſcheiden, dieſer Marquis jene, ein andrer Baron eine andre National-Angelegenheit, gut oder ſchlecht, aber ſo lange er Macht hatte, allemal zur allgemeinen Zufriedenheit ſeiner Kreaturen, zu beendigen? — Was übrigens jenes Blendwerk von einem Adel durch Geburt betraf, das die Franzoſen nunmehr mit einer Verachtung und einem Unwillen, die durch ſehr mächtige und wiederholte Veranlaſſungen zu einem ſo hohen Grade getrieben ſeyn mußten, ſogar bis auf die unbedeutendſten Unterſcheidungen durch Titel, Wappen und Livree ausgerottet haben: ſo konnten nur höchſt wenig Menſchen in Frankreich ſo jung ſeyn, nicht zu wiſſen, wie oft (und im Allgemeinen unfehlbar) eine gänzliche Verleugnung derjenigen guten Sitten, die zur Erhaltung einer ununterbrochenen und unvermiſchten Geſchlechts-folge eben die nothwendigſten ſind — das Mittel zur Er-

langung jenes Adels ward, und daß nicht die Reinheit, ſondern vielmehr gerade umgekehrt, nur eine vom Zufall begünſtigte Ueppigkeit des Bluts einer Einzelnen der ganzen Reihe von Brüdern, Vettern, Verwandten und Verwandtinnen in auf- und abſteigender Linie die hohen und edlen Vorzüge zu ertheilen vermogte, welche dann die arme Bäurin, der es an jener verdienſtlichen Freiheit mangelte, in tiefſter Unterthänigkeit reſpectiren mußte, gezwungen daſſelbe Laſter zugleich zu verehren und zu fliehen!

Kurz, die ſämmtlichen Glieder und Genoſſen des franzöſiſchen Reichs befanden ſich in einem ſo gänzlichen Widerſpruche zwiſchen ihrer Einſicht und ihrer Erfahrung, in einem ſo unglücklichen Mißverhältniſſe deſſen, was geſchah, zu dem, was geſchehen ſollte, daß — ſelbſt den Beſten unter ihnen nur der Wunſch des Beſſern übrig blieb.

Und zur Erfüllung eines ſolchen Wunſches unter ſolchen Umſtänden nur eine Zeit von zwei Jahren! — Nicht mehr als zwei kurze Jahre, welche auch, ihrer ſo großen und ausnehmenden Wichtigkeit ungeachtet, von der allgemeinen Eintheilung der Natur, wodurch die Eine Hälfte der ganzen Periode dem Schlafe zugeſprochen wird, nicht ausgenommen ſind! Wahrlich, es iſt viel

zu wenig Zeit für die Beſſerung eines ganzen Volks, eine Beſſerung, die entweder wenig mehr, als ſcheinbar ſeyn wird, oder auch faſt eine gänzliche Metamorphoſe ſeyn muß!

Denn man würde ſich vergeblich ſchmeicheln, daß der ganze glückliche Erfolg durch die Beſſerung oder die guten Eigenſchaften eines Theils der Nation zu erreichen ſey. Dies wäre der ſtrengen Wahrheit nach (und die Wahrheit kann hier nicht zu ſtrenge ſeyn) nichts anders, als daß zum Schein geſchähe, was wirklich geſchehen muß.

Auch wäre es wol eine ſo eitle Hofnung, als ungegründete Einbildung, wenn man ſich mit der Vorſtellung tröſten wollte, daß die Nation im Ganzen noch nicht ſo verderbt ſey, daß nicht ein großer, vielleicht der größte Theil derſelben reine Sitten und ein unſchuldiges Leben liebte und bewahre.

Man pflegt gewöhnlich der Verderbtheit der Städter die Unverdorbenheit des Landvolks entgegen zu ſetzen. Aber dieſer Kontraſt beruhet im Ganzen auf einer Täuſchung in den Schilderungen, die da, wo es auf hiſtoriſche Wahrheit und ein darin gegründetes Urtheil ankommt, der deutlichen Erkentniß Platz machen muß.

Es ſind nur die beiden unter den ſchlechten Sitten, die Heuchelei und die Kunſt zu ſchmeicheln,

chen, welche dem größern Theil des Volks, den man gewöhnlich die geringe Klaſſe nennt, von dem kleinern Theile, oder den ſogenannten Vornehmen, mitgetheilt werden. Im übrigen geht die Verderbniß weder von oben herab, noch von unten hinauf, ſondern die Anſteckung kommt ſich vielmehr entgegen. Wenn die Bewohner der Städte und die müſſigen oder beſchäftigten Aufwärter an einem üppigen Hofe ihren Eigennutz und alle ihre häßlichen Leidenſchaften nur hinter ein paar allgemein geltende Worte zu verſtecken brauchen, und gleichſam durch ein verabredetes Zugutehalten vor der öffentlichen Schande geſichert ſind, dann läßt ſich von dem armen Bauern hinterm Pfluge zwar Rohheit, aber nicht Edelmuth und Einſicht und verſtändiges, freies Urtheil erwarten. Ihn, den Unglücklichen, macht das bittere Bedürfniß, das er fühlt, und die Befriedigung deſſelben, die er nur in der Ferne an Andern ſieht, eigennützig und habſüchtig und neidiſch, wie den, der reicher iſt, ohne mehr zu beſitzen, das Wohlleben. In Städten und unter der verderbten Klaſſe der Vornehmen erſtickt die Ueppigkeit die Tugenden des Bürgers und des Menſchen; in der Hütte des Landmanns thut es die Armuth und ihre beiden traurigen Begleiter, die Verdroſſenheit und die Trunkenheit. Ein ſolches Volk beſteht im Allgemeinen

aus lauter Menſchen, die nur ſo viel Vernunft zu haben ſcheinen, daß ſie ſich der Brutalität ſchämen können, und daher die Vernunft ſelbſt zu einer bloßen Kunſt machen, den Sinnen zu dienen, damit ſie wenigſtens Arten des Genuſſes haben, worin es ihnen die geringere Klaſſe der Lebendigen nicht nachzuthun vermag.

So verderbt ſind die Werkzeuge, welche die Diener der Vernunft, wie viel Tugend und Kunſt ſie ſelbſt auch beſitzen mögen, zur Zeit einer allgemeinen Revolution unter einem ſolchen Volke gebrauchen müſſen. Wenn es auch gleich die beſten Menſchen ſind, die ihnen eifrig und werkthätig zu Hülfe kommen: ſo ſind es doch nur die beſten Menſchen, welche unter dieſen Umſtänden unter dieſem Volke leben, und die noch um, wer weiß, wie viel? weiſer und beſſer ſeyn müßten, ehe ſie ſich dem Ideal eines weiſen und guten Mannes ſo weit näherten, daß man, ohne Unbilligkeit, dieſes Ideal gleichſam zum Spiegel gebrauchen könnte, um ihre Geſtalt zu beurtheilen. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß das Volk Heucheln und Schmeicheln gelernt hat. Und durch welche Zauber-lieder, Opfer, Zerimonien und Beräucherungen kann ein Volk davon entſündiget werden?

Die Schmeichelei iſt eine Krankheit der Seele, die nur durch eine langwierige Kur geheilt wer-

den

den kann, und, wie Menſchen, welche durch eine lange Gewöhnung an zu ſtarken Gebrauch hitziger Getränke ihren Körper geſchwächt haben, ſo unglücklich ſind, daß ſie eben das, was ihnen ſchädlich iſt, nicht entbehren können, eben ſo iſt die geiſtige Natur eines Volkes, bei dem das Schmeicheln einmal Sitte geworden iſt, an ſich ſelbſt zu kraftlos die reine, mit gar nichts Benebelndem verſetzte, nüchterne Wahrheit zu ertragen. Wie man vorher Königen, Herzogen und Grafen, Herren und Dienern, kurz allen den Menſchen, die eine gewiſſe Livree, ein gewiſſes die Augen blendendes Abzeichen trugen, bis auf ihre Pferde und Hunde herab, zu ſchmeicheln gewohnt war, ſo wird das Volk beim Anfange ſeiner Emanipation — ſich ſelbſt ſchmeicheln. Es wird Ehre mit Tugend, Nationalſtolz mit Patriotismus, wildes Aufbrauſen mit feſtem Muth verwechſeln.

Zieht man neben dieſem ſchlimmen Umſtande noch einen andern nicht minder wichtigen Punkt in Betracht, daß nämlich die Periode der allgemeinen Befreiung eines Landes gerade der Zeitpunkt iſt, in welchem alle Leute von Talenten durch die Natur der Sache aufgefodert werden, der großen Unternehmung mit ihren Talenten (beſonders mit dem Talent zu den redenden Künſten) zu Hülfe zu kommen: ſo wird auch daher noch mehr begreiflich werden, wie die ganze Hand-

lung nicht anders, als langſam geben könne, eben weil ſie nicht ohne eine ſolche, eben ſo bedenkliche, als wirkſame Hülfe der Kunſt geſchehen kann. Wenn man auch die Lebhaftigkeit oder Heftigkeit, die Eitelkeit, den Stolz oder den Eigenſinn, mit welchem alle großen Talente gewöhnlich, wie mit einem Zuſatze, der das edle Metall zum brauchbaren Werkzeuge machen muß, mehr oder weniger verſetzt ſind, gar nicht in Betracht ziehen will: ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß — ein jeder Künſtler Wohlgefallen an ſeiner Kunſt und an dem Erfolge der von ihm ausgeübten Kunſt hat.

Der Redner wird nicht allein auftreten und ſeinen Mund öffnen, um lediglich dies oder jenes zu verhindern, dies oder jenes zu befördern. Er wird ſich in ſeiner Rede, in der Ausübung ſeiner Kunſt von ſeinem Talente hinreiſſen laſſen. Er wird gleichſam von ſeinem eigenen Genie überwältigt werden, und eben aus derjenigen Unfähigkeit mittelmäßig zu bleiben, welche die kleinern Menſchen den größern nun einmal zu Gute halten müſſen, vielleicht Wirkungen hervorbringen, ohne welche der Zweck beſſer erreicht wäre. Er wird beleben, anſtatt zu wecken; er wird begeiſtern, anſtatt nur zu ermuntern; er wird vielleicht gar dann und wann blenden, anſtatt zu erleuchten. Der Menſch bleibt Menſch,

und

und es geht den einzelnen Menſchen, wie den Staaten; je mehr Kräfte ſie beſitzen, deſto ſchwerer wird es ihnen, ſie zu regieren. — Auch iſt noch billig zu bedenken, daß zu einer Zeit, da der allgemeine Antheil an der gemeinen Sache alle und jede zu einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit hingeriſſen hat, der Geſchmack, der alleinige Richter der Talente, unmöglich ungeſtört genug ſeyn kann, um ſein Richter-amt mit der nöthigen Strenge und Unpartheilichkeit auszuüben.

Allerdings hat uns die neueſte Epoche in der franzöſiſchen Geſchichte manche Veranlaſſung gegeben, die triviale aber darum nicht unnütze Bemerkung zu machen, daß Sprechen nicht Handeln ſey; und von welchem Theile der franzöſiſchen Nation ſollten dieſe Veranlaſſungen unmittelbarer herkommen, als von ihren Repräſentanten in der National-verſammlung?

Wenn aber Herr Wieland ſagt: „Sprechen war ihre Sache; des Volks ſeine iſt nun zu thun und zu leiſten, was jene geſprochen haben:“ *) ſo ergreift den Leſer, der Wielands Verdienſte kennt, und auf den jedes Wort eines Schriftſtellers, den er liebt, natürlicher Weiſe doppelt tiefen Eindruck macht, ein herbes Gefühl des Schmerzes, daß ein ſo weiſer Mann gerade jetzt, „da

*) T. M. St. 10. S. 135.

„durch Partheilichkeit, leidenſchaftliche Hitze, ein„ſeitige Verſtellungsart, unreife Urtheile, und „beſonders durch Verwirrung und Unbeſtimmtheit „der Begriffe innerhalb und auſſerhalb der „Mauren Ilions ſo viel geſündiget wird“ *) — der leidenden Menſchheit lieber (nicht mit Unterdrückung aller Indignation) einen Spiegel vorhält, worin ſie nur ihre Schwäche vergrößert erblickt, und auf die Weiſe, zwar ohne ſeine Schuld, aber nicht ohne ſeine Veranlaſſung derjenigen Muthloſigkeit und elenden Zerknirſchtheit das Wort zu reden ſcheint, die ordentlicher Weiſe nur von Kanzeln herabgepredigt und von Gerichtshöfen und Fröhnereien herausgewirkt zu werden pflegt, anſtatt ihr mit gutem Rath, Troſt und Ermunterung zu Hülfe zu kommen.

Man mögte faſt fragen: wenn bis dahin auch nur der kleinere (und deswegen hoffentlich um ſo eher der weiſere) Theil der franzöſiſchen Nation einſieht, daß es beſſer ſey, wenn die Glieder von dem Perſonale einer Dienerſchaft, die nach ihren Kräften die unterſchiedlichen Angelegenheiten der Nation zu beſorgen hat, oder mit einem fremden Ausdruck: die Miniſter „bloſſe Commis der National-verſammlung ſind“ — wenn, was dieſen Punkt betrifft, die vernünftigeren Franzoſen

*) T. M. St. 10. S. 137.

ſen von der Meinung des königlichen Propheten, David, abweichen, und lieber in die Hände der Menſchen, als in die Hände des Herrn fallen wollen: ſollten ſie nicht gute Gründe dazu haben? Nicht wenigſtens Gründe, die wichtig genug ſind, um ſo lange zu gelten, bis ſie von ſtärkern Gründen verdrängt werden?

Oder gibt es einen beſſern, ſichrern, geradern und kürzern Weg, zu verhindern, daß nicht ein ganzes Volk den Launen eines Dionyſius, der Politik eines Philiſtus und Timokrates, und der Tugend einer Kleoniſſa *) preiß gegeben werde? — Gibt es ein kräftigeres Mittel, wodurch, ohne der Exiſtenz der Höfe und dem in dieſer Exiſtenz eines vielleicht unter gewiſſen Umſtänden unabhelflichen Uebels beruhenden Genuſſe der Fürſten zu nahe zu treten bewirkt werden könnte, daß ein ſolcher nun einmal exiſtirender Hof fürderhin nicht mehr gerade der Platz ſey, an welchem auch ein vorzüglich guter und großer mit den beſten Talenten ausgerüſteter und vom edelſten Willen beſeelter Menſch, ein Agathon, lernen müſſe, „daß auf dieſer ſchlüpfrigen Höhe „die Tugend entweder der Klugheit aufgeop„fert werden muß, oder die behutſamſte Klug-

*) Perſonen, welche die Leſer aus dem Agathon kennen.

„heit nicht hinreichend iſt, den Fall des Tu„gendhaften zu verhindern?“ *)

Sollten nicht alle verſtändigen und weiſen Männer, welche je ſolche Dinge zu Gegenſtänden ihrer nähern Unterſuchung gemacht haben, darüber einig ſeyn, daß nicht ſowol die Monarchie, ſondern vielmehr der Hof die Quelle des Verderbens einer Nation und der wahre Grund der ſchlechten Regierung ſey?

Warum ſtreben gerade alle Höflinge, die entweder Günſtlinge ſind, oder zu werden hoffen, ſo ſehr für die Allgewalt der Fürſten? Geſchieht dies aus einer Verblendung, durch welche ihre, vielleicht partheiiſche, Liebe zur Perſon des Regenten ihren Verſtand verfinſtert, oder geſchieht es zufolge einer ganz nüchternen Ueberlegung, vermöge welcher ſie aus den in ihrer Erfahrung gegebenen Datis die Möglichkeit und Leichtigkeit, den einzelnen Menſchen zu gewinnen, und durch einen knechtiſchen Dienſt, der ſeiner Schwäche ſchmeichelt, in der That zu beherrſchen, ſehr richtig berechnen?

Und was hat die National-Verſammlung gethan, als daß ſie die wirkliche und elende Deſpotie der Diener, die unter dem Sonnenſchein

*) S. Agathon; achtes Buch, ſechstes Kapitel, am Ende.

ſchein der Größe ihres Herrn ſo gutes Gedeihen hatte, aufhob, indem ſie dem Volk über dieſen Punkt die Augen eröffnete, und von der guten und löblichen Einrichtung, nach welcher ein Jeder, der ein Amt hat, des Amts warten muß, und Andre, um ſeiner etwanigen Schwäche zu Hülfe zu kommen, ein wachſames Auge auf ihn haben, keine nachtheilige Ausnahme zu Gunſten der Diener des Königs, unter deren übler Herrſchaft die Nation nothwendig leiden muß, gemacht wiſſen wollte?

Die franzöſiſche Nation hatte ja zu traurige Erfahrungen von dem Einfluß und Regiment der Philiſtus und Timokrates und Kleoniſſa u. ſ. w. gemacht; oder mit andern Worten: ſie hatte zu ſchmerzlich gefühlt, welch ein elendes Ding es ſey, wenn das Schickſal einer Nation, wenn Krieg und Frieden, Glück und Unglück eines ganzen Volks von der Geſchmeidigkeit und gefährlichen Geſchicklichkeit eines Kammerdieners, Haarkräuſelers, Bartputzers oder Kupplers abhängt, der dadurch, daß er beſſere Kleider trägt, beſſer ißt und trinkt, und beſſer bedient wird, unmöglich ein beſſerer Menſch werden kann. Sollte ſie dieſe Erfahrungen nicht benutzen?

Nun iſt doch wenigſtens, indem gerade die wichtigſte Dienerſchaft der Nation, die von

deren gute oder ſchlechter Verwaltung ihres Dienſtes das Wohl des ganzen Landes ſo ſehr abhängt, der unmittelbaren und mächtigen Oberaufſicht der ſo zahlreichen National-verſammlung unterworfen ward, dem ſchmählichen Umſtande vorgebeugt, daß — eine Maitreſſe, die um ihren Platz zu behaupten, keine andre Talente gebraucht, als diejenigen, welche ihre Göttin, Venus vulgivaga, ihr ungebeten ertheilt hat, die Anführer der Kriegsheere ernennen; und — der demüthige Anbeter der kleinen Freundin eines Schreibers, welcher das Glück hat, einem groſſen Manne zu dienen, der Sekretair bei irgend einem Unter-Sekretair irgend eines Miniſters iſt, einen unſchuldigen, ehrlichen Mann ohne Verhör auf Zeitlebens ins Gefängniß werfen könne.

Und wenn das auch nicht viel iſt: ſo iſt es wahrlich doch ein beträchtliches Etwas für eine Nation, die ſeit mehr als einem Menſchenalter an dergleichen Unthaten gewöhnt war, und ſo lange alle ihre Fähigkeit, ſich die erſten und unveräußerlichſten Rechte der Menſchheit zu vindiciren, auf die armſelige Hülfe eines ſo kleinlichen Spotts einſchränkte, der ſich in Gaſſenhauer verkriechen mußte!

Wer künftig als Miniſter der Nation dienen will, wird doch andre Dinge zu ſtudiren haben,

ben, als die Künſte der Schmeichelei, oder die Wiſſenſchaft der edlen Aufwartſamkeit, dem Könige gerade in der oder der Laune das oder jenes Wort zu ſagen, das Dero Majeſtäten, je nachdem ſie gegeſſen oder nicht gegeſſen haben, gern oder ungern hören. Mit dem Talent, dem Kammer-mädchen der Maitreſſe eines Günſtlings zu gefallen, kann doch nicht wohl einer, der bei Sinnen iſt, hoffen, die Majorität der Stimmen der National-verſammlung zu gewinnen. Vermöge der jetzigen Einrichtung können alle dieſe Talente und Künſte nur im Innern des Hofes zum Vortheil ihrer Beſitzer angewandt werden, ohne daß die ganze Nation dabei etwas Namhaftes verlöhre. Denn ob Jean oder Pierre durch Protection von Jeannotte oder Gotin, deren Wohlgewogenheit er ſich in der Antichambre, oder im Stalle erworben hat, drei oder ſechshundert Livres mehr vor den dem Könige zu ſeiner alleinigen Diſpoſition bewilligten Einkünften für ſeine eigne kleine Perſon davon trägt, das kann der Nation im Ganzen ziemlich einerlei ſeyn?

Die Haupt-ſache iſt und bleibt die große National-Angelegenheit, — die Nation vom Betruge zu retten.

Des kann nur langſam geſchehen. Denn es gehören zwei Perſonen zu jedem Betruge; eine,

die betrügt, und eine die ſich betrügen läßt. Der Fähigkeit, ſich betrügen zu laſſen, kann aber eine ganze Nation, die ſo lange an das Betrogenwerden gewöhnt war, natürlicher Weiſe nur langſam entwachſen.

Und dazu iſt die Konſtitution nur ein Hülfsmittel. Sie iſt nicht Alles. Sie iſt nicht die Wirkung der Natur ſelbſt. Sie kann dieſe nur erleichtern, indem ſie der Störung und Hemmung durch feindſelige Kräfte vorbeugt.

Reif zur Freiheit und frei ſeyn, ſind im Grunde gleichbedeutende Ausdrücke. Wenn aber ein Volk wirklich frei iſt: ſo braucht es keine Konſtitution zu machen. Es darf dann nur die, welche es hat, erhalten.

Welch ein gutes Mittel, einem Volke die Freiheit zu verſchaffen, die engliſche Konſtitution ſey, darüber kann man jetzt füglich genug die Erfahrung — den beſten Probierſtein aller politiſchen Theorien und Spekulationen — fragen; denn dieſe Konſtitution hat nun ſchon mehrere Menſchen-alter durchlebt.

Von der magna charta, die ſeit einigen Jahren durch die bewegliche Erzählung, welche uns Herr Archenholz von ihrem Begräbniſſe gemacht hat, bekannter geworden iſt, als ſie zu ſeyn verdient, iſt nicht der Mühe werth zu reden, wenn

man ernſthaft von der jetzigen engliſchen Staatsverfaſſung ſprechen will. Aber ſeit der bill of rigths ſind nun auch ſchon über hundert und funfzig Jahre verfloſſen. Wie frei iſt nun das engliſche Volk?

Die Miniſter ſind in England nicht bloße Commis der Parlamenter. Aber was ſind die Parlamenter?

Sind ſie eine Verſammlung von aufgeklärten, redlichen, patriotiſchen und weiſen Männern, die ohne Einfluß der Uebermacht, der Täuſchung und des Eigennutzes ihre edlen Kräfte ganz frei und großmüthig den National-angelegenheiten widmen?

Wenn ſie das wären: o! welch ein glückliches Land müßte England ſeyn, worin ein ſolcher Ueberfluß von dieſen weiſen und tugendhaften Männern iſt, daß ſie bei jeder Wahl des unbedeutendſten Fleckens — einander überbieten?

Aber was für freie Leute ſind die, welche bei den Wahlen ihrer Repräſentanten ſo wenig nüchtern zu Werke gehen, daß ihr Verſtand gewöhnlich erſt durch irgend eine Trunkenheit, in welche der Kandidat ſie vorher durch ſtarke Getränke und numeraire Beſtechungen hergebrachtermaaßen zu verſetzen ſucht — begeiſtert werden muß,

muß, um beurtheilen zu können, ob er oder ein Anderer geſchickter ſey über ihr Vermögen und ihre Kräfte zu diſponiren? Was für ein Volk, das bei den wichtigſten Wahlen ſo verfährt, als ob es glaubte, derjenige würde das National-vermögen am beſten verwalten, der das meiſte von ſeinem Privat-vermögen hingäbe, um zu jener Verwaltung zu gelangen?

De Lolme und Montesquiau mögen ſagen was ſie wollen: ſo ſpricht es ſehr gegen die engliſche Konſtitution, daß das engliſche Volk ſeit mehr, als einem Jahrhundert, da dieſe Konſtitution faſt ohne alle Abänderung dauert, noch nicht beſſer gelernt hat, frei zu ſeyn!

Reden! Ja reden können Alle, die im Parlamente dem Miniſter wichtig werden, vortreflich! Und dieſe Reden ſind ſelten ohne guten Erfolg; denn — ſie werden auf die eine oder andre Art einträglich. *)

Dies

*) Unter den neueſten lebenden Beiſpielen von der Einträglichkeit der Rede-kunſt wird niemand, der England aus irgend einer andern Quelle kennt, als aus der, die uns etwa ein geſchickter Reiſender eröfnet hat, den berühmten Declamator Burke vergeſſen. Aber wer das engliſche Staatsweſen auch gar nicht näher kennt, wird doch nicht

Dies iſt ein Umſtand, welcher der Reife des engliſchen Volks zur Freiheit nicht wenig nachtheilig iſt. Und er iſt ſo daurend, dieſer nachtheilige Umſtand!

Das Volk ſchätzt ſeine Repräſentanten nach ihrer Redekunſt, nach dieſer gefährlichen Kunſt, gegen die es ſich eigentlich mit dem kälteſten Mißtrauen bewafnen ſollte. Außer dem Anhange und Ein-

anhin können, ſich zu wundern, wenn er lieſt, wie einem Manne, der ſo wenig an das Schweigen gewöhnt iſt, in einer gedruckten Schrift öffentlich die unrühmliche Bezahlung ſeines Patriotismus vorgeworfen wird, und er — auf alles andere, als auf dieſen Vorwurf antwortet. Der Schweigende iſt **Burke**: der Auffodernde war der arme Amerikaner **Paine**, den man in Deutſchland wol nicht weiter nennen darf, ſeitdem ihn ein gewiſſer Recenſent in der **allgemeinen Literatur-zeitung** in die Schule geführt hat, wobei doch zu bemerken iſt, daß in den **engliſchen** kritiſchen Journalen, die Recenſenten in dem Betragen des **unhöflichen** Amerikaners nur beſonders die Dreiſtigkeit grob fanden, mit welcher er ihrer Nation gewiſſe nicht ſchmeichelhafte Wahrheiten ſo gerade zu ins Geſicht ſagte, weil nämlich ſeine Antwort an Burke in London ſelbſt gedruckt ward. Der deutſche allgemeine politiſche Recenſent aber, welcher noch nicht der Meinung iſt, daß Staatsſachen nach dem geſunden Menſchenverſtande beurtheilt werden müſſen, lächelt nur über den Unverſtand und die Unkunde des Mannes!

Einfluße, den einem mächtigen oder geſchickten Manne ſeine Partei natürlicher Weiſe verſchaffet, hat er zur Vermehrung ſeines Anſehens kein wirkſameres Mittel, als den Beifall, den ſeine täuſchende Kunſt ihm erwirbt.

In der That, je mehr man ſich eine wahre Kenntniß von der Geſchichte Englands (auch in dieſem Jahrhundert und in der Periode des gröſſeſten Flors dieſer ſtolzen Inſel) aus den eigentlichen Quellen zu verſchaffen ſucht, deſto weniger kann man umhin, die Bemerkung zu machen, daß — die Britten ſich von ihren Rednern gängeln laſſen, wie Kinder, indeß wirklich ein Hof das Land regiert; ein Hof entweder des Königs, oder des Miniſters oder des ehrgeizigſten Gegners des Miniſters. John Bull iſt noch heutiges Tages eben ſo, wie Swift ihn karakteriſirte, voll Launen, Eigenſinn und Einbildung; wer aber John Bull ſchmeichelt, kann ihn — ganz gemächlich bei der Naſe führen, wohin er will. Statt aller ausführlichen Schilderung darf man ſich nur des Einen Beiſpiels der Vertheidigung Gibraltars, die wir alle erlebt haben, erinnern, und man hat den Haupt-zug im National-karakter der Engländer. Man reize den National-ſtolz, und John Bull läßt ſich mit Vergnügen an den Bettelſtab bringen, und dankt es Jedem ſehr übel, der einen

Ver-

Verſuch macht, ihm auszureden, das dies ſo ſeyn muß.

Nun fragt es ſich freilich: in wie weit iſt die engliſche Konſtitution Schuld an dieſer Schwäche der Nation? Und dieſe Frage iſt zu beantworten; denn ſo viel leuchtet von ſelbſt ein, daß, wenn drei Generationen von Menſchen während einer unveränderten Verfaſſung ihres Staats, unter dieſer Einrichtung des Gemein-weſens noch nicht einmal ſo weit zur Freiheit reif geworden ſind, daß ſie ſich vernünftig und kaltblütig beſinnen können, ob ſie nicht lieber einer Chimäre von Glanz und Ruhm und Hoffarth und Eitelkeit, die durch ihr eigenes, wie durch Feindes Blut erkauft werden muß, entſagen wollen, als ſelbſt einwilligen, ihr eigenes, ſie faſt zu Boden drückendes Elend zu vermehren — wenn unter einer ſolchen Konſtitution auch die dritte Generation noch nicht tugendhaft und weiſe und reif genug zur Freiheit geworden iſt, um es unſinnig zu finden, den Preis ihrer ſchweren Arbeit, ihre Geſundheit, ihr Leben, ihre Freiheit wegzuwerfen, damit nur die Schiffer von andern Nationen den Schiffern von der ihrigen zuerſt das Kompliment machen müſſen — wenn auch in dieſer Generation noch Kinder und Greiſe mit einer ſo vernunftloſen Begeiſterung, als womit nur immer der ſchwachſinnigſte Frömmling ſein Bußlied daher plärrt,

ſingen können: Rule, Britannia, rule the waves! — ſo muß in dieſer Konſtitution irgend ein Etwas, irgend ein ſchlimmes Principium ſeyn, das dem Fortgange der Kultur, dem Gedeihen der Vernunft, und alſo dem Reifen des Volks zur Freiheit hinderlich iſt.

Und es entdeckt ſich bald, dieſes ſchlimme Principium. — Es iſt nichts anders, als der böſe Geiſt des alten Feudal-ſyſtems, der auch in der jetzigen engliſchen Konſtitution noch lebt und webt, der verderbliche Geiſt des Krieges und der Herrſchſucht.

Dieſem böſen Geiſte gehorcht das Volk, und nicht der geſunden Vernunft. Erobern wird in England eben ſo wenig für Raub gehalten, als anderswo; politiſche Betrügerei iſt da ſo wenig ſchimpflich, als anderswo, und um andre Nationen zu berauben, erniedrigen ſich die mit Freiheit prahlenden Engländer bis zur entehrendſten Sklaverei, und werden rußiſchen Knechten gleich.

Läßt ſich nicht noch jetzt die kultivirte engliſche Nation täglich von ihren Lieblings-rednern ſowol, wie von ihren pfiffigen Miniſtern vordeclamiren, wie vordemonſtriren, daß Fiſchfang und der Küſten-handel mit Stein-kohlen der Nation vorzüglich deswegen nützlich wären, weil ſie eine Schule abgäben, in welcher See-leute

gebildet werden, die vor andern geschickt sind, todt zu schlagen und sich todtschlagen zu lassen, so bald John Bull oder John Bull's Geschäftsträger den whim in den Kopf kriegen, sich mit irgend einem Nachbarn oder Entfernten auf der See herum zu prügeln?

Von welchen Kannibalen und Anthropophagen, sollte man denken, muß die Nation umgeben seyn, welche die beschwerliche und unnatürliche Lebensart eines großen Theils ihrer Mitglieder, die ihre Tage in einem ungeselligen, einförmigen Schwimmen zwischen Luft und Wasser, welches sie bekannter mit Fischen, als mit Menschen macht, zubringen müssen, weniger wegen des Vortheils für Geselligkeit und Verkehr mit anderen Nationen (die sie nun einmal durch ihre Aufopferung zu erleichtern bestimmt sind) schätzt, als — eben um des Elends willen, daß diese rohen Menschen, indem sie ihre Humanität aufopfern, desto besser geschickt werden, andre todtzuschießen, und sich selbst um der Narrheit andrer willen todschießen zu lassen?

Allein dies ist keinesweges der Fall. Dies bedrängte Volk hat keine Feinde, als seine eignen Laster; seiner Freiheit drohet keine Gefahr, als von seiner eigenen Ungerechtigkeit. — Aber wie wird es bei dieser Gefahr auch frei seyn oder je frei werden können, dieses Völkchen von In-

ſulanern, das die Welt-meere beherrſchen, und das Gleichgewicht von Europa abwägen will, dieſes Volk, das Indien erobert um Thee trinken und Aethiopien entvölkert, um Zucker ſieden zu können?

Die erſte Lection, welche ein Volk zu lernen hat, das frei werden, frei ſeyn, und frei bleiben will, iſt, — Gerechtigkeit und nicht Macht gelten zu machen und geltend zu erhalten.

Hat die engliſche Regierung nur während der Zeit der drei letzten Generationen (denn wir wollen die vorigen für Kinder rechnen, dieſe hätten aber doch ſchon Männer ſeyn müſſen) gethan, als ob es einen ſolchen Grundſatz der Politik gäbe?

Nein! antwortet die Geſchichte laut. Sie hat ſo unbefangen und ohne zu erröthen, wie irgend eine Diſpotie in Aſien oder Afrika ungerechte Kriege geführt. Sie hat mit einer Beſtändigkeit und Unveränderlichkeit, als ob ſie einem wahren und richtigen Grundſatze der Moral folgte, die elende Regel: der Zweck heiligt die Mittel, geltend gemacht. Der Zweck war Vortheil, und die Mittel — dienlich.

Ein Krieg, um ein Handlungs-etabliſſement oder eine Begünſtigung im Handel von einer andern Nation zu erzwingen, iſt nicht um einen Tü-

til

tel gerechter, als irgend ein Streifzug Tamerlans; und Schiffe, welche gebauet werden, um die See zu beherrſchen, erhalten keinen edlern Zweck durch den zufälligen Umſtand, daß ſie in England und nicht in Algier vom Stapel laufen.

Wann hat man aber je in einem brittiſchen Parlament Debatten über die Gerechtigkeit eines Krieges gehört, auſſer im amerikaniſchen, wo nun freilich die Barbarei unmöglich ganz ignorirt werden konnte, und wo es dennoch der Mitwirkung ſehr unlauterer Einflüſſe bedurfte, um der Gerechtigkeit die Stimme einiger wenigen Redner zu erwecken?

Es kann im Grunde ein ungerechter Krieg auch durch die lauteſte Mißbilligung der Nation nicht einmal verhindert werden. Die Konſtitution macht dies, leider! unmöglich.

Denn es iſt nur ein Bon-Mot, zu ſagen, der König von England könne kein Böſes thun; ein Bon-Mot, wie was Yorik im pariſer Opernhauſe zu dem alten franzöſiſchen Officier ſagte. *) Oder man müßte denn einen ungerechten Krieg für nichts Böſes halten wollen.

*) „On England, dear Sir, we sit all at our ease“ ſagte er. At your ease! — Alass, poor Yorick!)

Denn alles dem regierenden Minister aufzubürden, wäre auch Ungerechtigkeit. Es ist gut, mitleidig gegen Könige zu seyn, wenn man nur nicht unbillig gegen das Volk wird.

Daß Volk und König in eine Art von Streit mit einander gesetzt sind, und, was für gute Sentiments ein Minister in England seinen König in feierlichen Reden auch sagen lassen mag, daß der König in der That ein besonderes persönliches Interesse hat, welches mit dem des Volks im Grunde unverträglich ist — darin besteht ein wesentlicher Fehler der englischen Konstitution.

Der König steht gegen sein Volk da, wie eine einzelne Person; die von allen den schimmernden, im Grunde aber verkleinernden Verhältnissen eines großen Herrn gegen andre große Herren nicht befreiet ist. Die königliche Leidenschaft der Ruhmsucht und Herrschsucht wird durch Verhältnisse und böses Beispiel in ihm so sehr angefacht, wie in andern großen Herren. Nur hat sich das Volk durch Privilegien, welche es nach und nach unter günstigen Umständen erzwang, gegen die Gewalt gesichert, durch welche uneingeschränkte Monarchen ihre Unterthanen zur Befriedigung ihrer Leidenschaften zwingen können?

Aber auch gegen die List?

Und iſt die Liſt nicht dem Volke eben ſo gefährlich, als die Gewalt, wenn es auf Freiheit ankommt? — Nun ſteht der regierende Miniſter immer da, als ein Diener zweier Herren! Er muß den Launen des Volks ſchmeicheln, um ſeine Popularität, und den Launen der Majeſtät, um ſeine Stelle zu erhalten. Nur durch Liſt kann er auf eine kurze Periode Herr des Königs und des Volks ſeyn. Wann er fällt, tritt ein andrer wieder an ſeine Stelle, und bei dieſer veränderlichen Abwechſelung iſt nichts bleibend, als der Fehler, wodurch ſie möglich wird.

Wenn man das Innere der engliſchen Verfaſſung kalt und prüfend zergliedert: ſo ſcheint ſie uns faſt zu einem Exempel aufgeſtellt zu ſeyn, woran wir erkennen können, wie weit überall eine monarchiſche Verfaſſung behülflich zu ſeyn vermag, daß ein Volk reif zur Freiheit werde. Aber in dieſe Unterſuchung tiefer hinein zu gehen und um ein einleuchtendes Reſultat daraus zu gewinnen, — vielleicht iſt dazu das achtzehnte Jahrhundert ſelbſt noch nicht reif genug.

2.

Geheime Geſchichte eines geweſenen Roſenkreuzers.

Drittes Kapittel.

Fortſetzung derſelben Materie.

(S. den November d. J. 1791.)

Als die vorhin erwähnte kleine Schrift, welche den theoretiſchen Grad der R. K. enthält, im Druck erſchienen war, trat der Ober-vorſteher mit bekümmertem Geſicht und ängſtlichen Mienen in die Verſammlung, und machte den anweſenden Brüdern mit Seufzen bekannt, „daß ein Verräther der Geſellſchaft den ganzen Grad in Druck gegeben hätte, weswegen denn er, der Ober-vorſteher, von den hohen Obern Befehl erhalten habe, die Verſammlung fortan nicht nach dem bisherigen Ritual zu öffnen noch zu ſchließen, auch keinen Kandidaten ferner aufzunehmen, bis die hohen Obern erſt andere, nunmehr nöthig gewordene Verfügungen getroffen hätten.“

Beinahe ein halbes Jahr lang wurden alſo die Verſammlungen zwar ſtill und feierlich, aber ohne diejenigen Zerimonien, welche unſere Leſer am Ende des erſten Buchs erfahren haben, fortgeſetzt. Seine hyperphyſiſch-myſtiſchen Vorleſungen unterbrach der hochwürdige Ober-vorſteher indeſſen nicht; und endlich fing er auch die alten Gebräuche wieder an, indem er erklärte, „daß die ho-

hen

hen Obern ſolches nunmehr wieder erlaubten, weil ſie erkannt hätten, daß aus jener verrätheriſchen Bekanntmachung der Geſellſchaft weiter kein Nachtheil zuwächſe.“

Cedrinus hatte damals noch nicht allgemeine Kenntniß genug von der Natur der Myſterien und der Geſchichte aller geheimen Geſellſchaften, um über dieſe Erklärung die Anmerkungen zu machen, wozu ſie einen weniger bei der Sache intereſſirten Beobachter hätte veranlaſſen können. Nachher hat ihn ſeine Erfahrung zur Gnüge belehrt, daß die Beſorgniſſe der hohen Obern und des hochwürdigen Ober-vorſtehers in hohem Grade eitel geweſen wären. — Eine geheime Geſellſchaft, deren Zerimonien durch eine unglückliche Dazwiſchenkunft der Publicität der Buchdruckerpreſſe überantwortet werden, hat nicht mehr noch weniger zu thun, als ganz ungeſtört fortzufahren. Wenn nur ihre Mitglieder ſelbſt nicht unvorſichtig genug ſind, um die Authenticität ſolcher Akten-ſtücke ſelbſt öffentlich anzuerkennen: ſo wird das Publikum irre, vergißt bald, was es geleſen hat, bekommt ein Mißtrauen gegen die Schriften, welche Geheimniſſe verrathen, und es müßte nun ein ganz auſſerordentliches Unglück ſeyn, wenn die geheime Geſellſchaft nicht ihre Beſchreibung überleben ſollte. Welche Zerimonien welches Grades der höhern oder niedri-

gen Freimaurerei, der Tempel-herren und Illuminaten, der Schotten und Alt-Schotten, des Synedriums in London und der asiatischen Brüder in der ganzen Welt, sind nicht bis auf das kleinste Detail, einzeln und im ganzen Zusammenhange beschrieben und gedruckt, gezeichnet und in Kupfer gestochen, ohne daß sie deswegen aufgehört haben, Geheimnisse zu seyn? — Kennt nicht der Gelehrte, welcher liest, die Geheimnisse der Freimaurer besser, als die Freimauer, welche alle Grade haben? Und wird nicht dennoch Jedermann Freimaurer, der sich nicht etwa vor dem päbstlichen Banne fürchtet? — Denn liest Jedermann? Und sind nicht manche Zeremonien so unglaublich, daß, wer nur die geringste Anlage zum Zweifeln hat, eher alles versuchen wird, und einem Sinne nach dem andern so lange mißtrauet, bis ihn die Erfahrung Aller endlich zum Glauben zwingt? — — Diesen Umstand hatten entweder die hohen Obern nicht genug beherzigt, oder der hochwürdige Obervorsteher mogte vielleicht seiner Gesellschaft ihrer Jugend wegen noch nicht so viel Kräfte zum Siege über die Publicität zutrauen, als sie wirklich besaß; sonst würden weder sie noch er gethan haben, was in der That unnöthig war, und was nur allzuleicht hätte nachtheilig werden können, wenn die Brüder weniger mit ihren Erwar-

wartungen beſchäftigt geweſen wären. Sie vergaßen die alte Klugheits-regel, nach welcher man dann am ſtolzeſten triumphiren muß, wann einem am bängſten ums Herz iſt.

Sie hatten mit dieſer mißlichen Unterbrechung der Zerimonien überdies eine noch gewagtere Veränderung im Erheben der Einkünfte verbunden. Es ſollte nämlich inskünftige kein ſchottiſcher Altmeiſter, der ſich zu dieſem Geheimniß meldete, für die Aufnahme etwas bezahlen. Doch blieb es dem Zirkel unverwehrt, ſich ſtatt des Receptionsgeldes, welches bisher an die hohen Obern eingeſandt war, von dem neuen Bruder einen Beitrag zu ihrer Requiſitions-kaſſe entrichten zu laſſen. Dies fand nachher in der hamburgiſchen Geſellſchaft der theoretiſchen Brüder Statt, und jener Beitrag war gerade ſo viel, als das Quantum, welches vorhin den Namen, Receptionsgeld, führte.

Wiewol nun durch dieſe Veränderung das Aufnahme-geld, welches vorhin in Geſtalt einer Abgabe oder Gebühr den hohen Obern zugefloſſen war, und jetzt eine Stelle in der Requiſitionskaſſe des Orts finden ſollte, als eine Sache, die die Aufmerkſamkeit ſo hoher und ſo unbekannter Männer ſo ſehr beſchäftigte, einen gröſſern Grad von Wichtigkeit erhielt: ſo machten die Brüder doch weiter keine Anmerkungen darüber. Sie

un-

unterſuchten weder, ob dies Geld eine Art von Einkaufs-preiß wäre, noch ob die herausgekommene Schrift, welche die Geheimniſſe jedem Käufer für wenige Groſchen mittheilte, Urſache der neuen Einrichtung ſey. Es war nicht ihr Beruf, zu unterſuchen, ſondern zu befolgen.

Die Lectüre des Cebrians ſchlug nun mehr und mehr gänzlich in das Fach der myſtiſchen Schriften über die Naturkunde ein. Bruder N—, der ihn zuerſt in dieſe Geſellſchaft geführt hatte, lieh ihm Freimaureriſche Verſammlungs-reden der Gold- und Roſenkreuzer des alten Syſtems. Mit zwölf eingedruckten Vignetten. Amſterdam 1779, nebſt Johann Gottfried Jupöle *Phisica-myſtica* und *physica sacra sacratissima*. Eine Offenbarung der uns unſichtbaren magnetiſchen Anziehungs-kraft aller natürlichen Dinge; und eine heilige Betrachtung der Grund-einſicht, wie ſich die allerhöchſte Einheit in die Vielheit offenbaret hat, und aus dieſer wieder in die Einheit gehen ſoll. Zu Lob und Preiß des höchſten einigen Gottes. Berlin und Leipzig, bei Georg Jakob Decker, 1782.

Beide Bücher ſcheinen faſt beſtimmt zu ſeyn, in einer genauen Verbindung nach einander geleſen zu werden. Der Verſammlungs-reden der Gold- und Roſenkreuzer

ſind zwölf. Der Herausgeber unterzeichnet ſich hinter der Vorrede mit v. S. Er erzählt, er habe die Manuſcripte auf einer Reiſe in Italien, zwiſchen Ravenna und Rimini in der Romagna erhalten. Ein Wirth, bei dem ſein Fuhrmann eingekehrt ſey, ſagt er, habe ſie ihm, als etwas, das niemand in der Gegend leſen könne, und das er, als ein Fremder, vielleicht verſtehen mögte, gezeigt. „Ich erkannte ſie," fährt er fort, gleich für deutſche Schriften mit untermengten fremden Zeichen, Karakteren und Ziffern der Gold- und Roſenkreuzer, hielte ſie für Kopeien alter Manuſcripte, weil ich zwar viel Seltſames von dieſen Männern, durch verſchiedene Gelehrte, aber auch zugleich dieſes vernommen hatte, und glaubte, daß dieſe Geſellſchaft lange ſchon erloſchen wäre." — Dann wird die Erzählung des Wirths mitgetheilt, welcher vermuthet, ein reiſender Herr, den ſein Fuhrmann aus Bosheit umgeworfen, weil er wider ſeinen Willen die Nacht fahren müſſen, habe dieſe Papiere verlohren, und der Herausgeber fügt mit kurzem bei, wie er „die Papiere an ſich gebracht, um ſie dem Eigenthümer, ſo bald er ihn antreffen würde, zu behändigen."

Dieſe ganze Geſchichte muß für einen Jeden, der nicht ſehr in ausländiſchen Romanen beleſen iſt, einen gewiſſen Reiz der Neuheit haben. Ce-

Drinus aber intereſſirte ſich beſonders für den folgenden Theil der Erzählung.

„Wem etwa bei dieſem Handel meine Neu„gierde verdächtig wäre, dem würde ich nicht viel „entgegen ſetzen. Ich bekenne aufrichtig, daß „ich mir durch dieſe Schriften mit wichtigen Ent„deckungen geſchmeichelt hatte, da mir die Auf„löſung fremder Karaktere und Ziffern nichts Un„mögliches ſchien, und mich ehedem ſtark beſchäf„tigt hatte. Allein aus dieſen kann ich mit „aller Mühe, die ich darauf verwendet habe, nicht „klug werden, und ſtarke Dechiffreurs von Be„ruf, die ich zu Hülfe nahm, wiſſen eben ſo we„nig ſich darin zu finden. Ich betrachte ſie „noch immer als einen wichtigen Schatz, zu wel„chem nur der Schlüſſel fehlt. Das brauchbarſte „für mich ſind Briefe und Reden, ſo ſich dabei „finden. Dieſe ſind faſt durchaus leſerlich, wenn „ich einige Karaktere am Ende ausnehme, die ver„muthlich den Verſammlungs-ort ſammt dem „Datum ausdrücken, jene hingegen ſind hie und „da mit Karakteren untermenget, dem ungeachtet, „wenn nur ein und andre Stellen weggelaſſen „werden, meiſtens verſtändlich, alle aber in ei„ner ächten maureriſchen Schreibart abge„faſſet, und enthalten ſonſt noch was gewiſſes, ſo „meine ganze Seele einnimmt, ob ich es ſchon „ſelbſt nicht deutlich anzugeben weiß. Dennoch

„ha-

„habe ich mich niemalen noch entſchlieſſen können,
„ſie bekannt zu machen.“

„Nun komme ich auf die Gründe, welche
„mich bewogen haben, einige von den Reden
„der Welt mitzutheilen. Sie lehren zwar eine
„ſtrenge, aber, meines Erachtens, ächte und
„reine Moral. Was von der Natur- und
„Heilkunde vorkommt, war mir ehedem ganz
„und gar unbekannt. So gibt auch eine Stelle
„deutlich zu verſtehen, warum wir den Ur-
„ſprung unſers Ordens vom Anfange der
„Welt herzählen, und den Adam als den
„erſten Maurer betrachten? Ueberhaupt aber
„laſſen ſie einſehen und zeigen nicht undeutlich,
„worinnen der weſentliche Endzweck unſerer
„Stiftung, nach welchem ich mich ſchon ſo
„lange Zeit ſehnte, und worüber mich nichts zu
„beruhigen vermogte, recht eigentlich beſtehen
„müſſe.“

„Alles dieſes zuſammengenommen wird mich
„hoffentlich rechtfertigen, daß ich ſie dem Druck
„überlaſſe. Sie leiſtet aber auch ſonſt noch ei-
„ne Entdeckung, die der Neugierde vieler Brüder
„nicht gleichgültig ſeyn kann. Wenigſtens wer-
„den mir jene Freunde danken, die mich überre-
„det hatten, daß die Gold- und Roſenkreuzer
„ſchon längſt erloſchen ſeyn, denn alle ihre
„Schriften, die ich in Händen habe, be-
„wei-

„weiſen, daß dieſe berühmte Geſellſchaft „G. ſ. D. wirklich noch aufrecht ſtehe.“

Cedrinus hatte nie mit Gelehrten über die berühmte Geſeuſchaft der Gold- und Roſenkreuzer geſprochen, ihn hatten keine gelehrten Freunde überredet, daß ſie nicht mehr exiſtire, noch daß ſie je exiſtirt habe. Es war in dieſer Vorrde, wo ſie ihm als eine Geſellſchaft dargeſtellt wurde, die nur den Gelehrten bekannt geweſen ſey, aber ſich gleichſam aus ihren Augen verlohren habe. Daß ihre Moral ſtrenge war, mußte ſie einem Jeden, der es mit der Moral aufrichtig meint, nur mehr empfehlen, und daß, was ſie von der Natur- und Heilkunde mittheilte, dem Herausgeber der Reden vorhin ganz und gar unbekannt geweſen war, konnte nicht wohl anders, als Aufmerkſamkeit erregen. Denn Cedrinus wußte ja nicht, wie viel dem unbekannten Manne von dieſen Kenntniſſen ſchon bekannt geweſen ſeyn mogte. Etwas mußte er doch davon gewußt haben; denn wem wird einfallen, dem Publiko gedruckt zu leſen zu geben, daß ihm etwas von einen Gegenſtande unbekannt geweſen ſey, den er nie gekannt hat? — Was am allermeiſten geſchieht, vermuthet man am wenigſten; denn darüber iſt die Bemerkung ſchon müde geworden. Daher iſt immer der einfältigſte Betrug, der am beſten gelingt.

Dies

Dies kam den zwölf freimaureriſchen Verſammlungs-reden bei Cedrinus zu Statten, wie es ähnlichen Schriften und Reden bei andern zu Statten gekommen iſt. Er erinnerte ſich der Verſammlungs-rede der R. K. des alten Syſtems, die er vormals geleſen hatte, *) und fand hier denſelben Ton; aber er fand viel mehr, als in jener.

Die erſte Rede enthält eine Vertheidigung der edlen Goldmacher-kunſt, worin weder die Kunſt noch ihr Gegenſtand genau genug angegeben iſt, um eigentlich beurtheilt zu werden, worin die Profanen — Profane geſchimpft werden, und worin gefragt wird, „ob das, was aus Gottes Munde durch das ewige Wort ausgegangen iſt, eitel Finſterniß ſeyn könne?“ Dies alles geſchieht aber mit einer ſolchen Anſtrengung einer leidenſchaftlichen Beredſamkeit, die weder ungeheure Lobſprüche für die eine, noch unverantwortliche Beſchuldigungen der andern Partei verſchmäht, die über alle Gränzen des Zuſammenhangs und der Ordnung ſo lyriſch-kühn hinwegſpringt, und alles, was ein menſchlicher Verſtand begreifen und nicht begreifen kann, mit einer ſo geſetzloſen Gewaltſamkeit in ihren Einen Mittelpunkt hineinzwängt, worüber man bei einer mäßigen Fähig-

*) Siehe das fünfte Buch des erſten Kapitels.

keit dahingeriſſen zu werden, leicht überſieht, daß der ganze Beweis für die Exiſtenz der göttlichen Kunſt in nicht mehr noch minder, als in einer höchſt mangelhaften Induction beſteht, die ſich der Redner aus dem Hüner-ſtalle zu verſchaffen gewußt hat. — „Von unzähligen Andern nichts zu gedenken," ſagt er S. 15 „beobachte man nur die Henne mit ihrem Eie! Dieſes iſt von jener gewiß mehr, als Blei vom Golde, als der Löwe vom Haſen, und die Dorn-hecke vom Zederbaum unterſchieden. Braucht aber dieſes todte, unorganiſirte Ei wol mehr, als das Brüten der Henne, oder eine demſelben ähnliche Wärme der Kunſt, um zu einem lebendigen und organiſirten Thiere, und ſofort durch die nachfolgende Nahrung zu einer erwachſenen Henne verwandelt zu werden?"

Da es männiglich bekannt iſt, daß der eigentliche Stein der Weiſen in dem tiefen Geheimniſſe, deſſen Mittheilung ſich noch nie irgend ein Eingeweiheter noch Profaner gerühmt hat, in dem Geheimniſſe beſteht, — die Henne ausfindig zu machen, welche das Gold-ei legt, aus deſſen köſtlichem Dotter die göttliche Kunſt durch ihre Wärme das edle Metall auszubrüten vermöge: ſo läßt ſich ſehr leicht begreifen, um wie wenig man durch alle Beobachtungen der Henne mit ihrem Eie im Hüner-ſtall weiter kommt. Auch wür-

würde Cedrinus dies bald in der Erfahrung alſo befunden haben, wenn es das Gold geweſen wäre, das ſeine Gedanken beſchäftigt hätte. Das Nichts, das die Stelle dieſes Ziels vertritt, hätte er bei ſeinen geſunden Augen ſehr bald entdecken müſſen. Aber dies reizte ſeine Wünſche nicht, und eben daher überſah er es, wie nahe es ihm auch vor Augen lag, ſo lange es ſich möglicher Weiſe überſehen ließ.

Es war Erkenntniß, allgemeine Erkenntniß, oder vielmehr der bloße, leere, aber ſo wenig begränzte, als ausgefüllte Begriff von einer allgemeinen Erkenntniß deſſen, was iſt, der ſeine Thätigkeit rege erhielt. Und wo iſt unter allen Träumen, die, indem ſie die Form eines Syſtems annahmen, das Anſehen einer Wiſſenſchaft gewonnen haben, einer der dem noch unbeſtimmten Triebe nach allgemeiner Erkenntniß der Weſen mehr Befriedigung verſpräche, als die Theoſophie? Dieſe war der Zauber, dem Cedrinus ſich in Hofnung und Geduld mehr und mehr gänzlich überließ.

Von der Theoſophie handelt in dieſer Sammlung die ſechſte Rede unter dem Titel: „Anrede an die verſammleten Brüder, von der erſten Pflicht eines jeden vernünftigen Geſchöpfes.“

Dieſe erſte Pflicht eines jeden vernünftigen Geſchöpfes iſt denn der Rede zufolge die Erkenntniß Gottes. — Was bei den vernünftigſten und tiefſinnigſten Männern nie etwas Gewiſſeres, Ausgemachteres und Befriedigenderes geweſen iſt, als Wunſch, Glaube und Hofnung, wird hier zur erſten Pflicht eines jeden Menſchen gemacht, die er erfüllen oder ſeinen Anſpruch auf der Stelle in dem Reiche der vernünftigen Weſen aufgeben muß! — — Hier kann ſich der Erzähler dieſer Geſchichte unmöglich länger verbieten, ſeine Leſer wieder an das dritte Kapitel des erſten Buchs zu erinnern, wo am Ende erzählt wird, wie in den Logen der untern Freimaurer-grade von der Kantiſchen Philoſophie geſprochen ward. Der Mann, der ſo davon ſprach, der Kant ſo pries, der ſeine Philoſophie faſt als etwas Unerforſchliches und Heiliges zu rühmen pflegte, der auch in den Augen eines Jeden, welcher die Schriften jenes tiefen Denkers nie geleſen hatte, ein Kenner dieſer Philoſophie zu ſeyn ſcheinen mußte, war — eben der Obere, der Vorſteher der theoretiſchen Brüder der Salomonſchen Weisheit!

Wie war es möglich, daß der Genoſſe einer Zunft, welche die Erkenntniß Gottes zur erſten Pflicht jedes Menſchen (aus welcher Klaſſe von Weſen doch auch die ausgemachteſten Dummköp-

köpfe nicht auszuſchließen ſind) macht, die Werke eines Philoſophen anpreiſen konnte, deſſen beſcheidene Philoſophie ſich mit der Einſicht einer weit demüthigerenden Wahrheit, daß Gott für Menſchen nicht erkennbar ſey, begnügen muß, und der in ſeiner anmaßungsloſen Offenherzigkeit dieſe Beſchränkheit des Menſchen ſo wenig zu verbergen ſucht, daß es vielmehr ſein ernſtliches Beſtreben iſt, die hitzigeren und raſcherern unter ſeinen Brüdern vor der Täuſchung zu warnen, in welche der tägliche Gebrauch von Worten, die nichts als Zeichen für Begriffe ſind, eine etwas zu geſchäftige Phantaſie ſo leicht hineinführt? — Wie war das möglich, wenn es nicht durch die Bequemlichkeit möglich ward, die alles, was dunkel iſt, einem Manne darbietet, deſſen Talent ſich mehr dahin neigt andre zu benutzen, als ſie zu verſtehen? — O, wie ſehr Recht hatte Eſop in ſeiner Meinung von der Zunge des Menſchen! Welch ein denkbares Weſen iſt gefährlicher, als ſie? Sie iſt allmächtig. Sie kann Widerſprüche vereinigen, ſobald ſie ſich einmal von der Ober-herrſchaft der Gedanken unabhängig gemacht hat.

Was übrigens in jener Roſenkreuzer-rede von der Erkenntniß Gottes mitgetheilt wird, iſt, wie ein jeder Sachkundiger ſchon zum voraus vermuthen muß, nichts weniger, als Erkenntniß.

niß. Es ſind wilde Tiraden, die nichts weiter nützen können, als einem, der ohne Kritik lieſt, eine lebhaftere Erwartung deſſen, was da kommen ſoll, einzuflößen.

Und was überſieht man nicht, wenn man mit ſolchen Erwartungen lieſet? Was wird nicht übergangen, das ſich auch noch ſo geradezu aufdrängt, um die Erwartung herunterzuſtimmen, ſo bald dem prüfenden Verſtande nur ein Augenblick ruhiger Betrachtung gegönnt wird?

Dieſe freimaureriſche Verſammlungsreden der Gold- und Roſenkreuzer enthalten ſo freche und glatte Prahlereien, das ein kalter Leſer zuweilen in Ungewißheit geräth, ob der Bruder Deklamator auch wirklich in trocknem Ernſt verſtanden ſeyn wolle, und ihm Unrecht zu thun fürchtet, wenn er das ſo handgreiflich übertriebene Lob nicht vielmehr für eine etwas zu plump gerathene Satire halten wollte.

So heißt es z. E. in der ſiebenten Rede: „Von der Abſicht eines jeden Naturforſchers," nach einem Gemengſel von hiſtoriſchen Unwahrheiten und Widerſprüchen über Hermes, Zoroaſter, Orpheus, Proklus, Plato und Leibnitz, worin unter andern mit einer ſo treuherzigen Unbefangenheit, als womit ein Bauer von den Neuigkeiten in ſeinem Hauskalender ſpricht, erzählt wird, daß Ariſtoteles

ein

ein Rosenkreuzer gewesen sey — nachdem besonders Empedokles, Epikur, Demokrit, und seine Nachfolger wegen ihrer Unwissenheit in der Naturkunde mit einem nicht kleinen Triumph in die Schule geführt sind: — „Wenn dem also, mögte ihnen mancher in sein System verliebter profaner Gelehrter sagen: wo lässet sich denn das wahre Lehrgebäude dieser so herrlichen und unentbehrlichen Wissenschaft antreffen? Die Antwort auf diese Frage ist für sie, liebe Leser! gleich fertig. Nirgend, als in unserm Tempel der Weisheit ist es von jeher zu finden gewesen und wird noch daselbst gefunden. Unsre egyptischen Vorfahrer empfingen es von den Patriarchen und ihren Kindern. Von ihnen holten es die reisenden Griechen. Sie ließen sich in die geheimen Klüfte führen, daselbst einweihen und schöpften allda den Verstand der Obelisken und andrer hieroglyphischen Denkmäler, auf welchen die Grundsätze dieser unvergleichlichen Kenntnisse verzeichnet waren“ u. s. w.

Mögte man sich nicht lieber einbilden, diese übernatürliche Offenbarung von Unglaublichkeiten und Unwahrheiten sey eine bittere Parodie gewisser Unbesonnenheiten, die zu Zeiten wol dem einen oder andern Redner in einer Freimaurer-Loge entschlüpft sind? — Und doch, warum sollte einer

dies alles nicht, wenigstens als eine Art von Sage, dahin gestellt seyn lassen, wenn ihm von den Patriarchen und ihren Kindern, wie von dem Verstande der Obelisken und der Rosenkreuzerei des Aristoteles nicht schon etwa das Gegentheil bekannt ist, oder er nicht vielleicht mit dem Vorurtheile lieset, daß die Rosenkreuzer eine Art von ganz eigener, geheimen, rosenkreuzerischen Wahrheit unter sich haben, mit welcher sich die historische Unwahrheit vertragen lernen muß?

An andern Stellen zeigt sich auch die unanständige, lechzende Begierde, Anhänger zu werben und Jünger zu machen, in einer so beleidigenden Nacktheit, daß der Leser einen seltenen Grad von Toleranz besitzen muß, um hier nicht ungeduldig zu werden. Aber wer so weit gelesen hat, ohne das Buch von sich zu werfen, ist dann der Sprache schon gewohnt, und wird durch das, was ihn im Anfange unwillig gemacht haben würde, nun nicht mehr beleidigt.

In der achten Versammlungsrede, „von den Eigenschaften, die ein Bruder besitzen muß," erzählt z. B. der Redner, wie er sich erinnere, „von verschiedenen alten und jungen Medicinern gehöret zu haben, daß, wenn sie wüßten aus dem Spießglas ein süßes Oel zu bereiten, sie sich zu ihrer vollkommenen Glückseligkeit nichts mehreres wünschen wollten." Und er fährt gleich dar-

darauf fort: „dieſes Wunſches, dieſes Glückes „könnten ſie gar leicht, eben ſo, wie wir, ge„währet werden, wenn ſie mit wahrem Eifer und „Andacht ihre Hände zu dem allmächtigen Schö„pfer und Baumeiſter der Welt erhöben, ihn „in wahrer Gottesfurcht und Menſchenliebe, auch „reiner Abſicht anfleheten, damit er ihnen ei„nen Freund zuſende, der ihnen den Weg „zum Tempel der Weisheit zeigen und den „Zugang dazu eröfnen möge. Zu nicht ge„ringer Beförderung ihres Glücks mögte dienen, „wenn ſie dieſe ihre Begierde, ſo oft ſich nur die „Gelegenheit dazu ereignete, öffentlich, und zwar „vornehmlich in großer Geſellſchaft zu erkennen „gäben, damit, wenn vielleicht ein oder an„deres Mitglied aus unſerer unſichtbaren „Verbrüderung zugegen, es dadurch an„gelocket werde, ſich ihnen zu offenbaren „und ſie ihres ſehnlichen Wunſches theilhaf„tig zu machen.“

Durch Stellen, wie dieſe, wird in der That die wahre Abſicht des Büchleins nur zu deutlich geoffenbaret und die Vorrede derbe genug Lügen geſtrafet. Man pflegt nicht Reden in einem geheimen Zirkel zu halten, um denen, die nicht darin ſind, Mittel nachzuweiſen, wie ſie hineinkommen können, und pflegt man Manuſcripte, die in deutſcher Sprache geſchrieben ſind, um

in

in Deutſchland Jünger anzulocken, nicht nach Italien zu ſchleppen, um ſie zwiſchen Rimini und Ravenna auf der Straße zu verlieren. — Aber Cedrinus war damals noch zu ſehr damit beſchäftigt, ſich Begriffe von dem zu machen, was ihm unbekannt war, als daß er das, was ihm wirklich zu nahe vor Augen lag, hätte ſo beurtheilen können, wie es beſchaffen war.

(Die Fortſetzung folgt.)

3.

An den Verfaſſer der freimüthigen Betrachtungen über die neueſten preußiſchen Anordnungen in geiſtl. Sachen. Germanien 1791. *)

Den ſegn' ich, der den Heldenmuth
Des großen Luthers hat und große Thaten thut,
Für's menſchliche Geſchlecht, nutzbare große Thaten,
Wie ſie den Weiſeſten der Menſchen nur gerathen!
Den ſegn' ich, der nicht ſchweigt, wenn's Noth zu reden iſt,
Wenn irgend Einer will, daß ich ein dummer Chriſt
Seyn ſoll, zu dieſer Zeit, in welcher Geiſtes-gaben

*) Dieſe Verſe ſind mir von einem der eifrigſten und braveſten preußiſchen Patrioten, mit der Bitte, ſie in das Journal aufzunehmen, zugeſchickt worden; und ich habe ſein Verlangen gern erfüllt.

Der Herausgeber.

Von Gott gegeben, Licht, (im Reich der Finsterniß
Verbotne Waare!) schon so viel verbreitet haben,
Daß fürder ganz gewiß,
Es mög' auch noch so viel der Lichtauslöscher geben,
Nicht möglich ist, es auszuthun!
Indeß, weil in der Luft noch böse Geister schweben,
Die sich verfluchten, nicht zu ruhn,
Bis es vernichtet sey: so segn' ich den, der Meister
In schönen Künsten ist, und alle böse Geister
Aus Luft, aus Fledermaus, aus Kröte, Krokodill
Und Menschenherzen auch, austreiben kann und will.

Aletophilos.

4.

An den Herausgeber.

Der Hr. v. Schirach, dem, wie Sie wissen, jede Gelegenheit sein aristokratisches Müthlein an der französischen Revolution und ihren Freunden zu kühlen, höchlich willkommen ist, hat sich im Novemberstück seines sehr politischen Journals einer literarischen Unbilde gegen mich schuldig gemacht, um welcher willen ich bei unser Aller Richter, dem Publiko, klagbar gegen ihn werden muß. Wollten Sie mir in Ihrem unpolitischen Journale wol ein Plätzchen dazu verwilligen?

Sie

Sie wiſſen, daß es Stunden gibt, in welchen unſere Empfindungen ganz von ſelbſt und ohne unſer Zuthun zu Verſen werden. Sie wiſſen auch, daß dies gerade nicht die ſchlechteſten Stunden unſers Lebens ſind, und daß wir in denſelben am wenigſten dazu aufgelegt zu ſeyn pflegen, den Erguß unſerer Empfindungen mit einem Kommentar für diejenigen zu begleiten, die, ohne Kommentar, ihn nicht faſſen könnten; ihn nur misdeuten und misbrauchen würden. — Nun, in einer ſolchen Stunde warf ich, unbefangenes Herzens, ein kleines — Gedicht, wenn Sie wollen, oder, wenn Sie nicht wollen, etwas einem Gedichte Aehnliches über die damals eben fertig gewordene Verfaſſung der Weſt-Franken aufs Papier, welches nicht für's Publikum, noch weniger für den Hrn. v. Sch., ſondern nur für mich und etwa zwei oder drei Freunde ſeyn ſollte. Ich fühlte gar zu wohl, daß es für andere Leute, daß es beſonders für den Hrn. v. Sch. ganz nicht ſeyn konnte; weil dieſer, nach dem ihm geläufigen Sprachgebrauche, unter dem Worte Freiheit, nicht den Gehorſam gegen die Geſetze bei gänzlicher Befreiung von willkürlicher Gewalt, ſondern anarchiſche und geſetzloſe Zügelloſigkeit; unter Rechten, nicht die Rechte der Menſchheit und eine auf den allgemeinen Willen einer Nation gegründete Verfaſſung, ſondern die Anmaaßungen der

der Fiſchweiber und der Helden aus der Vorſtadt St. Antoine; unter Sklaven, nicht Leute, welche dem Eigenſinne, der Willkür und den Mishandlungen eines eigenmächtigen Tirannen unterworfen ſind, ſondern Unterthanen; unter Moſes, nicht, wie der Zuſammenhang es hier erforderte, den bloßen Geſetzgeber, ſondern den göttlich Inſpirirten; unter Wütrichen und güldenen Götzen, nicht die kleinern oder größern Nero's und Sardonopale unſerer Zeit, ſondern Fürſten durch die Bank, verſtehen würde. Ich gab alſo meine Verſe nicht dem Publiko, nicht dem Hrn. v. Schirach; ich behielt ſie wohlbedächtig für mich und die beſagten zwei oder drei Freunde, welche mit mir einen und ebendenſelben Sprachgebrauch anerkennen.

Allein der Hr. v. S. wußte ſich — Gott weiß wie? — eine Abſchrift davon zu verſchaffen; das mögte hingehn. Er machte eine Parodie in ſeiner Manier darauf, oder ließ eine darauf machen; in Gottes Nahmen! Er ließ die Parodie druken; immerhin! Allein er ließ auch mein, nicht für ihn, nicht für's Publikum gemachtes Gedicht zugleich mit abdrucken, und NB. ließ es verſtümmelt und verfälſcht abdrucken; und das nenne ich eine ariſtokratiſch-literariſche Gewaltthätigkeit, die in der Gelehrten-republik, welche, mit ſeiner Erlaubniß, keine ariſtokratiſche, ſondern eine rein demokratiſche

Ver-

Verfaſſung hat, nicht geduldet werden kann. Ich klage ihn deshalb bei dem hohen Tribunal dieſer Republik, dem Publiko, an, und begehre, daß ſothaner Unfug öffentlich geahndet werde.

Und weil nun einmal das unſchuldige Ding, ſeiner Beſtimmung zuwider, durch Hrn. v. Schirachs hohe Protection, wiewol leider! verunſtaltet und verſtümmelt, in die große Welt, wohin es nicht ſollte, eingeführt worden iſt: ſo ſtehe es denn auch hier, und zwar in ſeiner wahren Geſtalt und mit allen ſeinen unverſtümmelten natürlichen Gliedmaßen. Nehme nun ein Aergerniß daran, wer da will; misdeute, wer da will, die Ausdrücke: Rechte, Freiheit, Sklavenvieh, Moſes, güldene Götzen u. ſ. w.! Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Die Sünde und ihre Strafe ruhe auf den, der mich zu dieſer authentiſchen Bekanntmachung gezwungen hat!

Die vollendete Verfaſſung der Weſt-Franken.

Da ſteht er nun, der herrliche Koloß,
„Das Haupt im Sonnenſtrahl, den ehrnen Fuß
In Ungewittern,“ die umſonſt, umſonſt
Ihn zu erſchüttern drohn! Da ſteht er nun,
Ein hohes Ehren-denkmal der Vernunft,

Die

Mit jenem nur vergleichbar, welches einſt
Der groſse deutſche Mann ihr ſetzte, der
Die tauſendjähr'gen Geiſtes-ketten Roms
Zerbrach mit ſtarker Hand! Da ſteht er nun,
Ein zweiter Sinai für Gottes Volk
Von Pol zu Pol, von Sonnen-aufgang bis
Zum Niedergang; wo Moſes-Mirabeau
In ew'gen Stein die ew'gen Rechte grub,
Die jedes Land zum Lande Kanaan,
Und jedes Volk, das ſie erkennt und ehrt,
Zum auserwählten Volk des Herrn erhöhn;
Indeſs die dumme Schaar des Sklaven-vieh's
(Denn Freiheit macht zu Menſchen Menſchen nur)
Um güldne, ſelbſt gegoſsne Götzen tanzt,
Und Rindern gleich — iſt nur der Bauch gefüllt —
Sich in der Knechtſchaft öden Wüſtenei
Geduldig treiben, melken, ſchlachten läſst! —
Da ſteht er nun, für Welt und After-welt
Ein hocherhabnes Muſter-bild! Und ſeht,
O ſeht, — erlöſt von ihren Ketten iſt
Nun die Vernunft, und das Gewiſſen frei,
Und frei vom Sklavenjoch der ganze Menſch!
Erkannt ſind ſeine Rechte; hingeſtellt
Ins reinſte, hellſte Sonnenlicht! Sie wahrt
Der feile, längſt entmenſchte Schranz, und blinzt,
Und ſpöttelt ob der neuen Lehre, die

Sein kleines Hirnchen ihm zu sprengen droht.
Sie wahrt von seinem Leichen-berg herab
Der Wütrich, welcher Menschen mäht, wie Saat,
Und sich von ihrem Blute mästet — und erblaßt.
Sie wahrt aus seiner heil'gen Düsternis
Der schlaue Mufti, der den Pinsel spielt,
Um Pinsel in sein Garn zu ziehn — und kuirscht.
Mit wonnetrunknen Blicken aber hängt
Des Menschenfreundes Aug' an dem Gebild',
Und weint vor Freuden sich nicht satt; und blickt
Mit heißem Dank zu Gott hinauf, und bückt
Mit Lieb' und Dank und mit Bewunderung
Nach euch, ihr edlen Brüder Franken, hin;
Nach euch, der goldnen Freiheit Erstgeburt,
In welcher wir, was längst verloren war
Und blieb, des großen Gottes Ebenbild,
Ein Wesen, nicht durch Zwang, nur durch Vernunft
Bestimmt, nun endlich, Heil uns! wiedersehn.

Da steht er nun,*) der herrliche Koloß,
Das Haupt im Sonnenstrahl, den ehrnen Fuß
In Ungewittern, die umsonst, umsonst
Ihn zu erschüttern drohn! Ich sah, ich sah

Ihn

*) Und wird stehn, wird in der Masse der menschlichen Erkenntniß, wird unter den Ehren-denkmälern des menschlichen Verstandes in der Geschichte der Menschheit, wird

Ihn werden; ſah im Geiſt ihn damals ſchon
Vollendet, und — Triumph! vollendet ſteht
Er nun vor aller Augen da; Triumph!
Bevor mein Auge brách', ihn ſo zu ſehn,
War meinek letzten Wünſche letztes Ziel.
Es breche jetzt; in Fried' und Freuden fährt
Dein Knecht, o Herr, nun wann du willſt, dahin!

in der Reihe der groſen ſegenreichen Begebenheiten und Thaten, wodurch das arme Menſchengeſchlecht ſeinem noch ſo weit entfernten, erhabenen Ziele näher gebracht wurde, ewig ſtehn, auch wenn es der rache-ſchnaubenden Prieſterwuth, dem ariſtokratiſchen Ingrim, der Unvernunft wilder Demokraten, und den zehnmal hundert tauſend Bajonetten der auf ihre willkurliche Alleinherrſchaft eiferſüchtigen Deſpoten in allen fünf Welttheilen endlich — welches Gott verhüten wolle! — gelingen ſollte, das Land, welches dieſen herrlichen Koloß hervorbrachte, von Grund aus umzukehren.

5.

Geſpräch zwiſchen zween weiland Edelleuten in Frankreich.

Aus dem Franzöſiſchen.

A. Ach, mein Beſter, welcher Wirwarr, welche Unordnung im ganzen Königreiche! Was ſoll das heißen? Bei Gott! ich weiß es nicht.

B. Um Vergebung, Freund, das heißt man eine Revolution.

A. Aber was ſoll denn endlich daraus werden?

B. Eine Konſtitution.

A. Nun, ich geſteh's, ſo iſt eine Konſtitution ein verteufeltes Ding.

B. Ganz und gar nicht! im Gegentheil, das beſte Ding von der Welt. Ich mögte das nämliche gerade nicht von der Revolution behaupten, indeß das iſt ein böſer Weg, der in ein ſchönes Land führt.

A. Ja, ein vortreffliches Land! — Ich kenne die Karte davon, den Wiſch da, auf dem die weiſen Herren, ohne nur eine menſchliche Seele um Rath zu fragen, alles ſo in ihrer Façon nach

Gut-

Gutbefinden arrangirt haben. Ihr nennt das eine Konſtitution?

B. Allerdings! Aber was anders verſteht denn ihr unter der Konſtitution?

A. Ich verſtehe darunter einen allgemeinen Vertrag, der alle Welt zufrieden ſtellen ſoll.

B. Alle Welt — das heißt viel verlangt. Wäre euch die gröſsere Hälfte nicht ſchon genug?

A. O ja! Wenn nur ich mich darunter mit befände. —

B. Sagt mir doch, habt ihr unſre neue Konſtitution auch recht ſtudirt?

A. Die Wahrheit zu geſtehn, das gerade nicht; aber daß ſie nichts taugt weiß ich.

B. Aber ihr kanntet doch wenigſtens die alte?

A. Die Wahrheit zu geſtehn, eben auch nicht ſonderlich; aber ich wußte, daß ſie gut war.

B. Ei, ſeht doch! ſo braucht man ja nichts zu lernen, um Alles zu wiſſen.

A. Aber was brauchte es denn da auch viel Lernens, um einzuſehen, daß unſre ehmalige Lage nicht beſſer ſeyn konnte, beſonders in unſrer Provinz.

B. Gut! Aber wie ſtand es mit den andern?

A. Ja, die andern — — nun ich geſtehe gern, daß ſich da etwas ſagen ließ; aber der Glückliche denkt nur an ſich.

B. Ich merke wol, lieber Herr Vetter! wem's wohl geht, der läßt fünfe gerade ſeyn und findet immer noch Muth genug, die Leiden der Andern zu ertragen.

A. Sagt mir was ihr wollt, wir hatten doch eine recht gute Konſtitution. Alle brave Leute, ich meine alle, die etwas zu verzehren hatten, waren herzlich vergnügt damit; und ſo ſeh' ich nicht ein, warum man ſich einfallen läßt, daran zu ändern.

B. Es ſchien doch, als gäbe es mehr Misvergnügte als Zufriedne.

A. Misvergnügte? — Vielleicht — aber man mußte gehorchen!

B. Wem denn?

A. Der Gewalt.

B. Ihr habt da ein groſſes Wort geſagt.

A. Wenn ihr's ſo wollt, ich wiederhol' es, man mußte der Gewalt gehorchen und zu gleicher Zeit der Vernunft.

B. Immer beſſer und beſſer! Erſt ſagtet ihr viel, jetzt alles. Gewalt, verbunden mit Vernunft, das ſind die wahren Elemente der Autorität, und wenn ihr zufälliger Weiſe eine Konſtitution finden ſolltet, wo Vernunft immer von Gewalt unterſtützt

ſtützt wird und Gewalt nichts ohne Vernunft vermag, ſo rathe ich, euch ihr zu unterwerfen.

A. Von ganzem Herzen! Aber wie ihr ſagt, wenn. —

B. Nun gut! Das iſt es eben, was ſich unter der Regierung der Freiheit ereignen ſoll. Da gibt es nur Vernunft und Recht, denen die Gewalt zu Gebote ſteht, ſtatt daß es vorher die Gewalt war, die Recht hatte.

A. Wahrhaftig, ich muß lachen, wenn ich euch von Freiheit mitten im Gefängniß ſprechen höre.

B. Im Gefängniß? Was meint ihr damit?

A. Nun, was anders als Frankreich!

B. Es iſt wahr, das iſt eben nicht die ſchönſte Seite unſrer Geſchichte: *) allein haben wir uns nicht auch darüber verſtändigt, daß die Revolution ein Uebel iſt, das zu einem Gut führt?

A. Ich fühle das Uebel, aber wo iſt das Gut? Die Franzoſen haben nur zu deutlich bewieſen, daß ſie der Freiheit noch nicht würdig waren.

B. Dies würde, obgleich ſchon ſo oft geſagt, doch noch immer viel ſagen, wenn Freiheit eine

*) Wahrſcheinlich ſind hier die durch die Amneſtie nun aufgehobnen Schwierigkeiten, aus dem Reiche zu gehn, gemeint.

Belohnung wäre; ſo aber iſt ſie ein Recht und ihr, Vetter, der ihr Feudal-rechte hattet, wißt ja wol, daß ein Recht kein Verdienſt voraus ſetzt. Ueberdem iſt es die Sache der Freiheit, die Menſchen ihrer würdig zu machen, und das wird ohne Zweifel ihre erſte Wohlthat ſeyn. Am Ende kömmt es jetzt nicht mehr darauf an zu wiſſen, ob die Franzoſen für die Freiheit reif waren, ſondern ob jemand im Stande war, über dieſe Reife zu urtheilen?

A. Aber ich frage euch aufs Gewiſſen: ſind ſie wol im Stande Geſetze zu geben?

B. Auch davon iſt die Frage nicht, ſondern ob Andre das Recht haben, ſie ihnen zu geben?

A. Gut! Aber das Volk iſt und bleibt doch ewig unwiſſend.

B. Glaubt das nicht, Vetter! Ein Volk zuſammen genommen hat immer mehr Einſichten als Ein Menſch; und ihr ſelbſt, hört nur, wenn man euch mit der franzöſiſchen Nation zuſammenbrächte, könntet wol den kürzern ziehn.

A. Ah! Wie käme denn eine Nation zu ſo viel Einſichten?

B. Ganz natürlich, denn ſie beſitzt die Einſichten aller ihrer Lands-kinder.

A. Wenn ſie ihre Einſichten hat, ſo beſitzt ſie auch ihre Dummheit, und da es mehr Dummköpfe

als

als verſtändige Leute gibt, ſo könnte eine große Nation leicht ein großer Dummkopf ſtatt eines großen Genies ſeyn.

B. Aber, guter Mann, wißt ihr denn nicht, daß der Verſtand eine Realität iſt, die Dummheit hingegen ein Mangel, und daß es folglich nur der Verſtand iſt, der zählt? Soll ich euch das noch beweiſen?

A. Das wünſchte ich wol.

B. Was wir da von verſtändigen Leuten und Dummköpfen moraliſch ſagten, läßt ſich phyſiſch von Sehenden und Blinden behaupten.

A. Eine zu natürliche Vergleichung, um nicht ſchon trivial geworden zu ſeyn.

B. Gut, aber was ſchadet das? Stellt euch alſo einen Haufen vor, der ſich vereinigt nach einem Ziel in Bewegung ſetzt. Wenn es in dem Haufen vier Blinde gegen einen Sehenden gebe, würdet ihr desfalls ſagen, daß der Haufe gar nichts ſehe? Gewiß nicht! Weil er, um ſich zu richten, ſich derer bedienen würde, die Augen haben, nicht derer, denen ſie fehlen.

A. Hier aber hat man ſich doch nur der Blinden oder Geblendeten bedient; denn definirt mir einmal eine Konſtitution, worin es keinen Adel gibt.

B. Die Definition iſt bald fertig, das iſt ... eine Konſtitution, worin es keinen Adel gibt.

A. Sagt, was ihr wollt! Den Adel vernichten iſt eine Unmöglichkeit.

B. Unmöglichkeit?

A. Ja, Unmöglichkeit!

B. Nun, deſto beſſer für euch, lieber Vetter, weil alsdann der Adel bleiben wird.

A. Aber nein! Da man ihn abſchaft —

B. Sagtet ihr nicht eben, daß dies unmöglich ſey?

A. O das iſt nur ſo, wie man zu ſagen pflegt ... eine Redensart.

B. Das Ding war alſo möglich?

A. Auch nicht; denn das Werk der Jahrhunderte zerſtört man nicht in einem Augenblick.

B. Es war alſo weder möglich, noch unmöglich. Nun ſo, Vetter, bin ich ganz eurer Meinung. Zu ſeiner Zeit habe ich gedacht, wie ihr, daß, nachdem man dem Adel ſeine politiſche Exiſtenz und ſeine Privilegien genommen und ſeine Titel aller bedeutenden Kraft beraubt hatte, nichts mehr von ihm übrig bliebe, man alſo auch nichts mehr gegen ihn thun ſollte. Es war vom Adel nur noch das Andenken da; der Ausdruck Adel bezeichnete nur noch das. Dies Andenken zu vernichten, mußte man die Gemüther mit etwas anderm beſchäf-

ſchäftigen; darauf aufmerkſam machen, hieß es unterhalten.*)

A. Fahrt ſo fort, Vetter! es freut mich herzlich, euch gut vom Adel ſprechen zu hören.

B. Der wahre Adel iſt nicht von dieſer Welt.

A. Sagt lieber, daß er's nicht mehr iſt.

B. Er erſcheint meinem Geiſte wie eine Art Elyſium, wo heroiſche Schatten verdienter Ehren genießen, von wannen ſie von Zeit zu Zeit zurückkommen, ihre Enkel zu beſuchen, um ihnen ſchöne Beiſpiele zu zeigen, um ihnen große Gedanken einzugeben, und ſie zu ſich auf dem nämlichen Wege einzuladen, den ſie genommen haben.

A. Das klingt recht ſchön, aber weiter iſt's auch nichts.

B. Ich habe es ſchon geſagt, der Adel war nur ein Nichts — ein Schatten. Es war ein Schatten, gegen den man zu Felde zog, ein Schatten, den man vertheidigte, und auf beiden Seiten war die Thorheit gleich groß; denn ein Schatten iſt unverwundbar. Uebrigens läßt ſich in

*) Die bedeutungsloſen Titel hätten ſich von ſelbſt abgeſchaft, wie Pluderhoſen und Knotenperücken, die zu tragen, ohne daß ſie ein Geſetz verboten hat, keinem geſcheuten Menſchen in den Sinn kömmt.

in Betref des Adels alle Welt zufrieden ſtellen; laſſen wir alſo die Sachen wie ſie ſind. Die ihm feind ſind, mögen glauben, ſie hätten ihn zerſtört; die ihn lieben können, glauben, ihn erhalten zu haben. Laßt uns alſo auf die Konſtitution zurückkommen. Was für Fehler findet ihr daran?

A. Vorerſt ſage ich euch, daß ſie eine Millarde koſtet.

B. Habt ihr die Rechnung auch ganz genau zu Heller und Pfennig gemacht?

A. Glaubt mir nur, Vetter, ich weiß es von einem alten Finanzkomis; ſie koſtet eher mehr als weniger.

B. Wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo iſt dies nur ein Grund mehr, ſich daran zu halten.

A. Das ſehe ich nicht ein.

B. Ich wohl — denn eine andre könnte uns vielleicht noch eben ſo viel koſten.

A. Dann würde ſie aber auch mehr taugen; denn dieſe hier iſt ein raſend-tolles Ding.

B. Das heißt, ſie iſt nicht ganz ſo ausgefallen, wie ihr Herren ſie gemacht hättet.

A. Ja, dafür ſteh' ich!

M. Wenn dem ſo iſt, ſo laßt uns doch die eurige ſehn. Iſt ſie wirklich augenſcheinlich beſ-

ſer

ſer, ſo wäre es noch möglich, daß ihr die Nation den Vorzug gäbe. Um alſo die Sache gleich zur Hand zu nehmen, was verſteht ihr unter Konſtitution?

A. Halt, halt, Vetter! Ihr kommt mir gewaltig auf den Hals geritten. Um darauf zu antworten, müßte man ſich vorher ein wenig in Poſitur ſetzen und mit einigen unterrichteten Leuten ſich verſtändigen.

B. Die Art zu verfahren wäre recht gut: allein, wenn alle dieſe Leute nicht mit einander einverſtanden wären, wie dann? Sollte es deshalb keine Konſtitution geben?

A. Das nicht; man nähme dann die Meinung der Vernünftigſten an.

B. Und wenn zufälliger Weiſe ſich jeder in der Geſellſchaft für den Vernünftigſten hielte? —

A. Nur ein Narr kann ſich für vernünftiger halten, als alle andre.

B. Indeß es gibt Beiſpiele der Art, und was wäre dann zu thun?

A. Alsdenn nähme man die Meinung der meiſten.

B. Bedenkt das, die andern würden ſchreien.

A. Mögten ſie ſchreien, man ließe ſie — —

B. Nun das iſt es ja eben, was mir mit euch gethan haben, und doch ſeyd ihr unzufrieden!

A. Zum Henker, das bin ich.

B. Und ihr ſchreit —

A. So ſehr ich nur ſchreien kann.

B. Und man läßt euch ſchreien —

A. Aber ich appellire dagegen.

B. Und an was für ein Tribunal? wenn ich fragen darf.

A. An das von ganz Europa, das ſich rüſtet, euch zu richten.

B. Glaubt ihr das im Ernſt, Vetter?

A. So müßt ich mir ja ſchon längſt eine Kugel durch den Kopf gejagt haben, wenn ich das nicht glaubte.

B. Ich mögte mir gern von der Procedur dieſes Nationen-gerichts einen Begrif machen. Sie ſoll mit der gewöhnlichen Verfahrungsart in umgekehrtem Verhältniß ſtehn; die Exekution, ſagt man, werde dem Urtheil vorangehn.

A. Das wäre vielleicht das beſte, allein man wird mit mehr Ordnung verfahren, als ihr glaubt. Zuerſt wird ein ſtolzes Manifeſt erſcheinen, worin auseinander geſetzt ſeyn werden, einerſeits die Aufführung Frankreichs und anderſeits die Willensmeinung von ganz Europa.

B.

B. Und mit welchem Rechte gedenkt uns Europa ſeinen Willen zu verkündigen?

A. Mit dem erſten aller Rechte, mit dem Rechte des Stärkern.

B. Wie! das Recht, wider welches ihr ſo gewaltig geſchrien habt, ruft ihr jetzt zu Hülfe? — Es exiſtirt alſo, ihr erkennt es alſo an, und wenn es wahr iſt, daß es gebraucht worden, ſo war man alſo nicht ſo ſtrafbar.

A. Ja, für groſſe Uebel groſſe Mittel! — Man wird euch ein Martialgeſetz verkündigen, das eine ganz andre Miene machen ſoll, als eures auf dem Föderationsfelde.

B. Das Geſetz iſt der den Gliedern eines Volks verkündete Wille deſſelben. Das hier wäre aber doch nur ein fremder Wille.

A. Habt ihr mir nicht ſchon hundertmal geſagt, daß das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ſey? Nun gut, hier iſt der allgemeine Wille von ganz Europa, ausgeſprochen von zehntauſend Feuerrachen.

B. Aber wie kann Europa das franzöſiſche Territorium verletzen?

A. Hat Europa nicht ſeine innere Polizei? Sagt mir einmal ſelbſt, wenn mitten in einer Stadt Unordnungen, Verbrechen, Gewaltthätig-

ligkeiten, Morde in einem Privathauſe begangen würden, meint ihr nicht, daß alle Bürger die Thüren dieſes Hauſes einbrechen könnten, um die gute Ordnung wieder herzuſtellen?

B. Erſtens iſt ein Haus wol der Stadtpolizei, aber Frankreich nicht der Polizei Europens unterworfen. Zweitens müßten die Einwohner dieſer Stadt große Maulaffen ſeyn, wenn ſie auf das Geſchrei von ein paar unartigen Kindern, die ihre Mutter züchtigt, herbeilaufen wollten.

A. Geſteht wenigſtens, daß ſie ihnen die Ruthe ein bischen unſanft gibt.

B. Das finde ich auch, allein es ſind Familienſachen, in die ſich Fremde nicht miſchen dürfen.

A. Immethin! redet, glaubt was ihr wollt! Nächſtens erſcheint ein Manifeſt und dem folgt eine tüchtige Armee auf dem Fuße nach.

B. Aha! die feindliche Armee vielleicht —

A. Die euer beſter Freund iſt.

B. Die uns eine Konſtitution geben ſoll. —

A. Ja! und zwar eine weiſe, überlegte Konſtitution, wo ſich alle Pouvoirs die Wage halten, jeder Rang unterſcheidet, wo ſich alle Theile ſtützen werden, wie in einem prächtigen Gebäude.

B. Von drei Stockwerk doch? — Und die, was ihr vorſchlagt, unter Kanonendonner auffühlen ſoll?

A. Zuckt über dieſe Armee, über dieſen Geſetzgeber die Achſeln wie ihr wollt! ſie wird kommen, iſt ſchon ſo gut wie da, ſie iſt nur noch ...

B. Fünf hundert Meilen weit von hier.

A. Nein, nein! glaubt mir nur, ich bin von ihrem Marſche von ihren Planen beſſer unterrichtet.

B. Und ihre Plane .... die wären?

A. Euch weiſe Geſetze zu geben und ſie befolgen zu laſſen. Vorerſt wird man Jedem zurückgeben, was er verloren hat und alles wieder herſtellen.

B. Wie? Panduren, Tollpatſche und Koſaken würden den Ackerbau, die Handlung, die Künſte, die Sitten wieder herſtellen?

A. Vielleicht nicht ſogleich, aber ſie werden vorerſt unſre alten Rechte wieder herſtellen.

B. Was! deshalb laßt ihr ſie kommen, ihr Herren? Wahrhaftig! das erinnert mich an die Hexe im chineſiſchen Schattenſpiel, die alle Teufel citirt und die Welt drunter und drüber kehrt, um ihre Katze wieder zu haben.

A. Ihr findet die Sache lächerlich?

B. Weil ich ſie ſonſt gar zu abſcheulich finden müßte.

A. Aber es iſt mein wahrer, völliger Ernſt.

B. Wie? ein ſonſt ſo guter Mann. — —

A. Ja! gut mit den Guten und böſe mit den Böſen. Uebrigens könnt ihr wol denken, daß die Abſicht nicht iſt jemanden etwas zu leide zu thun; man will ſeinen gutgemeinten Vorſchlägen nur ein drohendes Anſehn und Nachdruck geben; man iſt ſogar ſicher, daß die 200 000 Mann, wenn ſie einmal eingerückt ſind, ſich ſehr freundſchaftlich betragen und ſehr vernünftige Bedingungen machen werden.

B. Aber ich frage nochmals, mit welchem Recht?

A. Mit dem Recht von 200,000 gut bewaffneten Leuten, die keine Vernunft annehmen werden. Was braucht es denn weiter um eine Konſtitution zu etabliren.

B. Ja, die Konſtitution von Chotzim und Okzakow.

A. Nein! eine ſehr vortrefliche, ſchöne Konſtitution nach allen Regeln der Kunſt, wo alle gültige Rechte beibehalten werden, und in das Intreſſe andrer Nationen kein Eingriff geſchiebt.

B. Vetter! wißt ihr gewiß, daß ſie uns das bringen?

A. Dafür ſteh' ich euch.

B. Nun ſo ſagt ihnen, daß ſie auf niemand zu warten brauchten, daß ihre Zahl nichts zur Sache thut, daß ſie nur kommen dürfen, um mit offnen Armen empfangen zu werden.

A. Ja, bei Gott! nie wurde ein größerer Prozeß mit größern Mitteln plaidirt. Es iſt die Sache aller Fürſten, aller Großen, aller Pontife, aller Magiſträte.

B. Und wider wen?

A. Wider alles, was zum Volk gehört.

B. Das heißt alſo gegen alle Menſchen. Aber wenn man euern Rednern, mit allem Reſpekt, ſo man ihnen übrigens ſchuldig iſt, etwa zufälliger Weiſe kein Gehör geben ſollte, wenn man ſich gegen ihre herzrührende Beredſamkeit ſetzte, wie dann?

A. O dann — — aber man wird ſich nicht dagegen ſetzen, man wird ihren Bajonetten, Säbeln und Kanonen eben ſo wenig Standhaltendes entgegen zu ſetzen wiſſen, als den ſehr vernünftigen Artikeln, die ſie euch bald Anfangs vorſchlagen ſollen.

B. Und worin werden die beſtehn?

A. Das kann ich euch nicht ſogleich von Wort zu Wort ſagen; aber ſeyd ohne Sorgen, man wird den braven Leuten ſchon ihr Penſum machen.

B. Wie aber wenn ſie es ſchlecht behielten, wenn ſie von dem ihrigen hinzuſetzten?

A. Ihr könnt wol glauben, daß man das nicht zulaſſen würde.

B. Aber ſie werden die ſtärkern ſeyn, habt ihr mir eben geſagt.

A. Das hoff' ich.

B. So mögt ich wiſſen, womit ihr die ſtärkern zwingen wollt. Habt ihr das wohl bedacht, Vetter? Aber um auf etwas anders zu kommen, ſind eure würdigen Protektoren auch brav mit Geld verſehn?

A. Seyd ohne Sorgen! Man wird ſich ſchon damit verſehn, daran ſoll es nicht fehlen. Die Fürſten könnten ja keinen beſſern Gebrauch von ihren Schätzen machen.

B. Von ihren Schätzen? — Wo ſind die denn?

A. Sonderbare Frage! In ihren Staaten. Glaubt ihr denn, daß man im Auslande bis auf Aßignate heruntergebracht iſt?

B. Was ich ſehe iſt das Geld des Volks.

A. Gut! aber können die Fürſten denn nicht ein neues Anlehn eröffnen, neue Auflagen machen?

B. Wenn ihre Völker damit zufrieden ſind. —

A. O gewiß! denen iſt's ſchon genug, wenn ihr Herr nur allergnädigſt geruht, ſeinen Willen kund zu thun und die Bewegungsgründe anzuzeigen.

B. Man pflegt alſo überall wie hier eine Einleitung zu den Steuer-edikten zu machen. Thut mir doch den Gefallen zu ſagen, wie ihr in ſo einer Einleitung die Sache hier drehen wolltet?

A. Nichts Verdrehtes, Freund! mit der Wahrheit gerade heraus! Weiter braucht es nichts, wenn man Macht und gute Gründe hat.

B. Hört einmal! mir fällt eben ſo ein niedliches Preambulum für einen fremden Fürſten ein.

A. Für welchen?

B. Für den, der es verlangt. Es ſtellt die Wahrheit ganz nackend und blos in ihrem wahren Lichte dar. Mit Vorbehalt der Einkleidung würde es ohngefähr ſo lauten: „Es hat ſich irgend„wo zwiſchen den Völkern und Fürſten ich weiß „nicht was für ein Misverſtändniß erhoben, das „Folgen haben könnte und wo ihr ſicher lieber für „meines, als für eures gleichen Partei nehmen „wolltet. Im Vertrauen auf eure gewohnte Treu„herzigkeit rechne ich darauf, daß ihr mir euer „Geld bis auf den letzten Pfennig hergeben wer„det. Ich brauche es, um euch am Seile zu füh„ren und gegen Leute zu Felde ziehn zu laſſen,

„die euch ſchlechte Beiſpiele geben und zeigen „könnten, wie ihr in eure Rechte wieder eintre„ten müßtet. Vergeßt, was ihr immer gethan „habt, daß ihr Menſchen — denkt nur daran, „daß ihr meine Unterthanen ſeyd, und betrachtet „euch wie eine Münze, die ich ausgebe, und mit „der ich unrecht hätte bei einer ſo großen Aus„gelegenheit zu knauſern. Der Augenblick, iſt „da, mir eure ganze Erkenntlichkeit für all' das „Gute zu zeigen, um das ich euch unaufhörlich ge„bracht habe, und bei meiner königlichen (fürſtli„chen) Ehre! ihr würdet ſehr undankbar ſeyn, „wenn ihr nicht lieber für mich ſterben als für „euch leben wolltet."

A. Die Sache mögte nun wol von den Für-ſten in einem andern Geſichts-punkt vorgeſtellt werden.

B. Was doch die Völker nicht hindern wird, ſie in ihrem wahren Geſichts-punkt zu ſehn.

A. Und wer ſollte ihnen den zeigen?

B. Ihre eigne Vernunft. Braucht es denn ſo viel, um über einleuchtende Vortheile die Augen zu öffnen? Glaubt mir nur, daß, wenn ſie zu uns kommen, ſich Leute finden werden, die bereit ſind, das Böſe, was ſie uns anzuthun gedenken, mit dieſem Guten chriſtlicher Weiſe zu erwiedern.

A. Das wäre gut, wenn ſie mit euch Leuten einiges Verkehr hätten; allein man wird das nicht geſcheh'n laſſen, man wird euch wie verpeſtete behandeln.

B. Deſto beſſer für uns! ſo müſſen ſie uns fliehen.

A. Sie werden euch blos ſchlagen, wenn ihr Miene macht zu widerſtehn.

B. Dann vielleicht deſto ſchlimmer für ſie, denn ſie könnten wohl den Verluſt mit dem Siege davon tragen, wenn ihnen übrigens auch wirklich alles ſo leicht von der Hand ginge, wie ihr es zu wünſchen ſcheint. Laßt uns aber jetzt über die Armee die Muſterung halten; aus was wird ſie beſtehn?

A. Zum Henker! wie alle Armeen, aus Soldaten und Officieren.

B. Bei einer Unternehmung der Art wären mir doch die gemeinen Soldaten verdächtig.

A. Ja! aber wie ließen ſich 200,000 Officiere auftreiben?

B. So nehmt euch nur in Acht, daß ihr nicht am Ende ohne Soldaten ſeyd.

A. Ach! um die hat's wirklich keine Noth; die ſind ſo dumm, daß ſie nicht einmal ahnden, weder warum noch gegen wen man ſie führt.

Sold und Beute iſt alles, was ſie brauchen. Der Soldat, wißt ihr ja, iſt im Ganzen genommen weiter nichts als ein fleiſchfreſſendes Thier.

B. Wahrhaftig, eine herrliche Ausſicht für uns! — Ihr glaubt alſo, daß man ihnen nur ſagen dürfe: da gibt es Felder zu verwüſten, Dörfer zu plündern, Weiber zu nothzüchtigen, Männer umzubringen.

A. Nun ja, weiter nichts! das wird ihnen eine königliche Luſt ſeyn.

B. Alſo wär's doch wirklich darauf angelegt, daß uns eure Friedens-ſtifter ein bischen auffreſſen ſollten. Ihr verſpracht mir ja eben, daß ſie uns nichts zu Leide thun würden.

A. Das hängt nun von euch ab — unterwerft euch den Geſetzen, die man vorſchreiben wird. Uebrigens habt ihr ja die Mine geladen, wenn ſie ſpringt, ſo iſts eure Schuld.

B. Gut! ich will alles zugeben, will ſogar eure Rache theilen, aber ſagt mir nur, wen ſie treffen ſoll.

A. Eine ſonderbare Frage! allem Vermuthen nach die, ſo uns beleidigt haben.

B. Allem Vermuthen nach —— nur gut, daß ihr darüber noch nicht gewiß ſeyd, denn es iſt wirklich eine große Frage, ob eure Rache die eigent-

gentlich Schuldigen treffen werde. Nein, Vetter! ihr könnt unmöglich im Ernſt an Krieg denken.

A. Wir müſſen Recht finden. Krieg kann uns nur Recht verſchaffen, das einzige Mittel zum Frieden hier iſt nur Krieg.

B. Der aber wenigſtens halb Frankreich durchwüthen muß, ehe er die erreicht, über die ihr Klage führt.

A. Das kann ſeyn, aber glaubt ihr denn auch, daß es bei jedem Schritt eine Schlacht, eine Belagerung ſetzen werde.

B. Freund! die Fußſtapfen des Krieges ſind noch ſchrecklicher als die Wunden, ſo er ſchlägt. Ein Schlachtfeld iſt der am wenigſten tragiſche Ort des Kriegs-theaters. Die Todten, die es bedecken, haben wenigſtens ruhmvoll geſtritten; aber denkt euch unter der Laſt des Elends erliegende, ausgehungerte Einwohner, bald vom Staat, der Impoſten braucht, bald vom Feind, der Kontributionen beitreibt, zu Boden getreten, gezwungen zwei Gebietern zu gehorchen, und denkt euch in dieſen Gebietern Kriegs-heere, in ihren Feinden Henker, in ihren Vertheid'gern Tirannen.

A. Ich gebe zu, daß das vielleicht in einigen Bauerhöfen, in einigen Dörfern ſo ſeyn könnte und das iſt freilich ein Unglück.

B. Nein! nicht etwa einen Ort, nicht etwa dieſe oder jene Klaſſe von Menſchen — nein! ganze Provinzen, alle Klaſſen von Menſchen trift dieſe Geißel.

A. Uebertreibt ihr nicht etwa?

B. Wie wenig ich übertreibe, werdet ihr vielleicht nur gar zu bald einſehen und die Haut wird euch davor ſchaudern. Ihr werdet ein zügelloſes Soldaten-geſindel, wo es ſich blicken läßt, Schrecken verbreiten ſehn, Verwüſtungen überall, wo es einherzieht, Hunger, wo es verweilt. Da gibt es keine Ordnung, keine Polizei, keine Arbeit, keinen Handel mehr. Der Reichthum zerſtreut ſich oder wird vergraben, alles Vermögen verſchwindet, aller Verkehr iſt abgeſchnitten, die Wege ſtehn nur denen offen, die ſich unſicher machen, die Felder liegen unbebaut, die Heerden werden weggeführt, die Waldungen abgebrannt, die Baum-gärten niedergehauen, die Scheuern ausgeleert, Städte und Dörfer ſind nur noch von Greiſen, Wittwen und Waiſen bewohnt, die Jugend, die ganze Hoffnung des Landes, iſt unter den Waffen und der Ueberreſt zittert. Sagt mir, Freund, könnt ihr mit kaltem Blut an all' dies Unglück denken?

A. O nur mit Schrecken, wenn es ſo wäre.

B. Und doch im Vergleich mit dem, was unſer warter, iſt dies alles noch nichts. Stellt euch den Tumult, die allgemeine Verwirrung, die Wuth der Verwüſtung vor; denkt euch auf den Lippen eurer Mitbürger den wehklagenden Jammer, in ihren Herzen das ſchleichende Gift des Argwohns und den Dolch des Verräthers oder das Schwert der Rachſucht in ihren Händen; mahlt euch ganz Frankreich wie eine Hölle, in der Furien unaufhörlich das Feuer anfachen. Sehr! in einen ſolchen Zuſtand wollt ihr Millionen Menſchen verſetzen, eure Brüder, von denen vielleicht keiner zu eurem Verdruſſe beitrug. Nicht wahr, Vetter, ich hatte Recht zu ſagen, ſo etwas könne euch gar nicht in den Sinn gekommen ſeyn?

A. Nein, wahrhaftig nicht!

B. Geſteht nur, daß ihr um dieſen Preis euer Glück, eure Ehrenzeichen, eure Aemter nicht mögtet.

A. Um dieſen Preis? — der Thron der Erde wäre mir dafür zu theuer.

B. Bravo! nun ſeyd ihr Menſch und bald, hoffe ich, auch Bürger. Der Mann, der das Unglück ſeiner Landsleute fürchtet, iſt bereit ihr Glück zu wollen. Aber, lieber Vetter! wie — wenn ihr unter allen Misvergnügten der einzige

waret, deſſen Vernunft und gutes Herz über ſeinen Groll ſiegte?

A. Thut ihnen nicht noch den Schimpf an und glaubt, daß es bei euch nur Patriotismus gibt.

B. Nun! wenn es ſo iſt, ſo eilt doch, ſie von ihrem unglücklichen Vorhaben abzuſchrecken.

A. Womit wollt ihr Leute abſchrecken, die weiter nichts als das Leben zu verlieren haben und damit immer verſchwendriſch umgegangen ſind?

B. Ihr habt mich falſch verſtanden. Ihr müßt ihren Muth nicht aufbringen, indem ihr von der Gefahr ſprecht, welcher ſie ſich ausſetzen, ſondern ihnen das Unglück ſchildern, das ſie über ſo viele unſchuldige Häupter bringen können.

A. Für muthvolle Seelen iſt es indeſſen doppelte Qual, nicht geächt zu werden.

B. Nein, Freund! in jeder Art von Uebel iſt die Rache ein Uebel mehr. Die Rache erniedrigt den Menſchen bis zum Thiere; die Grosmuth erhebt den Menſchen über den Menſchen. Laßt uns alſo thun, was wir an Andern bewundern würden! Ich glaube den Adel ſelbſt zu hören (jenes moraliſche Weſen, dem man vielleicht vergebens den letzten Stoß zu geben ſucht); er ſagt uns

die letzten Worte Phocions an seinen Sohn: ich gebiete dir deinem Vaterlande zu dienen als wäre es gerecht mit mir umgegangen.

6.

Rundgesang, auf St** Hochzeit gesungen.

Melodie: Dem Kindlein, das gebohren ward ꝛc.

I.

Zwei Mädchen sandte Gott herab;
Vom Himmel sandt' er sie:
Und alles Gute, was er gab,
Das gab er uns durch die.
Ihr Freunde, sagt mir, kennt ihr sie?
Ich kenne sie:
Zwei beßre Mädchen gab es nie.

Chor.

Wir kennen sie.
Als Lieb und Freundschaft segnen sie.

2.

Die Freundſchaft ließ ſich ſanft herab,
Und Segen kam mit ihr.
Dank Ihm, der ſie der Erde gab
Und uns dies Herz dafür.
Stoßt an! die Freundſchaft leb' und blüh'!
Und wir für ſie!
Wir haben all' ein Herz für ſie.

Chor.

Sie leb' und blüh'!
Wir haben all' ein Herz für ſie.

3.

Im Feuerflug' und heißen Tritts
Kommt Lieb' ihr nach und ſiegt.
So fährt, ſo ſegnet Gottes Blitz,
Wenn auch die Eich' erliegt.
Ihr geben Erde, Luft und Meer
Die Herzen her.
Wer hat noch eins? der geb' es her!

Chor.

Die Herzen her!
Wer hat noch eins? der geb' es her!

4.

Ihr ſaht den Strahl. Ein kühler Wind
Senkt nun die Wolk' herab.
In leiſen Labetropfen rinnt
Der Segen, den ſie gab.
So kühlt ſich Lieb' in Freundſchaft ab;
Die bleibt ihr Stab.
Wohl dem, dem Liebe Freundſchaft gab.

Chor.

Sie bleibt ihr Stab.
Wohl dem, dem Liebe Freundſchaft gab.

5.

Ihr Gottes-töchter, beide gut,
Wohl dem, den ihr belohnt!
Doch Liebe ſengt, wie Sonnenglut:
Du, Freundſchaft, biſt der Mond.
Drum ſinat mit Barden Bürgers Muth:
Der Mond iſt gut,
Der niemand was zu Leide thut.

Chor.

Der Mond iſt gut,
Der niemand was zu Leide thut.

6.

Mein ganzes Leben gäb' ich euch,
So gut wie ich euch bin.
In Morgen, Mittag — theilt euch gleich;
Nehmt eure Hälften hin.
Nur du, die du ſo gut es meinſt,
So milde ſcheinſt,
Erleuchte meinen Abend einſt!

Chor.

Mein Abend einſt
Sey kühl und ſanft, weil du mir ſcheinſt.

C. Heuſinger.

7.

Ueber eine erfreuliche literariſche Nachricht in dem Hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten, Num. 204. Jahrgang 1791.

Die Nachricht iſt folgende:

„Ich kann Ihnen von einer literariſchen Contre-revolution Nachricht geben, die aber nicht von Coblenz ausgeht. Es iſt der Wunſch der größten Souverains von Deutſchland, daß doch endlich von allen Seiten dem Wahnwitz des Zeitalters entgegengearbeitet werde, „der heimlich und auf Schleichwegen, oder offenbar und ohne Heel alle Völker ſo aufklären will, damit ſie die Feſſeln der Religion abwerfen, ihre Könige, ihre Fürſten und ihre Regierungen abſetzen, und keine andere Herrſchaft anerkennen, als die Herrſchaft der Volks-ſchulmeiſter und der Volkskraft.“ — In dieſer Abſicht erſcheint mit wirklich zugeſichertem Beifall der größten Mächte in Deutſchland die Wiener Zeitſchrift, aus welcher zwölfmal im Jahre Feuerkugeln auf unſere Aufklärer und Revolutions-apoſtel geworfen werden ſollen.“

Dieſe öffentliche Anzeige, deren Authenticität wir vorausſetzen, hat mehr als Eine ſehr intereſſante Seite, um derentwillen ſie dem ganzen aufgeklärten Publiko überhaupt und jedem gutgeſinnten Gelehrten inſonderheit, ungemein erfreulich ſeyn muß. Sie ſcheint uns nämlich die Erfüllung gewiſſer Hofnungen zu verkündigen, die von kaltblütigen und weltkundigen Leuten bis auf dieſen Tag zu den ſanguiniſchen oder poetiſchen gezählt wurden.

1. Die Kaiſer und Könige — denn dieſe werden doch wol gemeint, wenn von den gröſten Mächten die Rede iſt — haben ſich alſo — Dank ſey dem Lichte unſerer Zeit! — wirklich überzeugen laſſen, daß Schriften nur durch Schriften, nicht durch Kabinets-ordres oder Cenſur-edikte, beſtritten, Irrthum nur durch Belehrung, nicht durch Gefängniß, Schwert oder Scheiterhaufen, getilgt und daß öffentliche Angelegenheiten, Gegenſtände, welche alle Menſchen intereſſiren, nicht bei verſchloſſenen Thüren, ſondern öffentlich verhandelt, das Für und Wider derſelben öffentlich dargelegt werden müſſen. Gott ſey dafür gelobt und geprieſen! Gibt es nun wirklich ſolche raſende Volks-ſchulmeiſter, die, wie die Nachricht ſagt, die Völker zu bewegen ſuchen „die Feſſeln der Religion — ſoll wol heiſſen das ſanfte Joch derſelben; denn nur der Aberglaube hat Feſſeln, und

die

die verdienen abgeſtreift zu werden — abzuwerfen, und ihre Könige, ihre Fürſten und ihre Regierungen abzuſetzen:“ ſo hat es damit fürder keine Noth. Man wird die unklugen Vorſpiegelungen ſolcher Wahnſinnigen beleuchten; man wird ſie und das Volk eines beſſern belehren, und die Elenden werden, wie einſt einer ihrer Amtsbrüder zu Falerii, von ihren eigenen Schulknaben, unter derben Ruthenhieben, nach ihrer ſtaubigen Schulſtube, die ſie vorwitziger Weiſe verlaſſen hatten, zurückgejagt werden.

Zwar die Feuerkugeln, deren die Nachricht erwähnt, und welche „zwölfmal im Jahr auf die Köpfe unſerer Aufklärer herabregnen ſollen,“ ſcheinen, dem erſten Anblicke nach, mit jenen erfreulichen Geſinnungen und Ueberzeugungen der größten Mächte im Widerſpruch zu ſtehn und auf fortdaurende gewaltſame Maaßregeln zu deuten: aber aller Wahrſcheinlichkeit nach, werden hier keine Bomben oder auf Roſten glühendgemachte Mordkugeln (boulets rouges), ſondern nur Leuchtekugeln (pelottes à feu) gemeint, die bekanntlich nur ein ſchönes Licht, nicht Schrecken und Tod um ſich her verbreiten. Der Benachrichtiger, der vielleicht ein dichteriſcher Kopf iſt, hat alſo mit dieſer prächtigen Metapher vermuthlich nichts anders ſagen wollen, als: man werde die noch herrſchende Finſterniß in religiöſen und politiſchen Din-

gen, deren die beſagten wahnwitzigen Volks-ſchulmeiſter ſich vielleicht zu nutze machen, um das Volk irre zu leiten, durch lichtvolle Erörterungen und durch einleuchtende Vernunft-gründe zu vertreiben ſuchen. Die gröſsten Mächte wollen alſo, Gott ſey Dank! mit denen, welche nützliche Erkenntniſs zu verbreiten, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen oder, welches einerlei iſt, ihre Mitmenſchen aufzuklären ſuchen, nunmehr Hand in Hand gehn, ſelbſt kräftig dazu mitwirken oder von den Weiſeſten und Beſten im Lande, wozu Hr. Hofmann — der angekündigte Herausgeber der Wiener Zeitſchrift — vermuthlich auch gehört, in ihrem Nahmen mitwirken laſſen. So iſt alſo jener ſcheinbare Widerſpruch gehoben; und alles hängt nun augenſcheinlich wohl zuſammen.

2. Die Kaiſer und Könige ſind alſo auch zweitens nunmehr wirklich überzeugt, daſs ihre rechtmäſsige, von Gott und Menſchen ihnen verwilligte Macht, keine literariſche, ſondern nur eine politiſche Macht ſey, und daſs ſie, ihrer hohen Vocation zufolge, nicht im Reiche der Wahrheit und der Wiſſenſchaften, ſondern nur im bürgerlichen Staate zu gebieten und zu herrſchen haben. Sie wollen alſo — Dank, Dank ſey dem ſiegreichen Lichte unſerer Zeit und ihrer kaiſerlichen und königlichen Empfänglichkeit dafür! — künftig nicht mehr vorſchreiben und gebieten, was geglaubt und

nicht

nicht geglaubt, was gelehrt und nicht gelehrt, was geſchrieben und nicht geſchrieben werden ſolle; ſondern, eingedenk der von Gott und der menſchlichen Natur geſetzten Schranken der weltlichen Herrſchaft, wollen ſie ſich künftig lediglich darauf einſchränken, die Irthümer oder was ihnen Irthum zu ſeyn ſcheint, auf dem einzigen legalen Wege, auf dem der öffentlichen Belehrung, zu bekämpfen. Sie wollen in der Gelehrten-republik — wie Friedrich der Einzige — nicht mehr Kaiſer und Könige, ſondern nur Mitbürger der freien Bürger derſelben ſeyn; und ihr Wort, ihre Meinung, ihr Glaube und ihre Ueberzeugungen ſollen von nun an hier nicht mehr, als das Wort, die Meinung, der Glaube und die Ueberzeugungen des geringſten Schulmeiſters gelten. Deswegen thun ſie jetzt vor aller Welt Verzicht auf alle die unwürdigen, von der brutalen Dummheit finſterer Mönchszeiten eingeführten, von ihrer eigenen Weisheit aber höchlich gemißbilligten Zwangs-mitteln in moraliſchen, religiöſen und wiſſenſchaftlichen Dingen; und ſetzen, wie es ſich geziemt, bloß einen literariſchen Stellvertreter, den Herrn Hofmann, an, der in der Gelehrten-republik, deren Verhandlungen ſie, anderweitiger Geſchäfte wegen, nicht jedesmal ſelbſt beiwohnen können, ſie, als Mitbürger dieſes Freiſtaats, als bloße Privatmänner in demſelben, vertreten, ihre Privat-meinungen be-

kannt machen, und in ihrem Nahmen, ſo oft es über etwas zu ſtimmen gibt, mitſtimmen ſoll. Dieſe große freudenreiche Ereigniß ſetzt unſerm achtzehnten Jahrhunderte die Krone auf, und erhebt es weit, weit über alle andere Zeit-epochen, die vor ihm verfloſſen ſind. O alle, die ihr denken, ſchreiben und leſen könnt, ihr nun beglückten Bürger des literariſchen Freiſtaats, und ihr andern alle, für die in dieſem freien Reiche Erkenntniß und Wahrheit angebaut, eingeärndtet, geſichtet und zu einer gedeihlichen Geiſtes-nahrung zubereitet wird, ihr Alle, die ihr fühlt, daß ihr vernünftige, denkende und mit einem eignen Gewiſſen, das ſich nicht binden laſſen will, verſehene Weſen ſeyd, o ſingt und betet alle laut mit mir:

Herr Gott, dich loben wir;
Herr Gott, wir danken dir!

3. Die Kaiſer und Könige wollen alſo nunmehr, ſtatt auf Gelehrte, wie wol ehemals geſchah, wie auf Milben herabzuſehn, mit Gelehrten, wo nicht in höchſter Perſon, doch durch einen Stellvertreter, wirklich in die Schranken zu treten geruhen, und die Wahrheit mit keinen andern als gelehrten Waffen gegen männiglich vertheidigen helfen. Sie wollen die Würde des verdienſtlichen gelehrten Standes ſogar in den unterſten Gliedern deſſelben ehren, und es iſt daher ihr gnädigſter Wille, daß Hr. Hofmann, ihr Stellvertreter,

ohn-

ohngeachtet er Professor ist, sogar mit dem armseligsten Schulmeister, sogar, wie aus der Inhaltsanzeige des ersten Stücks erhellt, mit Buchhändlern, die in der Gelehrsamkeit und Schriftstellerei etwan auch ein wenig gepfuscht haben mögen, eine gelehrte Lanze zu brechen sich nicht zu vornehm dünken soll. Auf eine entscheidendere und ehrenvollere Weise ist jene Würde denn doch wol noch niemals anerkannt worden.

4. Wenn Kaiser und Könige reden oder schreiben: so reden oder schreiben sie immer in einem ihrer hohen Würde angemessenen, also höchstgesitteten und anständigen Tone. In einem solchen wird also auch ohne allen Zweifel ihr Stellvertreter, Hr. Hofmann, reden. Da werden wir also endlich einmal ein von allen Seiten vollendetes Muster einer recht würdigen, gemäßigten und durchaus anständigen Kontrovers-sprache erhalten, woran es uns in Deutschland bisher leider! noch so sehr gebrach. Und die Wirkung, die das auf unsere schriftstellerischen Sitten haben wird, kann nicht anders, als sehr erwünscht, groß und segenreich seyn. Regis ad exemplum totus componitur orbis. Der hämische, absprechende und plumpe Recensenten-ton, der bis jetzt leider! noch in vielen unserer kritischen Blätter herrschte, wird nun in einen bescheidenen, milden und gesitteten umgebildet werden; unsere Streitschriften werden künftig gemäßiget, ruhig und ohne alle Persönlichkeiten seyn; Schmähschrif-

ſchriften und Pasquille werden aus unſerer geſitteten Gelehrten-republik — wie die Wölfe, Bären und Hänen aus einem wohlcultivirten Lande — gänzlich verſchwinden. Das erſte Stück der Wiener Zeitſchrift wird die Loſung zu dieſer allgemeinen ſchriftſtelleriſchen Sitten-verbeſſerung in Deutſchland ſeyn; und noch ehe das Jahr 1792 zu Ende läuft, wird es hoffentlich ſchon dahin gekommen ſeyn, daß ein rechtlicher Mann in einer feinen Geſellſchaft nicht mehr zu erröthen braucht, daß er die Ehre habe — ein deutſcher Schriftſteller zu ſeyn.

Den Inhalt des erſten Stücks der mehr belobten Wiener Zeitſchrift, dem wir mit lebhaften Verlangen entgegen ſehn, hat uns die Hamburger Zeitung gleichfalls ſchon angegeben. Es iſt folgender.

„1. Prolog. 2. Grenzen einer vernünftigen Preß-freiheit für Oeſtreich. Bemerkungen über Kaiſer Leopold II. neue Cenſur-verordnung. 3. Beiträge zur Kronik der Leopoldiniſchen Geſetzgebung in Oeſtreich. 4. Ueber die politiſchen Angelegenheiten Frankreichs, in Briefen an den Herrn Educationsrath und Buchhändler Joachim, Heinrich, Campe in Braunſchweig. 5. Denunciation der Secte der Freunde der Schwarzen. 6. Aufklärungs-ſottiſen. 7. Neue Kranken-an-

ſtalt zu Wien. 8. Ueber das Recht und Nichtrecht Briefe zu erbrechen und unterzuſchlagen. 9. An alle europäiſche Regenten, ein gedrucktes Privatſchreiben. 10. Proteſtation der franzöſiſchen Prinzen von Geblüt. 11. Ein großes Prognoſticon für Oeſtreich. 12. Der Thurm und der Fels, eine Fabel. 13. Studien-nachrichten."

Mit Vergnügen habe ich auch meinen geringen Nahmen in dieſer Inhalts-anzeige gefunden. Hätte ich nicht ſonſt ſo viel triftige Urſachen zur Beſcheidenheit und Demuth, ich könnte ſtolz darauf werden, mich in einem Werke genannt zu finden, welches unter Schutz und Begünſtigung der größten Mächte geſchrieben wird. Man ſieht übrigens, daß der Verfaſſer nicht, wie die Einleitung vermuthen ließ, es bloß mit wahnwitzigen Schulmeiſtern, welche die Religion, die Tronen und Fürſtenſtühle umſtürzen wollen, ſondern auch mit vernünftigen Menſchen zu thun haben, und auch dieſen ihre Fehler und Irthümer, wovon Keiner frei iſt, liebreich zeigen will. Ich für mein Theil danke zum voraus dafür, und werde, wenn ich das Stück einſt ſelbſt zu Geſicht bekomme und keine wichtige Abhaltungen vorfallen, dieſen meinen Dank auf eine beſtimmtere Weiſe, und mit Zurücknahme meiner, hoffentlich recht gründlich widerlegten

Ir-

Irthümer, öffentlich zu wiederholen nicht ermangeln.

Joachim Heinrich Campe,
Schulrath und Buchhändler in Braunschweig.

Zuſatz des Herausgebers.

Es iſt zuweilen angenehm zu hören, wie zwei oder mehr Perſonen eine und eben dieſelbe Sache aus ganz verſchiedenen Geſichtspunkten anſahn, alſo auch ganz verſchieden darüber urtheilten. Mein Freund hat die Anzeige der Wiener Zeitſchrift erfreulich gefunden, und er hat auf den vorhergehenden Blättern geſagt, warum er ſie ſo fand. Mir kömmt ſie ſonderbar vor, und hier ſind meine Gründe. Es war bloßer Zufall und geſchahe ohne alle Verabredung, daß wir beide zu gleicher Zeit darauf verfielen, eine Zeitungsanzeige zum Gegenſtand unſerer Betrachtung zu machen.

Mir alſo fielen bei jener Ankündigung diejenigen Herren ein, die in den Hamburger Zeitungen ſo oft ihre Kron-Gold-Wunder-eſſenzen, ih-

re Elyxire, Pomade u. ſ. w. dadurch zu empfehlen ſuchen, daß ſie verſichern, Könige und Fürſten hätten davon gebraucht, hätten ſich wohl dabei befunden und hätten die allgemeine Bekanntmachung gewünſcht oder gar befohlen. Wem es um Wahrheit zu thun iſt, der ſollte nicht die Sprache der Marktſchreier führen.

Es wäre herrlich, wenn dem Wahnwitz des Zeitalters von allen Seiten entgegengearbeitet würde, und wenn alle Souverains, von Deutſchland nicht nur, ſondern von ganz Europa, ja von der ganzen Erde, dieſe Bemühung begünſtigten, anſtatt ihr, wie oft geſchehn iſt, und hin und wieder noch geſchieht, Hinderniſſe in den Weg zu legen. Aber dann müßte man, um Gottes willen! recht zuſehn, daß man ſich nicht vergriffe, nicht Vernunft für Wahnwitz anſähe, wie es dem Verfaſſer hier gegangen iſt. Es iſt offenbar eine Wirkung der Vernunft und nicht des Wahnwitzes, die Völker ſo aufklären zu wollen, daß ſie die Feſſeln der Religion abwerfen. Die Religion weiß von keinen Feſſeln, dieſe legt der Aberglaube dem menſchlichen Geſchlechte an; und es iſt Wahnwitz dieſen für jene zu halten und mit Feuer und Schwert, mit Bluthochzeiten, Dragonern, Inquiſitions-gerichten u. ſ. w. zu vertheidigen. Es iſt ferner Wahwitz, ſich der Geiſter-

ſterſeherei, der Goldmacherei u. ſ. w. zu ergeben, und die Vernunft zu Gunſten derſelben unterdrükken und gefangen halten zu wollen. Dieſem Wahnwitz, ihr Mächtigen der Erde, und ihr Rathgeber dieſer Mächtigen, dieſem arbeitet entgegen! Aber nicht mit Werkzeugen der Zerſtörung, mit Feuerkugeln, ſondern mit dem milden Lichte der Aufklärung, das Jeſus und ſeine ächten Verehrer bisher zu verbreiten ſuchten. — Es iſt merkwürdig, daß die Gegner der Vernunft immer Feuer, und die Freunde der Vernunft immer Licht wünſchen; daß jene immer denen, die ſie Aufklärer ſchelten, zu Leibe wollen, indeß dieſe ſich begnügen, jenen zu Kopfe zu gehn, um es da nach Vermögen helle zu machen, ohne daß ſie den Kopf vom Rumpfe zu trennen ſuchen.

Wenn es Leute gibt, die den Völkern rathen, ihre Könige, ihre Fürſten und ihre Regenten mir nichts dir nichts abzuſetzen, ſo gehören dieſe als Verrückte ins Tollhaus, und die Wiener Zeitſchrift thut eine ganz überflüſſige Arbeit, wenn ſie ſich mit ihnen abgibt. Aber nie, ſo weit die Geſchichte reicht, hat ſich ein Volk, das weiſe regirt ward, von ſolchen Unſinnigen, wenn es deren gegeben hat, verleiten laſſen, ſeinen Regenten den Gehorſam aufzukündigen. Aber wenn ein Prinz Tarquin eine Lukretia ſchändet, ſo findet ein Brutus

leicht

leicht beim Volke Gehör. Wäre an den Schweizern, an den Niederländern, an den Amerikanern keine Tirannei oder Ungerechtigkeit verübt worden, so hätten sie nicht daran gedacht, sich loszureiſſen. Mit Frankreich iſt es derſelbe Fall. Die Wiener Zeitſchrift wird alſo ein verdienſtliches Werk thun, wenn ſie das große Beiſpiel der Mäßigung, Güte und Weisheit, das unſer Leopold gibt, und wovon er, laut eben dieſes Zeitungsblatts, in dem Ratifikations-dekret einen neuen Beweis dargelegt hat, den Regenten und ihren Miniſtern zur Nachahmung aufſtellt. Dann wird der Profeſſor, der ſie herausgibt, mit denen, die man durch das vermeinte Scheltwort Aufklärer, ehrt, auf Einer Bahn wandeln, und ſeine Feuerkugeln, wenn er deren werfen will, werden Ungerechtigkeit, Unterdrückung, Gewiſſens-zwang, kurz alle Wirkungen des Wahnwitzes treffen, die Landplagen für das Volk ſind und die Fürſtenſtühle wankend machen.

L.

S.

8.

Schreiben an Herrn Magiſter Superbus, über das Recht der Völker, ihre Staatsverfaſſungen willkührlich abzuändern, geprüfet von Burke. (S. Wielands N. T. Merkur, elftes Stück, 1791.)

Ew. — haben mir ſo nachdrücklich befohlen, die Burkiſchen Gedanken über das Recht der Völker ihre Staats-verfaſſungen willkührlich abzuändern, nicht zu vernachläſſigen, daß ich nicht umhin gekonnt habe, ſie mit der größten Aufmerkſamkeit zu leſen, und, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, in ſuccum et ſanguinem zu vertiren. Deß hätte es nun zwar nicht einmal bedurft; ich war ohnehin ſchon Ihrer Meinung auf Ihr bloßes Wort, wie ich immer geweſen bin, ſeitdem ich bei Ihnen über die Metaphyſik und über die neuern Pädagogen gehört habe. Sie führen eine ſo derbe, imponirende Kraft-ſprache, daß man ſich ſchämen müßte, Ihnen nicht beizupflichten, beſonders wo Sie kollegialiſch ſprechen. Aber es gibt Leute, die weder an Sie noch an irgend ein kritiſch Journal ſo unbedingt glauben, als ich, Leute, die alles ſelbſt prüfen und alle Urtheile erſt

wie-

wieder beurtheilen wollen, ehe ſie ihnen Beifall geben; welches denn oft die Folge hat, daß ſie ihren Beifall verſagen. Einer davon iſt mein Vetter Thomas, ein Menſch, der mir manche verdrüßliche Stunde macht. Wenn ich ihm z. B. ſage: „Sieh, Vetter, da iſt ein herrlicher Aufſatz von Burke,“ ſo iſt ſeine erſte Frage: „Haſt du ihn geleſen?“ Mit nein darf ich ihm nicht kommen, auf Autorität darf ich mich nicht berufen, oder er lacht mir ſo unverſchämt ins Geſicht, und ſchwatzt mir die Ohren ſo voll von der Schimpflichkeit des blinden Glaubens, der Nachbeterei u. ſ. w. daß mir angſt und bange wird. So ging es mir auch diesmal, ich mußte nolens volens den Burkiſchen Aufſatz leſen und zwar mit ihm leſen. Da ſuchte er nun auf alle Weiſe mich in meinem Glauben an Sie wankend zu machen. Das iſt ihm nun zwar nicht gelungen, aber doch kann ich nicht bergen, daß ich manche Anfechtung in meinem Gemüthe erleide, die ohne Zweifel daher entſtehet, daß ich dem Thomas nicht auf alle ſeine Einwürfe zu antworten wußte. Ich nehme daher meine Zuflucht zu Ew. — und lege Ihnen das, was der Thomas geſagt, und was ich in meiner Schwachheit darauf geantwortet habe, vor, mit der inſtändigen Bitte, daß ſie mir zu Hülfe kommen und ſich gegen den Thomas ſo kräftig wollen vernehmen laſſen, daß ihm der Mund geſtopft

ſtopft und mein Herz wieder beruhigt werde. Ich weiß, daß Sie und Burke Recht behalten müſſen; warum? Sie vertheidigen die Sache der Könige, und dieſe iſt nothwendig die Sache Gottes; warum? Weil die Könige die Sache Gottes zu der ihrigen machen; eine Hand wäſcht die andere; und ſo kann uns der Sieg nicht fehlen. Antworten Sie nur, lieber Herr Magiſter, aber ein bischen derbe, wenn ich bitten darf, und mit dem vornehmen Air, das Ihnen ſo gut ſteht, damit meinem Vetter die Luſt zu repliciren vergehe. Stillſchweigen heißt, wie Sie mir ſelbſt geſagt haben, in der gelehrten Welt ſo viel, als das Gewehr ſtrecken. Wie würde ich mich freuen, wenn ich den naſeweiſen Thomas gedemüthigt ſähe! Wie würde ich — Aber ich will der Redſeligkeit meiner Freude nicht den Zügel ſchießen laſſen; Sie haben mehr zu thun, als mein Geſchwätz zu leſen. Alſo zur Sache.

Mein Vetter fing an zu leſen: „Das Recht der Völker, ihre Staats-verfaſſungen willkührlich abzuändern.“ Willkührlich? Fuhr er auf, willkührlich? Davon iſt ja gar nicht die Rede, kann gar nicht die Rede ſeyn, wenn willkührlich ſo viel heißen ſoll, als aus Laune, aus Eigenſinn, aus Muthwillen, ohne Grund; und ich bitte Euch, Vetter, was kann es hier anders heißen? — Wahrlich, zum Zeitvertreib ändert ein Volk ſeine

Staats-

Staats-verfaſſung nicht. Leſt in der Geſchichte, wo ihr wollt, vorn und hinten, Ihr werdet finden, wenn ein Volk Könige abſetzte, wie in Rom, in den Niederlanden, in Amerika, oder ihre Gewalt einſchränkte, wie in England, oder ſie erweiterte und grenzenlos machte, wie in Dännemark: ſo zwang es immer die bittere Noth dazu. Und traun! es war in Frankreich jetzt derſelbe Fall. Doch wir wollen weiter leſen, um zu ſehen, was der Burke mit ſeinem willkührlich, das er hier ſo willkührlich unterſchiebt, ſagen will. „Die Faktionen, welche ſich anjetzt ſo geſchäftig beweiſen, den Menſchen die Liebe zum Vaterlande zu benehmen" — Hier fuhr der Thomas noch ärger auf, als vorhin. Was? ſchrie er, zum Vaterlande? Sind Blutbochzeiten, Dragoner-bekehrungen, Generalpächter-blut-igeleien, Kriege, aus Ehrſucht und Eroberungs-luſt unternommen, Juſtizmorde, ſchwelgende Höfe — o mir vergeht der Athem! — ſind das, oder ſind die, ſo das thaten, oder iſt die Verfaſſung, nach welcher das möglich war, und ungeſtraft geſchehn durfte, das Vaterland? Und wer alle dieſe Greuel für die Zukunft in ſeinem Vaterlande unmöglich zu machen ſucht, der ſoll ſein Vatelrand nicht lieben, der ſoll den Menſchen die Liebe zum Vaterlande benehmen? O über den Burke! Nun begreife ich,

warum Fox öffentlich im Parlamente über ihn weinte.

Lieber Vetter, fiel ich ein, ereifert euch nicht ſo; Burke ſpricht gewiß von andern Leuten, als Ihr, er meint vermuthlich gewiſſe Klubs, die das Volk zum Aufruhr anhetzen.

So hätte er das ſagen müſſen, erwiederte er. Aber dann frage ich, was ſind dieſe Klubs? Was der Jakobiner-klub in Paris, oder der Konſtitutions-klub in London, oder andere dergleichen Klubs auch thun und ſchwatzen mögen, ſo gehen ſie doch wahrhaftig nicht darauf aus, den Menſchen die Liebe zum Vaterlande zu benehmen. Möglich, ſehr möglich, daß ſie ſich in manchen ihrer Vorſchläge und Vorkehrungen irren, und zum Schaden des Vaterlandes irren: aber heißt das, den Menſchen die Liebe zum Vaterlande benehmen? Der Affe herzt ſein Kind zu tode, nicht weil ers nicht liebt, ſondern weil er nicht Verſtand genug bei ſeiner Liebe hat. Herr Burke ſollte, anſtatt den Faktionen, wovon er ſpricht, dergleichen grundloſe Vorwürfe zu machen, ihnen von ſeinem Verſtande mittheilen, von ſeinem ehemaligen Verſtande, meine ich, womit er auf der Oppoſitions-bank für Amerika focht, und wodurch er Foxen erleuchtete. Aber dieſer Verſtand hat

ihn

ihn ganz verlaſſen, wie es ſcheint, und müßt ewol erſt aus dem Monde wieder herab geholt werden.

Aber weiter im Texte: „und die Vorſtellungen von Verpflichtungen gegen den Staat in ihren Gemüthern zu vernichten?“ Eben ſo grundlos und willkührlich, wie das vorige. Nicht gegen den Staat, ſondern gegen die Staats-verfaſſung, und nicht gegen jede, ſondern gegen die verkehrte Staats-verfaſſung, die Frankreich bisher hatte, und gegen die abſcheuliche Staats-verwaltung, die daraus entſprang und die das unglückliche Land ſich bisher mußte gefallen laſſen, redet, ſchreibt und handelt man jetzt in Frankreich; von den unerträglichen Verpflichtungen gegen eine ſolche Verfaſſung und eine ſolche Verwaltung des Staats ſucht man die wehklagende Nation zu befreien, um ihr dagegen Verbindlichkeiten gegen den neu-gebornen, oder wenn Ihr meint, neu zu gebärenden Staat aufzulegen.

S. 227 ſpricht Meiſter Burke dem Volke, oder, daß ich ja an ſeinen Worten nichts ändere, der Majorität des Volks, durchaus das Recht ab, ſeine Staats-verfaſſung zu ändern; und aus welchem Grunde thut er das? „Weder eine geringere noch eine größere Zahl von Menſchen hat das Recht, in irgend einer Angelegenheit bloß, nach Willkühr zu handeln, ſobald gegebenes

Wort, vertraute Gewalt, Verpflichtung und Schuldigkeit dadurch übertreten und beleidigt werden. Sobald die Verfassung eines Landes durch einen Vertrag, sey es durch einen ausdrücklichen oder stillschweigenden, festgesetzt worden: so steht es keiner Macht in der Welt zu, sie zu ändern, ohne daß die Verabredung zuvörderst aufgehoben worden, oder es sey denn, daß alle Theile einwilligen. Dies bringt die Natur des Vertrages mit sich.“ Euer Burke ist wol ein ganzer Sofist, Vetter; er trompetet da eine Wahrheit her, woran kein Mensch zweifelt, um eine Unwahrheit zu verdecken, die Jeder gleich dafür erkennen würde. Sagt mir, Vetter, ist der eine Theil noch an den Vertrag gebunden, nachdem der andre ihn gebrochen hat? Nein! Nun denn, die Könige von Frankreich haben von jeher, wie aller Welt in der Geschichte vor Augen liegt, ihre Verbindlichkeiten so schlecht erfüllt, daß der Vertrag längst aufgehoben war, ehe man auf die Bastille losging. Oder meint Ihr etwa, die französische Nation hätte mit ihren Königen den Vertrag gemacht, daß diese, sie der Religion wegen verfolgen, durch Aktienhandel, muthwillige Kriege, Generalpächter u. s. w. aussaugen, mit dem Marke des Landes und dem Schweiße seiner Bewohner die Schwelgerei des Hofes unterhalten, Günstlinge, Maitressen u. s. w. füttern, und damit nicht

zufrieden, ſo reichlich auch die Natur Frankreich ausgeſtattet hat, das Land noch obendein in ungeheure Schulden ſtürzen, kurz alles, was Uebermuth und Unverſtand nur eingeben können, begehen ſollten? Meint Ihr das, Vetter? Nun ſo mögt Ihr eure Meinung für Euch behalten, kein vernünftiger Menſch wird ſie mit Euch gemein haben wollen.

Was ſoll das heißen: „ſo ſteht es keiner Macht in der Welt zu, die Verfaſſung zu ändern, ohne daß die Verabredung zuvörderſt aufgehoben worden, oder es ſey denn, daß alle Theile einwilligen.“ Wie kann das zweierlei ſeyn? Die Verabredung kann ja ohne Einwilligung aller Theile nicht aufgehoben werden. Und wie denkt ſich denn Burke dieſes Aufheben? Soll es mit Trompeten- und Paukenſchall geſchehen? Wenn der Vertrag ſtillſchweigend eingegangen iſt, ſo kann er auch ja ſtillſchweigend gebrochen werden, um ſo mehr wenn er von dem einen Theile längſt ſtillſchweigend gebrochen worden und wenn die Klagen, die der andere Theil laut genug darüber geführt hat, nicht gehört worden, wie das alles in Frankreich buchſtäblich geſchehen iſt. Ja noch mehr iſt hier geſchehen, die Nation griff nicht eher zu, um ihre Staats-verfaſſung zu ändern, bis der König ſich ſeiner unumſchränkten Gewalt entäuſſert, und ſie der Nation zurückgegeben hatte.

Ich. Hat er das wirklich gethan?

Thomas. Vetter, das wißt ihr nicht? Und es ist doch längst gedruckt zu lesen. Der König von Frankreich begab sich den 27. Dec. 1788 durch ein öffentliches Plakat seiner unumschränkten Gewalt, indem er an diesem Tage und in diesem Plakat bekannt machte, daß er die Grundsätze und Absichten seines Finanz-ministers zu den seinigen gemacht hätte. Dieser Finanz-minister war Necker, und die Grundsätze und Absichten dieses ehrwürdigen Mannes, die der König zu den seinigen machte, sind in dem Berichte enthalten, den Necker an eben dem Tage im Staatsrathe dem Könige von der damaligen Lage der Sache abstattete. Ich will euch den Schluß dieses Berichts vorlesen, Vetter, damit Ihr mit euern eigenen Ohren hören könnt, ob Burkes Geschwätz auf die französische Nation nur im geringsten paßt.

„Es sey mir erlaubt, sagt Necker, bei der Glückseligkeit, die Ewr. Majestät für Ihre Person hiedurch (durch Niederlegung der unumschränkten Oberherrschaft) zu theil wird, mich einen Augenblick aufzuhalten. Man kann nicht leugnen, daß das Vergnügen, welches eine unumschränkte Macht gewährt, bloß in der Einbildung besteht. Denn wenn der Monarch sich nur das größtmögliche

liche Wohl des Staats, nur die gröſtmögliche Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen zum Ziel ſeiner Bemühungen ſetzen muß (hört Ihr, Vetter, das iſt die Bedingung, unter welcher Völker mit Königen Verträge ſchlieſſen; eine Bedingung, die die Könige von Frankreich bisher ſo oft aus den Augen verlohren): ſo iſt die Aufopferung einiger ſeiner Vorrechte, um dieſen doppelten Zweck zu erreichen, ſicher der ſchönſte Gebrauch ſeiner Macht, und ſogar der einzige, der keiner Theilung fähig iſt, da er ihm nur von ſeinem eigenen Herzen und ſeiner eigenen Tugend eingegeben werden kann, indeß die Misbräuche und gröſtentheils die täglichen Ausübungen der Gewalt nur gar zu oft der Einwirkung der Miniſter zuzuſchreiben ſind. Sie, die bei einer ſtandhaft beobachteten und unveränderlichen Ordnung ſo gut wie nichts ſeyn würden, mögten gar zu gern, daß alles nach dem augenblicklichen Willen des Monarchen ginge, verſichert, daß ſie ſo einen Einfluß haben müßten, der mit ihrem vielfältigen Privat-intereſſe, und mit den mancherlei Triebfedern, die ſie ſpielen laſſen, im Verhältniß ſtünde. Aber wenn Ew. Majeſtät Ihre Aufmerkſamkeit auf das Gegenwärtige und auf die Zukunft heften, wenn Sie mit der unparteiiſchen und ruhigen Urteilskraft, die einen der merkwürdigen Züge Ihres Geiſtes ausmacht, darüber nachdenken: ſo werden Sie ſehen, daß Sie

in dem allgemeinen Plane, wovon Sie ſich die Idee gemacht haben, weiter nichts thun, als die Ausführung Ihres erſten und ſtandhafteſten Entſchluſſes ſicher ſtellen, die Vollendung der gemeinen Wohlfahrt. Sie vereinigen mit Ihren wohlthätigen Entwürfen nur Einſichten, die nie irre führen können, wenn ſie das Reſultat der Wünſche einer wohlgeordneten National-verſammlung ſind.“ —

Ja einer wohlgeordneten National-verſammlung, konnte ich hier mich nicht enthalten meinem Vetter zuzurufen. Aber war denn das die vorige, iſt das die jetzige National-verſammlung? Und hat Burke nicht Recht, wenn er gegen dieſe laut ſpricht?

Vetter, ich weiß nicht was Ihr wollt, entgegnete der Thomas. Erwartet Ihr denn, daß unter Menſchen nichts menſchliches vorfallen, daß zwölfhundert Köpfe alle Eines Sinnes ſeyn und alle gleich gute Augen haben ſollen, und daß Unordnungen, die Jahrhunderte lang Wurzel ſchlugen und für heilig und unverletzlich erklärt wurden, und wovon ſo Mancher ſchnöden Vortheil zieht, in ein paar Jahren zur Ordnung umgeſchaffen werden können, und das alles ohne Zank und Lärmen? Vergeßt doch nicht die Sünden der Könige von Frankreich, wenn euch ein Burke die

Mistritte der National-verſammlungen vordekla-mirt. Bedenkt, wie viel unverzeihlicher jene ſind, als dieſe, da die Könige alle die Macht Gutes zu thun in Händen hatten, welche die National-verſammlungen erſt mit Noth und Kummer errin-gen mußten. Seyd unparteiiſch, Vetter, und hört weiter.

„Dann werden Ew. M. nicht mehr zwiſchen den verſchiedenen Syſtemen Ihrer Miniſter unru-hig hin und her wanken; Sie werden nicht mehr in Gefahr ſeyn, mit Ihrem Anſehen eine Menge von Anordnungen zu bekleiden, deren Folgen alle vorherzuſehn unmöglich iſt; Sie werden nicht mehr hingeriſſen werden, noch lange nachher wenn Sie ſchon an dem Werthe der Anſchläge, die man Ih-nen gegeben hat, zu zweifeln anfangen, Hand-lungen eben dieſes Anſehens durchzuſetzen; kurz durch eine einzige große und edelmüthige Anord-nung der höchſten Gewalt, durch eine einzi-ge Handlung eines aufgeklärten Vertrauens wer-den Ew. M., indem Sie die Abgeordneten der Na-tion um ſich verſammeln, ſich auf immer von je-ner Reihe von Ungewißheiten und Unſchlüſſigkeiten, von Mistrauen und Reue befreien, die das Un-glück eines Fürſten machen müſſen, ſo lange er für das Wohl des Staats und die Liebe ſeiner Völker Empfindung hat. Die Entſchlüſſe, welche

Ew. M. genommen haben, werden Ihnen alle Verrichtungen der höchſten Gewalt laſſen.“ —

Ich. Die Profezeiung iſt ſchlecht eingetroffen.

Thomas. Hat der König nicht bis dieſe Stunde die vollſtreckende Gewalt? Und eine andere meinte Necker nicht, konnte er nicht meinen, wenn er ſich bei der Wiedergeburt des Staats, die ſo oft von der Regierung verheißen war, und die er auch jetzt zu befördern ſuchte, etwas mehr dachte als: einen neuen Flicken auf einen alten Rock ſetzen. Die geſetzgebende und richterliche Gewalt durfte der König nicht behalten, wenn Frankreich von Grundaus geheilt werden ſollte. Aber weiter.

„Denn die National-verſammlungen könnten ohne einen Führer, ohne einen Beſchützer der Gerechtigkeit, ohne einen Vertheidiger der Schwachen, ſelbſt ſich verirren.“

Ich. Und hat ſich verirrt, ſollt ich meinen.

Thomas. Angenommen, ſie hätte es, wer war denn, nach Neckers Vorausſetzung, ſchuld daran? Doch der, welcher ihr Führer und Beſchützer hätte ſeyn ſollen, und es nicht war. Ließ ſich nicht der König von den Feinden der Wiedergeburt des franzöſiſchen Staats ganz umſtimmen? Ließ er nicht am 20. Jun. 1789 den Repräſen-

kanten der Nation den Saal verſchließen, wo ſie ſich verſammelten? Maaßte er ſich nicht wieder an als er am 23. Jun. in eben dieſem Saale eine Sitzung hielt, der einzige Repräſentant der Nation zu ſeyn, und der National-verſammlung zu befehlen, daß ſie ſich in drei Kammern formiren und ſtändeweiſe ſtimmen ſollte? Jagte er nicht Neckern, den Vater des Vaterlandes, fort? Lief er nicht endlich ſelbſt davon? Heißt das ein Führer und Beſchützer einer Geſellſchaft ſeyn, die den Staat wieder gebähren ſoll? Heißt das, ihre Verirrungen verhüten? — Aber laßt uns Neckern weiter hören.

„Und wenn in Ew. M. Finanzen eine unveränderliche Ordnung zu Stande kömmt.“ —

Ich. Soll noch kommen.

Thomas. Wird aber auch gewiß kommen. Gut Ding will Weile haben. Erinnert Euch, Vetter, was ich vorhin ſagte: Was man Jahrhunderte lang verwirrt hat, läßt ſich nicht in ein paar Jahren ins Reine bringen, am wenigſten bei einem ſolchen Widerſtande, als die National-verſammlung von ſo vielen Seiten her erfahren, und bei der ungeheuren Schuldenlaſt, ſo dieſe Verſammlung vorgefunden — merkt wohl, Vetter, vorgefunden, nicht gemacht, aber großmüthig

zu bezahlen übernommen hat, ſogar die Schulden des Grafen von Artois, die, wenn ich nicht irre, über 300 Millionen Livres betragen, und die Necker nicht für National-ſchulden erkennen und einzeichnen wollte, weswegen gedachter Graf fleißig mit an ſeiner Verbannung gearbeitet haben ſoll. Ich kann mich ärgern, Vetter, wenn ich höre, die National-verſammlung habe die franzöſiſche Nation an den Bettelſtab gebracht und wolle ſie nun bankrott werden laſſen. Das haben ja die vorigen Regierungen gethan, und die National-verſammlung arbeitet ja dem Bankrott aus allen Kräften entgegen. Der kleine Ludwig, ſonſt der Große genannt, hinterließ nicht weniger als viertauſend und fünfhundert Millionen Livres Schulden. Die berüchtigte Finanz-operation des Law, die wir unter dem Namen des Aktienhandels kennen, brachte zu Anfang dieſes Jahrhunderts eine Menge Familien an den Bettelſtab und zog hundert und acht und dreißig Millionen baares Geld aus Frankreich. Der Salzpacht koſtete der Nation jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, neun und ſiebzig Millionen. Nehmt nun dazu, Vetter, was die General-pächter überhaupt der Nation koſteten, dann die Kriege nach Ludwigs XIV. Tode; ferner die Subſidien, die Frankreich an Dännemark, Schweden u. ſ. w. gewöhnlich gab, und die übrigen Summen, die es auf mancherlei Art aufwandte,

te, um ſich Anhang zu verſchaffen, und in Europa den Geiſt der Zwietracht zu unterhalten; endlich die aſiatiſche Pracht und Ueppigkeit des Hofes, die Verſchwendung der Königinnen, Maitreſſen, Prinzen: und nun erwägt die ungeheure Schuldenlaſt, die dies alles auf das Land häufen mußte, und gehäuft hat, und ſagt mir dann, ob ſich erwarten läßt, daß die National-verſammlung in ſo kurzer Zeit alle leere Kaſſen wieder füllen, alle Zinſen und die Kapitalien dazu wieder herſtellen könne? Dazu kömmt nun noch, daß bei der bisherigen Gährung die Auflagen nicht ordentlich bezahlt werden. Aber daran iſt ja die National-verſammlung wieder nicht ſchuld, oder ein Arzt müßte auch alle Zufälle zu verantworten haben, die einen Kranken während der Kur, und ſelbſt als Folge dieſer Kur treffen können. Hat er nur die Mittel gewählt, wodurch die Krankheit allein von grundaus geheilt werden kann, ja wäre darunter ein Fieber, was er ſeinem Patienten vorſetzlich verſchaffen muß, welches doch die National-verſammlung nicht gethan hat: ſo iſt er vor Gott und Menſchen entſchuldigt, was auch der Kranke leiden muß. Und dann wird jene Gährung ja nicht ewig währen; es iſt vielmehr zu erwarten, daß ſie nun bald aufhört, da der König wieder mit der Nation vereinigt iſt, und da Frankreich mit einem Angriffe von außen bedrohet wird, der es zwingt ſeine Kräfte gegen einen gemein-

meinſchaftlichen Feind zu vereinigen. — Aber weiter!

„Wenn das Zutrauen den Schwung nimmt, den man hoffen kann —

Ich. Und noch immer bloß hofft, und immer vergebens hoffen wird.

Thomas. Vetter, Ihr ſeyd ungerecht, Ihr ſeyd ein zweiter Burke. Bei weiten der größere Theil der Nation iſt für die National-verſammlung und für die neue Verfaſſung; und die ganze Nation würde dafür ſeyn, wenn ſie keine Große und keinen Pöbel hätte.

„wenn alle Kräfte dieſes großen Reichs lebendig werden —

Ich. Immer wenn. Wann werden denn endlich alle dieſe Wenn in Erfüllung gehen?

Thomas. Geduld, Vetter, ſage ich Euch. Die Erfüllung dieſes letzten Wenn iſt vor der Thür; ſobald am Rhein der erſte Schlag geſchehn iſt, ſollt Ihr ſehn, wie alle Kräfte des großen und mächtigen Frankreichs ſich regen werden. Necker hat es zwar ſo nicht gemeint, aber ein Bürgerkrieg iſt allem Anſehn nach unvermeidlich; die Prinzen und Prieſter geſtatten der franzöſiſchen Nation nicht, ihre Glückſeligkeit wohlfeiler zu erkaufen. Aber es wird ihnen auf ihren Kopf fahren, denkt

an mich, Vetter! Ich bin zwar keine Baſe, aber dies getraue ich mir doch zu profezeien. — Nun weiter:

„ſo haben Ew. M. ſich in Ihren äußern Verhältniſſen eines verſtärkten Einfluſſes zu erfreuen, der weit eher von einer wirklichen und wohlgeordneten Macht, als von einem regelloſen Anſehen zu erwarten iſt. —

Th. Hört Ihr, Vetter? Das Anſehen des Königs in Frankreich war bisher regellos, d. h. es war nicht in Vernunft und Billigkeit, und folglich auch nicht auf einen Vertrag mit der Nation gegründet. Oder glaubt euer Burke, daß eine Nation toll genug ſey, ein jedes noch ſo zweckwidriges Anſehen eines Königes zu genehmigen, wenn ſie nur einen König habe? Oder daß die franzöſiſche Nation aus den vierzig Parlaments-advokaten beſtehe, die 1751 zu Paris laut und feierlich erklärten, daß das Königreich Frankreich ein bloß monarchiſcher Staat ſey, daß die höchſte Gewalt ſich allein in der Perſon des Königs befinde, daß der König die Stelle Gottes ſelbſt, als deſſen lebendiges Ebenbild vertrete, und daß der ihm gebührende Gehorſam eine Religions- und Gewiſſens-pflicht ſey?

„Kurz, wenn E. M. entweder auf Ihr eigenes Leben oder auf die königliche Würde verſchie-

dene

dene Jahrhunderte hindurch Ihre Aufmerkſamkeit heften wollen: ſo werden Sie ſehen, daß Sie in beiderlei Hinſicht die Partei genommen haben, die Ihrer Weisheit am gemäßeſten iſt. —

Th. Verſteht Ihr, Vetter? Das war verblümt geſprochen, wie man zu einem Könige ſprechen muß, den man für die gute Sache gewinnen will. Geradezu will es ſo viel ſagen: E. M. werden bei einiger Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und beim Leſen der Geſchichte finden, daß weder Sie noch Ihre Vorfahren mit aller der unumſchränkten Gewalt, die Sie an ſich geriſſen haben, im Stande waren, das Glück der franzöſiſchen Nation zu machen; daß Sie vielmehr dieſelbe in unabſehbares Elend geſtürzt haben, worein ſie immer tiefer verſinken muß, wenn Sie fortfahren wollen das zu ſeyn, was man Ihnen eingebildet hat, das Sie wären, ein Vicegherrgott in Frankreich. Wenn Sie alſo klug ſind, Sire, ſo entſagen Sie dieſer Allgewalt, die Ihnen und dem Volke zum Verderben gereicht, die Ihnen von der Nation keinesweges eingeräumt, ſondern nur von Parlaments-advokaten und andern in Ihrem Solde ſtehenden Sklaven-ſeelen angedichtet iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schleswigsches

ehemals

Braunschweigisches Journal.

Februar 1792.

Inhalt.

		Seite
1.	An meine Gattin.	129
2.	An Lotte auf der Asse, an ihrem Geburtstage.	132
3.	An die Frau Oberhofmeisterin — — bei ihrer Abreise.	134
4.	Einige Gedanken über das Schreiben eines jungen Selbstdenkers.	135
5.	Schreiben des Odenwälders über Hrn. Girtanners fortgesetzte Revolutionsgeschichte.	146
6.	Paradoxa des Predigers zu Bergefeld.	164
7.	Bestätigung der im vorigen Stücke des Journals mitgetheilten höchsterfreulichen Nachricht, die Wiener Zeitschrift betreffend, von J. H. Campe.	138

Dieſes Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutſchlands verſandt, wo es in den anſehnlichſten Buchhandlungen und auf allen Poſt-ämtern, der Jahrgang zu 4 Rthlr, zu haben iſt.

Nachrichten.

Wir freuen uns, die lange Erwartung des Publikums nunmehr durch die Nachricht befriedigen zu können, daß die nachgelaſſenen Schriften des ſel. Herrn Vice-präſidenten Jeruſalem zur nächſtkünftigen Oſtermeſſe in unſerm Verlage ans Licht treten werden. Noch angenehmer iſt es uns, hinzufügen zu können, daß der beträchtlichſte Theil dieſer Schriften in einer Fortſetzung der Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion beſteht, in welcher der verewigte Verfaſſer ſich über die weſentlichſten Lehren des Chriſtenthums, beſonders über die Trinitäts-lehre und den Artikel von Chriſto, mit einer, ſeiner würdigen Freimüthigkeit und Beſtimmtheit äuſſert. Der übrige Theil dieſer nachgelaſſenen Schriften beſteht aus kleinern Aufſätzen philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts.

Die Schul-buchhandlung.

Auf die Anfrage des Ungenanten, der unſere Antwort auf dieſem Umſchlage zu leſen wünſchte, erwiedern wir, daß ſein Antrag zwar an ſich ganz annehmlich ſcheine, daß aber zu einer völligen Uebereinkunft nothwendig erfodert werde, daß er uns, wo nicht mit ſich ſelbſt, doch mit dem Gegenſtande ſeiner Anfrage näher bekannt mache, um mit vollkommner Sachkenntniß darüber urtheilen zu können.

Die Schul-buchhandlung.

Da die durch öffentliche Blätter bekantgemachte Ankündigung des Junkerſchen Sonnenmikroſkops, ihrer ſonnenklaren Deutlichkeit ungeachtet, bei den darüber einlaufenden Beſtellungen noch immer vielfältig misverſtanden zu ſeyn ſcheinen; ſo zeigen wir hiedurch noch einmal an:

1) Daß es dreierlei Sorten dieſes Sonnenmikroſkops gebe, wovon die erſte zu 6 Thlr. (den Schulen zu 5 Thlr.), die zweite zu 7 Thlr., die dritte zu 10 Thlr. in Golde, den Louisd'or zu 5 Thlr., den Dukaten zu 2 Thlr. 20 Ggr. gerechnet, verlaſſen wird;

2. daß die Verſendung nicht anders als gegen baare Bezahlung geſchehen kann; und daß Briefe und Gelder franko einlaufen müſſen;

3. daß für jedes Exemplar pr. Emballage 4 Sgr. beigelegt werden;

4. daß die Linſen des einen Exemplars nicht zu einem andern Exemplare paſſen, und daß alſo derjenige, der ein ſolches Inſtrument zu 6 Thlr. erhalten hat, und dann hinterher die bei den Exemplaren zu 7 Thlr. befindliche dritte Linſe beſonders zu haben wünſcht, etwas verlangt, was zu gewähren nicht in unſerm Vermögen ſteht.

Die Schul-buchhandlung.

Bekanntmachung.

Aus Gründen, die das größere Publikum nicht interessiren, die aber Keinem, der sie zu wissen verlangt, vorenthalten werden sollen, haben Endes unterschriebene für rathsam erachtet, einerseits die Herausgabe, andrerseits den Verlag dieses Journals einem andern Gelehrten und einer andern Expedition abzutreten. Daher die Abänderung des Titels. Außer dieser wird keine anderweitige Veränderung Statt finden. Die bisherigen Mitarbeiter, die bisherigen Zwecke, der bisherige Ton, die bisherigen Bedingungen — alles bleibt wie es war. Und damit Niemand, der auf den gegenwärtigen Jahrgang unterzeichnet und das erste Stück desselben bereits erhalten hat, bei dieser außerwesentlichen Veränderung im mindesten gefährdet werde: so stehen die Unterschriebenen jedem Abonnenten für die richtige Auslieferung der ihm gebührenden Fortsetzung. Beiträge werden, bis die neue Expedition einen eigenen Kommissionär in Deutschland ernannt haben wird, unter der Aufschrift: für das Schleswigsche Journal, einstweilen

noch

noch an die Braunſchweigiſche Schulbuch-handlung eingeſandt, die aus alter Zuneigung gegen dieſes, von ihr bis jetzt gepflegte Werk, ſie auf das förderſamſte an die Behörde zu beſorgen nicht ermangeln wird. Braunſchweig den 20ſten Jenner 1792.

E. Chr. Trapp.

Die Braunſchw. Schul-buchhandlung.

Neues Schleswigſches Journal.

Zweites Stück.

Februar 1792.

Gedichte.

I.

An meine Gattin.

O Mädchen, das mir Gott in jener ſchönen Stunde
In der er ſegnend auf mich niederſah,
Zur ew'gen Freundin gab; aus Deinem ſüßen Munde
Vernahm ich hier *) Dein feierliches Ja.

Laß

*) In einem Zimmer ihres väterlichen, jetzt vom Verfaſſer bewohnten Hauſes.

Laß mich zur Ehre Des, der manchen neuen Segen
Auf unſern treuen Bund herabgeſandt,
Auch heute Deine Hand in meine Rechte legen!
Hier, gutes Mädchen, haſt Du meine Hand.

Und ſo mit mir vereint, erhebe, naſſes Blickes
Dein Auge mit dem meinen Himmelwärts;
Und ſtumme Rührung ſey die Zeugin unſers Glückes,
Und unſer ſchönſter Dank ein fühlend Herz.

Sey herzlich uns gegrüßt, du ſüßes fünftes Leben,
Das aus der Hand des Lebensgebers kam!
Er ſegne dich, wie uns. Uns hat er mehr gegeben
Als er uns nahm, er, der nur einmal nahm.

Dein Leben ſey ſo leicht, wie jetzt zum fünftenmale
Der Kampf der Mutter leicht gekämpfet war.
Gott wog der Kreißenden auf dieſer Leidensſchale
Der Weiblichkeit, ein Viertelſtündchen dar,

Und führte ſie zuvor in die gewünſchte Hütte,
Auf der des guten Vaters Segen ruht,
Wo ſeine Witwe jetzt in ihrer Kinder Mitte
So mütterlich an ſeinen Enkeln thut.

O ſieh Dich mit mir um, Gefährtin meiner Tage! —
Wo ich mit Dir zu leben wünſchte — hier —
Hier lieben wir uns jetzt. Und bebſt Du wenn ich ſage:
In dieſer Hütte, Liebchen, ſcheiden wir?

Hier ſchwureſt Du, den Pfad mit mir hinabzuwallen,
Mich liebend, Roſen mir darauf zu ſtreun.
Hier ſchwur ich Dir vor Gott, Dir vor den Mädchen allen
Als meiner Einen ewig treu zu ſeyn.

Bei Gott und auch bei ihm, dem deutſchen treuen Alten,
Der über uns den Segen Gottes ſprach,
Wir haben uns den Bund als Redliche gehalten,
Ja, fluche mir, mein Weib, wenn ich ihn brach.

Doch, hielt ich ihn getreu, ſo ſey fortan die Meine,
Und halte mit mir aus bis an mein Grab.
Dann ſeh' ich einſt auf Dich, Dir dankend, als der Deine
Und Dich erwartend ſehnſuchtsvoll herab.

Dann will ich über euch, für Dich und unſre Kleinen
Um Gottes väterlichen Segen flehn;
Und, biſt Du mir gefolgt, an Deiner Hand den Meinen,
Wenn ſie ihr Engel ruft, entgegengehn.

3.

An Lotte auf der Aſſe, *) an ihrem Geburtstage.

Hier auf der Aſſe, liebe Lotte,
Hier gib dem lieben, guten Gotte,
In freier Luft, aus freier Bruſt,
Des Herzens Dank, und das mit Luſt.

Iſt nicht gemeint, daß Du hier knieen,
Ein Pſalmbuch aus der Taſche ziehen,
Und durch den Dank, den Du ihm zollſt,
Die Leutlein um Dich ſtören ſollſt.

Kannſt

*) Ein Berg ohnweit Braunſchweig

Kannſt das den Phariſäern laſſen,
Und Allen die ſich gern befaſſen
Mit viel Geplärr und Heuchelei,
Und lang gedehnter Litanei.

Ein Mann, dem, wie er ſchrieb und ſagte,
Das Phariſäern nicht behagte,
Ein Weiſer — merk! was Leſſing ſprach,
Er ſprachs dem weiſen Chriſtus nach:

Wer ſich bei dem, was Gott ihm ſchenket,
Voll frohen Danks den Geber denket,
Der danket Gott im Herzen mehr,
Als ſagt' er viel Gebete her.

Wenn nun das Grün bejahrter Bäume,
Wenn hier der Halm, die Blüt' im Keime,
Dort fernes Grau, mit Grün geſtreift,
Dein junges Herz ſo ſanft ergreift;

Wenn Du, die Freude zu erheben,
Frohlockeſt, daß Dir Zwei noch leben,
Und daß die Zwei, o glückliches Kind!
Nun grade C* und C*n ſind:

So denke nur zwei Augenblicke:
Wer segnet mich mit all' dem Glücke?
Und fühlst Du froh den, der es gab:
So steigst Du heiliger hinab.

3.

An die Frau Oberhofmeisterin — — bei ihrer Abreise.

Im Mai, 1791.

So sinkt, wenn sie das Rosenknöspchen nun
Genug erwärmt und bis zur Zeitigung
Gefördert hat, die Sonne segnend hin
Zur Gegenfüßler-welt; und überläßt
Dem Liebesanhauch eines jungen Westes
Der völligen Entfaltung süße Pflicht. —
O Du, der schönsten Rose Bildnerin,
Zeuch, nach Vollendung Deines Sonnen-werks,
Zeuch immerhin zur Antipodenwelt
Der Höfe, zu des Landvolks niedrer Flur;
Und segne dort wie hier; und gieße dort
Wie hier, die Strahlen Deines Geistes aus;
Und fördre dort wie hier, die reiche Saat
Der Tugenden sammt ihrer goldnen Frucht,

Der

Der Freude! — Geh! Nur laß doch, ſtehen wir,
An unſerm bald geſchwärzten Horizont
Ein ſanftes Abendroth, Erinnerung
An uns, zurück! Nur ſende, wenn Du gehſt,
Uns bald den ſchönen, lieben, jungen Weſt,
Der, ſchwebend auf der Liebe Fittigen
Um unſer ſüßes Roſenknöspchen her,
Vollende Dein und Gottes Meiſterſtück!

4.

Eigene Gedanken über das Schreiben eines jungen Selbſtdenkers.

Braunſchw. Journal, Februar 1791.

Selbſtdenken kann, wie ich glaube, nach dem Sprach-gebrauche nichts anders ſagen, als, Wahrheiten, die die Vernunft umfaſſen kann, oder in ſo fern ſie dieſelben umfaſſen kann, nicht von Andern auf Treue und Glauben annehmen, nicht bloß nachbeten, ſondern die Uebereinſtimmung und Konſequenz dabei ſelbſt gegründet finden. Es kann nicht heißen, den Zuſammenhang, die Gründe und Folgerungen einer Wahrheit durch

eignes Nachdenken herausbringen. Sonſt müßte man von einem Schüler, der durch ſeinen Lehrer in der Geometrie zum erſtenmale unterrichtet wird, und alles wohl faſſet, nothwendig auch ſagen, daß er nicht ſelbſt denke. Kurz, einem Andern nachzudenken ſchließt das Selbſtdenken nicht aus. Man ſieht auch leicht, daß die Maße unſrer vernünftigen Kenntniſſe gar zu klein, ja daß ſie vielleicht null ſeyn würden, wenn wir vom Anfang alles durch die Kräfte unſrer eignen Vernunft erfinden wollten. Dies ſchien mir nothwendig vorausgeſetzt zu werden, wenn man richtig urtheilen will, in wie fern das Selbſtdenken hinreiche; Vorzüge gebe, und nicht gebe; bei Schätzung einer Behauptung in Anſchlag komme oder nicht. Noch eine Vorausſetzung erlaube man mir, daß ich nämlich wirklich mit einem Denker, und nicht mit einem Zweifler zu thun habe, worunter ich einen großen Unterſchied finde. Der letzte pflegt ſich auch bei der höchſten Wahrſcheinlichkeit nicht zu beruhigen.

Meine Abſicht iſt nichts weniger, was Herr D. L. geſagt hat, alles zu vertheidigen. Nur ſcheinen mir die Behauptungen des Selbſtdenkens bisweilen zu gewagt und grundlos, die Schlußfolgen oft fehlerhaft zu ſeyn. Und könnte ich dies in einigen Bemerkungen klar machen, ſo

würde daraus einleuchten, daß Selbſtdenken auch hier nicht immer Richtigdenken heiße.

Pag. 116. Daß Chriſtus, wenn er unter uns lebte, die Verehrer ſeiner Lehre, auch wenn ſie ſie nicht um ſeinentwillen annähmen, eben ſo gut für die Seinen erkennen würde, als die Verehrer ſeiner Perſon: ſcheint mit ſeinen eigenen Aeußerungen zu ſtreiten. Man höre nur, was er ſagt, und urtheile dann unparteiiſch: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der iſt mein nicht werth. Wer mich verachtet, der verachtet den, der mich geſandt hat. Wer mich verleugnet, der wird verleugnet werden vor den Engeln Gottes. Ich bin der Weg, die Wahrheit, und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich — und Jeſum Chriſtum erkennen. Ohne mich könnt ihr nichts thun ꝛc. — Die eigenen Erklärungen Chriſti über dieſe Sache müßten doch wohl mehr gelten, als alle Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen.

Pag. 119. Der Glaube an Geſchichte und Anſehen iſt der menſchlichen Natur weſentlich, kann aber nicht zu den Vollkommenheiten des Menſchen gerechnet werden. Die Erkenntniß fängt mit dieſem Glauben an, und ſtützt ſich an dieſen Glauben, aber

dies Bedürfniß der Schwachen kann nicht das Ziel der Vollkommenheit seyn. Ich unterschreibe diese Wahrheit von ganzem Herzen, aber da hier, wie mir deucht, der Scheideweg unsrer beiderseitigen Ueberzeugung anfängt, so sey es mir erlaubt, mich näher zu erklären.

Der Glaube an Geschichte und Ansehen ist der menschlichen Natur wesentlich, und jede Erkenntniß fängt sich damit an. Der Philosoph wird also, so lange er Mensch ist, und so oft er eine neue Stufe der Erkenntniß betritt, dies wesentliche Stück nicht entbehren können. Der Glaube ist nicht selbst Vollkommenheit, sondern Mittel zur Vollkommenheit. Alle Erkenntniß des Menschen, so weit ich sehen kann, stützt sich anfänglich auf das Ansehen, und wird hernach durch Gründe bestätiget. Oder wo wäre der Mensch, der das, was er weiß, bloß durch sich selbst, oder aus Gründen wüßte, nie in die Verlegenheit käme zu glauben. Dies geht so weit, daß die Gründe gewöhnlich nicht eher Eingang bei uns finden, bis wir erst eine Art des Glaubens an eine Wahrheit haben. So oft Wahrheiten eingesammlet werden, die bisher unbekannt waren, geschichts auf demselben Wege, und das scheint Analogie der menschlichen Natur. So lange dies Erdenleben dauert, ist uns also der Glaube als Hülfsmittel der Erkenntniß unentbehrlich. Hoffentlich werden wir

nach

nach der Sterblichkeit, wie die Bibel ſagt, vom Glauben zum Schauen kommen. Und ſo lange man nicht behaupten kann, daß man die Vollkommenheit in ſeiner Erkenntniß erreicht habe, (und ſollte das der Philoſoph von ſeiner Religions-kenntniß ſagen können? von Gott, von der Unſterblichkeit der Seele, vom Zuſtande nach dem Tode ꝛc.) ſo lange bleibt der Glaube auch ein Mittel zur vollkommnern Religions-kenntniß. Wie natürlich iſt alſo der Weg, den Chriſtus geht, wenn er erſt Glauben fodert, und dann erleuchtet!

Pag. 121. Das Uebervernünftige iſt weiter nichts, als das Sinnloſe, oder das Widerſprechende. Dies ſcheint mir eine eigenmächtige Definition zu ſeyn, die ſelbſt ſchuld an dem Ungereimten iſt, das aus ihr gefolgert wird. Ich mögte lieber das Sinnloſe und Widerſprechende unter, als über die Vernunft ſtellen. Uebervernünftig wäre denn aber wol, was die Vernunft zwar denken, aber nicht ausdenken, nicht ganz umfaſſen kann. Wo die Vernunftkräfte ihre Grenzen finden, da ginge das Uebervernünftige an. Die Vernunft wirft viele Fragen auf, die ſie ſelbſt nicht beantworten kann. In ſo fern dieſe Fragen unſer Verhältniß mit Gott betreffen, gehören ſie zu dem Uebervernünftigen in der Religion. Es ſind Lehren, die aus der Vernunft

und

und aus ſinnlichen Dingen nicht hergeleitet und erkannt, die aber dem Menſchen mittelſt ſeines Erkenntniß-vermögens geoffenbart werden können, (Pag. 128.) Dinge, die man ſich als Gegenſtände, Handlungen und That-ſachen wohl vorſtellen kann, aber ohne Offenbarung nichts davon wüßte, und in der bloß menſchlichen Erkenntniß keine Gründe ihrer Nothwendigkeit und Gewißheit findet; kurz, Kenntniſſe, die dem Naturaliſten nicht wohlgegründet ſcheinen. (Pag. 120.) Und durch dieſe, wie ich glaube, richtigere Vorſtellung vom Uebervernünftigen fallen denn viele Konſequenzen weg, welche aus der willkührlichen Definition in der Folge des Aufſatzes hergeleitet werden.

Pag. 130. Es gibt ja offenbar Lehrſätze, die der menſchlichen Vernunft unbekannt und unerforſchlich ſind, bis ſie nach der Bekanntmachung, bekannt, und auch bisweilen erforſchlich werden. Wir können das ſchon an einem ſinnlichen Beiſpiele ſehen. Die elektriſche Kraft war für einen Philoſophen des Alterthums beides unbekannt und unerforſchlich; denn ſonſt hätte er ſie erkannt und erforſcht. Unerforſchlich iſt ſie noch größtentheils für uns. Auch in der Bibel finden ſich Lehrſätze, die dem Menſchen unbekannt und unerforſchlich ſind, wenn er von der Bibel durchaus nichts weiß. Es thut nichts, daß der Naturaliſt dieſe

Lehre

Lehrſätze nicht für Wahrheiten erkennt. Er kann das nicht, da er alles durch die Vernunft ausſchließlich erforſchen will. Aber dieſe bibliſchen Lehrſätze können doch der menſchlichen Vernunft bekannt werden, ohne daß ſie eines neuen Erkenntniß-vermögens bedarf. Die chriſtlichen Lehren, daß Gott ſeinen Sohn geſandt hat in die Welt, daß die Gläubigen durch ihn glücklich werden ſollen; daß die Todten auferſtehen werden; daß Jeſus alle Menſchen richten wird ꝛc. dieſe und viele andere Wahrheiten würden unbekannt und unerforſchlich für uns ſeyn, ohne Offenbarung. Sie ſind der Vernunft an ſich erkennbar, können aber deswegen doch nicht bloße Vernunft-wahrheiten genannt werden.

Pag. 137. Wir müſſen die Vernunft brauchen, um die Bibel zu verſtehen. So iſt alſo die Vernunft Richterin über göttliche Ausſprüche in Büchern, weil ſie für den Leſer nicht eher göttlich ſind, bis ſie ſeine Vernunft dafür erkennt. — Könnte es uns im geringſten zu etwas helfen, wenn die Bibel an ſich unfehlbar wäre, ſo lange ſie es nicht für uns, ihre Leſer, iſt? Und wie kann ſie es für uns ſeyn, ſo lange wir nicht ſelbſt unfehlbar ſind? Nur ein vorhergefaßtes Urtheil kann eine ſolche Folge der Vernunft erträglich machen. Die Vernunft iſt Rich-

terin über die göttlichen Ausſprüche in der Bibel, das kann doch nur ſo viel heißen: die durch die Bibel belehrte und aufgeklärte Vernunft ſieht ſich gezwungen, ſie für göttlich oder nicht göttlich zu erklären? Und ihre Unfehlbarkeit müßte doch wol darin beſtehen, daß alle ihre Ausſprüche wahr ſind? Ein Beiſpiel wird dies erläutern. Iſt nicht die Vernunft Richterin über den Satz des Widerſpruchs? Sie muß ihn erſt faſſen, und alsdann erkennt ſie ihn für wahr. Aber wer wird die Folge-art billigen: kann es uns im geringſten etwas helfen, wenn der Satz des Widerſpruchs an ſich unfehlbar iſt, ſo lange er es nicht für uns iſt? und wie kann er es für uns ſeyn, ſo lange wir nicht ſelbſt unfehlbar ſind? So ſchließt die Vernunft manchmal fehl. (Pag. 132.)

Pag. 151. Daß jede Art von Lehren eine eigene Beweisart fodere, und ſchlechterdings keine Gründe aus andern Wiſſenſchaften zulaſſe, ſcheint mir ein zu ausgedehntes Poſtulatum zu ſeyn, und wenn dieſe Vorausſetzung wegfiele, ſo würden die daraus hergeleiteten Folgerungen zugleich wegfallen. Eine Geſchichte wird doch oft durch phyſikaliſche Gründe beſtätiget; bei der Naturlehre gebrauche ich Gründe aus der Meß-kunſt; ein Vernunftſchluß kann durch eine That-ſache erhärtet werden.

Man

Man nehme nur folgende Beiſpiele: Die unglaubliche Erzählung, daß die Wind-fahnen bei einem Gewitter ſich oft gegen den Wind kehren, ſind nicht mehr zweifelhaft, nachdem man die Nothwendigkeit aus Gründen der Elektricität zeiget; daß eine perpendikulär in die Höhe geſchoßene Kugel, beim Niederfallen Menſchen tödtet, wurde erſt begreiflich, nachdem man die Geſetze fallender Körper berechnete; aus der Einrichtung, Ordnung und Schönheit der Natur, ſchließen wir auf die Eigenſchaften des Schöpfers. Warum ſollte ich nicht ſagen können: Gott iſt Vater der Menſchen, weil er ſolche Einrichtungen macht, daß die Wahrheit durch Verfolgung nie ganz unterdrückt, ſondern oft um deſto mehr bekannt wird? Gott iſt Vater der Menſchen, denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Pag. 153. Geſetzt es ſey konſequent: Chriſtus hat Wunder gethan, alſo iſt Gott Vater der Menſchen; ſo folgt doch daraus der Satz nicht: Wenn Chriſtus keine Wunder gethan hat, ſo iſt es nicht wahr, daß Gott der Vater der Menſchen iſt. Warum wird denn auf dieſe unnatürliche und ſelbſtgemachte Schlußfolge provocirt. Ich kann

be-

behaupten: weil der Verfaſſer dieſen Aufſatz zu Papier gebracht hat, ſo iſt er ein Selbſtdenker. Aber folgt daraus: wenn er dieſen Aufſatz nicht geſchrieben hat, ſo iſt es nicht wahr, daß er ein Selbſtdenker iſt?

Pag. 155. Ein Vernunftſatz kann nicht durch einen hiſtoriſchen erwieſen werden, ſo wenig als ein hiſtoriſcher durch einen Vernunftſatz. Dieſe Behauptung wird ſich ſchwerlich erweiſen laſſen, ſo wenig als die daraus hergeleiteten Folgen. In ſo fern Jemand die Geſetze der Natur, den Zuſammenhang, die Urſachen und Folgen der Dinge kennet, kann er wol eine Geſchichte durch vernünftige Gründe erweiſen. Wenn z. E. ein Geſchicht-ſchreiber erzählte, daß in einem gewiſſen Jahre und Tage die Sonne im Mittage ihren Schein verlohren habe: könnte nicht ein Aſtronom durch Vernunft-gründe dieſe Geſchichte beweiſen, wenn er durch Berechnung gefunden, daß zu eben der Zeit eine Sonnen-finſterniß einfallen mußte. Eben ſo leicht ſcheint es mir, daß ein Vernunftſatz durch einen hiſtoriſchen erwieſen werden kann. Es iſt möglich, daß die Todten auferſtehen: das iſt ein Vernunftſatz, denn alle Fragen, die das Können und die Möglichkeit angehen, gehören in das Gebiet der Vernunft. (Pag. 170.)

Wenn

Wenn nun aber die Geſchichte ſagt, daß ein Todter auferſtanden iſt, ſo iſt auch dieſe Möglichkeit erwieſen.

Die Beſchreibung eines Vernunft-begriffs ſcheint auch offenbar zu enge, weder Erfahrung noch Zeugniß ſoll den Inhalt dazu liefern können. Woher ſollte er denn kommen? Unſer Erkenntniß-vermögen iſt ja nur der Spiegel, durch den wir alles Erkennbare erkennen. Aus unſrer Vernunft ſelbſt iſt nichts zu nehmen, alles kommt von außen hinein, und kann nur durch Vernunft bearbeitet werden. Es kommt hier vornehmlich darauf an, daß man Beiſpiele von ſolchen Vernunft-begriffen gebe, und dieſelben nach der Beſchreibung prüfe.

Da übrigens aus der Vorausſetzung, daß ein Vernunftſatz durch keine hiſtoriſchen erwieſen werden könne, faſt alles Uebrige gefolgert iſt: ſo wird alles darauf ankommen, ob dieſe Vorausſetzung beſſer gegründet werden könne!

Uſtacker.

5.

Schreiben des Odenwälders über Hrn. Girtanners fortgesetzte Revolutions-geschichte.

Mein lieber W . . .

Sie hatten wol sehr recht zu vermuthen, ich würde mit dem zweiten und dritten Bande des Girtannerschen Werkes über die französische Revolution nicht besser zufrieden seyn, als mit dem ersten. Denn obgleich die eingestreuten — mit der Revolution übrigens wenig in Verbindung stehenden — Histörchen unterhaltend und die angeführten Debatten in der Nationalversammlung interessant sind, so leuchtet doch aus dem ganzen Werke der unwürdige Vorsatz und das kindische Bestreben zu sehr hervor, die Revolution zu verkleinern, und die Patrioten anzuschwärzen, so wie die Vertheidiger und Werkzeuge des Despotismus zu entschuldigen und zu loben. Daß es übrigens in diesen zwei Bänden an schiefen und falschen Urtheilen so wenig fehle als im ersten, will ich Ihnen durch Anführung nur einiger der auffallendsten beweisen.

Ich muß diesmal gleich bei der Dedication anfangen. Herr Doctor dedicirt nämlich den

zwei-

zweiten Band dem Herrn Müller von Friedberg, als „einem vortreflichen Schriftſteller und „einem warmen Patrioten zu einer Zeit, wo „man in der Schweiz den Patriotism nur „noch aus Tradition kennet.“ Wenn man dieſe Dedication für etwas mehr, als für ein ſehr ungeſchicktes und ſehr plumpes Compliment*) halten dürfte, ſo müßte es in der Schweiz gar übel ſtehen; allein wer die Schriften des Herr Müller von Friedberg und ſo manche biedere Schweizer kennet, der findet in dieſer Dedication einen unumſtößlichen Beweis, daß Herr Doctor die Schweiz ſo wenig als den Patriotismus kenne.

Da der Dr. S. 7. II B. mit der ganzen Zuverſichtlichkeit des blindeſten Ariſtokraten von Orleans und Mirabeaus Anſchlägen und Machinationen erzählt: ſo muß er wohl ganz und gar vergeſſen haben, daß er „ſchon lange an der „hiſtoriſchen Wahrheit gezweifelt und die Geſchich-

*) Es erweckt eben nicht den vortheilhafteſten Begrif von der Bildſamkeit ſeines Verſtandes, daß er die Kunſt zu ſchmeicheln nicht beſſer gelernt hat, da er ſich doch ſo viel in den höhern Zirkeln aufhielt, wie er an verſchiedenen Stellen deutlich zu erkennen giebt.

„te für eine Sammlung von Gerüchten erkläret „habe.“ *)

S. 116 tadelt er nicht nur die Errichtung der Comité de recherches de l' Aſſemblée nationale und der Comité de recherches de l' hotel de Ville, ſondern ſetzt noch gar hinzu: „ſie brauchen „weit gewaltſamere Mittel, als die Polizei vor„mahls zu brauchen wagte.“ Hätte Hr. Doctor nicht das kindiſche Beſtreben alles zu tadeln, was bei und durch die Revolution geſchah, ſo hätte es ihm nothwendig auffallen müſſen, daß es höchſt unverſtändig ſey, die Vorkehrungen bei einer Revolution mit den Vorkehrungen der Polizei in Zeiten der Ruhe und des Friedens zu vergleichen. Erlaubt ſich nicht der ſanftmüthigſte Fürſt im Kriege ſolche gewaltſame Sicherheits-Anſtalten, die ſich der ärgſte Deſpot im Frieden nicht erlauben darf? Und ſind etwa die Zeiten einer Revolution weniger ſchwierig und gefährlich, als die Zeiten eines Krieges? Dieſer Vorwurf war aber noch um ſo viel ungereimter und ungerechter, da der Dr. kurz vorher (S. 53. ꝛc. und S. 59 ꝛc.) Kornmanns und la Tude's Geſchichte erzählt hatte! **)

Laut

*) I. Band, S. 210 und 214.

**) Welche Geſchichten zwar ſehr intereſſant ſind, aber mit der Revolution ſo wenig Zuſammenhang haben,

Laut S. 117. hat am 14ten Julii 1790 ein National-Soldat den Reſpect gegen den Herrn Doctor aus den Augen geſetzt; welches er uns immerhin erzählen konnte, da es die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nicht wenig aufkläret. Aber daß der Hr. Doctor nicht ſich über dieſen unhöflichen Franzoſen beſchweret, wozu er offenbar das größte Recht hatte, ſondern darüber in folgende Worte ausbricht: „denn ein ſolcher „Bürger-Soldat, der unter dem Gewehre „ſtehet, iſt aufgeblaſen und ſtolz;“ wer kann dies leſen ohne den Schweizer zu verpfuien? Iſt denn der Miet-Soldat, wenn er unter dem Gewehre ſteht, demüthiger und höflicher? Und wenn er es auch wäre, würde es einem Schweizer*) ziemen, das Wort Bürger-Soldat mit Verachtung auszuſprechen?

Unphiloſophiſchers und Unrepublicaniſchers läßt ſich nichts denken, als die Vertheidigung des

ben, daß zu fürchten iſt, dieſe ſogenannte Revolutions-geſchichte werde wenigſtens zu einem Dutzend Bände anwachſen, wenn der Dr. in dieſer Manier fortfährt.

*) Zumal wenn er mit einer wahrhaft kindiſchen Ruhmredigkeit auch bei der unſchicklichſten Gelegenheit es wiederholt, daß er ein Schweizer ſey.

Adels. „Die National-Verſammlung (ſagt er „S. 149) beraubte am 4ten Auguſt den angeſe„hendſten und wegen der dem Vater„lande geleiſteten Dienſte vorzüglich„ſten Theil der Nation (Pfui des ſclavi„ſchen Schweizers!) aller ſeiner Rechte und ſei„nes Eigenthumes; und wirft mit einem unbe„ſonnenen heftigen Eifer in einer Nacht das Ge„bäude vieler Jahrhunderte um. In „einer Nacht haut ſie den alten ehrwürdi„gen Eichbaum um, deſſen Aeſte ſich über das „ganze Reich ausbreiteten, und unter deſſen Schat„ten die Nation Jahrhunderte lang geruhet hat„te.“ Das Sclaviſche dieſer Stelle wird jedes ehrliebende Herz von ſelbſt mit Unwillen wahrnehmen; ich will alſo nur das Ungereimte, welches in den romanmäßigen Ausdrücken eingehüllt iſt, auseinander ſetzen, und das um ſo mehr, da gegenwärtig ſo viele Schriftſteller ſich ungleich mehr angelegen ſeyn laſſen, hochtrabend und poetiſch, als verſtändlich und richtig zu ſchreiben, wodurch des Leſers Verſtand nicht nur nicht berichtiget, ſondern noch mehr irre geführt wird. Wie kann es der National-verſammlung zum Vorwurfe gereichen, daß ſie in einer Nacht das Gebäude vieler Jahrhunderte umgeworfen hat, wenn nicht vorher bewieſen iſt, daß dieſes Gebäude vieler Jahrhunderte der eigentlichen

lichen Nation zum Nutzen gereicht habe? Wie wenn dies Gebäude eine Citadelle oder ein Zwinghaus gewesen wäre? Würde in dieſem Falle der muthige Umſturz nicht um ſo mehr Lob verdienen? Hat Luther und ſeine Gehülfen nicht ein Gebäude noch mehrerer Jahrhunderte umgeſtürzt? Und würde es Herr Dr. nicht lächerlich und erbärmlich finden, wenn ein kirchlicher Ariſtocrat Luthern einen großen Vorwurf daraus machen wollte, daß er das Gebäude ſo vieler Jahrhunderte zertrümmert habe? Noch Grund- und Sinn-loſer iſt das zweite Gleichniß, wo er den Adel einem alten ehrwürdigen*) Eichbaume vergleicht, wobei jedoch ſeine Mäßigung nicht genug zu bewundern iſt, indem er die Nation unter dieſem Eichbaume nur ruhen, nicht auch weiden läßt.

Das Ungereimte und Unſtatthafte dieſer Behauptungen wird noch auffallender, wenn man das lieſet, was auf der folgenden S. 150 ſtehet: „Alle die Vorrechte des Adels, welche in dieſer

*) Man ſieht aus allem, daß dieſer Doktor der Arzneiwiſſenſchaft und Wundarzneikunſt, wie auch Salbader der Politik, die Worte ohne Verſtand zuſammenſetzt; wie könnte er ſonſt einen Eichbaum — ſey er nun jung oder alt — ehrwürdig nennen?

„Macht aufgehoben wurden, waren zwar unge„recht und drückend; ſie beruhten, ſo wie das „ganze Feudal-ſyſtem in Frankreich *) auf An„maſſungen und Uſurpationen im mittleren Zeit„alter, nicht auf angeſtammten oder angeerbten „Rechten. Das ganze Feudalſyſtem mußte um„geworfen werden, wenn Frankreich frei und „glücklich werden ſollte; nur hätte eine ſolche Um„werfung langſam, bedächtlich und mit „Schonung für die gegenwärtigen Beſitzer, „aber ohne Rückſicht auf ihre Nachkommen „geſchehen müſſen.“ Außer einem liſtigen Ariſtocraten, der durch eine langſame und bedächtliche Umwerfung Zeit zu gewinnen hofft, alles wieder in vorigen Stand zu ſetzen, kann nur ein Kind ſo reden; das ganz und gar keinen Begriff von Welthändeln hat!

In der weit ausgeholten und gebrechlichen Geſchichte des franzöſiſchen Adels **) (S. 161 bis 171

*) Wo ruhet das Feudal-ſyſtem auf beſſern Gründen?

**) Im Grunde die Geſchichte des Adels aller Länder; denn wo und wie hätten dieſe Mißverhältniſſe auf eine andre Art entſtehen können? Hierbei muß ich noch bemerken, daß Hr. Dr. nicht ganz recht berichtet iſt, wenn er S. 167 das Feudalſyſtem als ein Werk des mächtiger werdenden Adels an-

171) ermannet ſich der Dr. ſo ſehr, daß er dem franzöſiſchen Adel einen Vorwurf zu machen ſich erdreiſtet, weil dieſer Adel ſein Geblüt für beſſer hält, als bürgerliches Geblüt, indem er S. 170 rund herausſagt, dies ſey „ein „ungereimtes Vorurtheil, welches der geſunden „Vernunft, der Geſchichte und der Religion wi„derſpreche, da uns letztere lehre, daß wir „alle von einem Vater und von einer „Mutter abſtammen.“ *) Ueber dieſe kecke Behauptung muß jedoch dieſer Schweizer ſelbſt erſchrocken ſeyn, da er ſie auf der folgenden Seite 171 wieder einſchränkt, indem er ſagt: „Die Adelichen müſſen allemal den Vor„zug vor den Bürgerlichen haben, dies „iſt billig.“ **)

ankeht. Jeder Kenner der Geſchichte weiß, daß es ein von herrſchſüchtigen Deſpoten erfundenes Werkzeug iſt, womit ſie ſich Anhänger und Gehülfen der Unterdrückung verſchaffen wollten; denn daß es nachher ſelbſt zum Nachtheil der Könige gereichte, war nicht im Plane; wie es nicht ſelten auch dem ſchlaueſten Politiker begegnet.

*) Und doch heißt er S. 149 die Vernichtung des Erbadels „ein Herabſetzen der über die andern erhabnen Mitbürger.“

**) Beiſpiele gröberer Widerſprüche trift man wol beim gedankenloſeſten Schwätzer nicht an!

S. 165 u. 166 ſucht Hr. Dr. aus der Geſchichte, aus einer Anrede des Kanzlers l'Hopital, und aus dem, was der Präſident Henaut geſagt hat, zu beweiſen, „daß in Frankreich „auch die niedrige Gebnrt ſelbſt von den höchſten „Ehrenſtellen nicht ausſchließe,“ welche Mühe er ſich aber hätte erſparen können, weil dies in allen Monarchien geſchehen iſt und noch geſchieht; nur bedient ſich in ſolchen Noth- oder Erkenntlichkeits fällen der Monarch ſeines erhabenen Machtworts, um den Sohn des Staubes in einen Edelmann zu verwandeln, welches dabei ſo weſentlich nothwendig zu ſeyn ſcheint, daß der kleinſte Scheik, deſſen Allmacht ſich nicht bis aufs Adeln erſtreckt, ſeinen Finanz- und Kriegs-miniſter *) allemal erſt adeln läßt, wenn er etwa aus einer niedern Klaſſe iſt.

S. 168 heißt es: „Die Nation kann in einem „monarchiſchen Staate niemals genug darüber „wachen, daß in das königl. Anſehen keine Ein„griffe geſchehen.“ Wenn nicht aus ſo vielen Stellen dieſer hiſtoriſchen Nachrichten und (beſonders) politiſchen Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution erhellete, daß ihr Verfaſſer ſo manche Urtheile knabenmäßig nachbete, ſo mög-

*) Deren Geſchäfte ein Schreiber oder Fourier gar füglich verrichten könnte.

mögte ich wol hören, was er antworten würde, wenn man ihn ſokratiſch fragte, was er bei dieſer Stelle gedacht habe? Was er unter Nation — monarchiſcher Staat — wachen — Eingriffen in das königliche Anſehen verſtehe, und wie die Nation ihre Wachſamkeit wirken laſſen ſolle oder dürfe? Es iſt höchſt kläglich, wenn man ſieht, daß ſo viele, die ſich durch Schriften zu Lehrern der Leſewelt aufwerfen, ſo oft bloß gelernte Worte — einem Papagaie oder andern dummen Vogel gleich — nachſagen, ohne etwas dabei zu denken! Verbindet man mit obbezeichneten Worten die durchaus gewöhnlichen Begriffe, ſo gibt ihre Verbindung nicht den mindeſten vernünftigen Sinn, wenn ſie auch noch orakelmäßiger vorgetragen würden. Unter Nation in einem monarchiſchen Staate verſteht doch Jedermann alle Unterthanen des Monarchen, und Hr. Dr. kann nach dem Zuſammenhange eigentlich nur die bürgerlichen Unterthanen verſtehen; dieſe nun ſollen wachen, daß keine Eingriffe (vom Adel und der Geiſtlichkeit) in das königliche Anſehen geſchehen! Wie kann ein ſolcher Haufe, wie dieſe Unterthanen ſind, der nirgend Verſammlungen halten darf, der nicht nur gar keine politiſche Organiſation hat, ſondern der ſich vielmehr auch die unbedeutendſten Ueberbleibſel von Korporationen muß entreiſſen laſſen, wie kann ein ſolcher Haufe

wa-

wachen, daß niemand Eingriffe in das königliche Anſehen waye? Und wenn er es könnte, wer ſoll beſtimmen, ob etwas ein Eingriff in dieſes Anſehen oder nur ein Widerſtand wider die Ausdehnung deſſelben ſey? Vermuthlich der Monarch! Denn Herr Dr. wird doch den König nicht der Gefahr ausſetzen wollen, dieſe Entſcheidung der Nation zu überlaſſen? Das läßt ſich von einem ſo politiſchen Dr. nicht denken! Wenn aber auch dies berichtiget wäre, wie ſoll dann die Nation dieſe Eingriffe zurückhalten? Ohne Zweifel mit Gewalt, wenn Vorſtellungen nicht wirken? Schön! Auf Rechnung und zum Vortheile des Monarchen dürfte alſo die Nation endlich den Adel und die Geiſtlichkeit mit Feuer und Schwerte reformiren oder gar ausrotten, auf eigene Rechnung und zu eigenem Vortheile iſt es unverzeihlich! Dieſen Sinn- und Gedankenloſen Satz habe ich deswegen aus einander geſetzt, damit auch ungeübtere Leſer ſehen, wie man es machen müſſe, um ſich nicht ſelbſt zu täuſchen, und zu glauben, ein Schriftſteller habe etwas geſagt, wenn er doch nur getönt hat.

Eben ſo irrig iſt es, wenn er S. 169 die 1303 zuerſt geſchehene Zuziehung des dritten Standes zur Verſammlung der Reichsſtände für ein Beſtreben der Könige von Frankreich anſieht, „ihre Unter„thanen von dem Joche des Adels und der Geiſt„lich-

„lichkeit zu befreien.“ Denn außerdem, daß der dritte Stand nur aus den wenigen Deputirten der anſehnlichſten Städte formirt wurde, und alſo der noch größere Theil des Volkes in kleinen Städten und auf dem platten Lande nicht beſſer daran war als vorher, iſt es Jedem, der etwas mehr als ſchülerhafte Kenntniß der Geſchichte hat, hinlänglich bekannt, daß in Frankreich, ſo wie in allen Ländern, wo Gewerbe und Handlung empor kommen, die größern Städte zu den Ständeverſammlungen gezogen wurden, weil ſie mehr Geld hatten als der Adel, und weil ſie der Monarch hernach auch als ein Gegengewicht gegen die zwei andern Stände brauchen wollte, nicht aber um das Volk von einem Drucke zu befreien, ob man ſich gleich dieſes Vorwandes nicht ſelten bediente, um es zu betrügen!

Ob unſer politiſcher Doctor gleich 1. B. S. 113. 165. 172. 246. 351 verſchiedene Urſachen der Revolution angegeben hat, ſo verſichert er doch 2. B. S. 181 „das *Deficit* ſey die „eigentliche Urſache der Revolu„tion,“ welche er jedoch S. 261 wieder für die Wirkung einer Verſchwörung hält. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß Hr. Dr. nicht auch bei einer und eben derſelben Krankheit ein halb Dutzend ganz verſchiedene Urſachen zu ſehen glaube, ſonſt

ſonſt mögte es um ſeine Patienten traurig ausſehen!

S. 194 ſagt er: „Ueber den Papier-wucher „kann überhaupt wol niemand beſſer ſchreiben als „ein Schweizer, denn in meinem Vaterlande „wurde dies Spiel am höchſten geſpielt ꝛc.“ Wie einfältig! Wenn ein preußiſcher Doctor oder Feldſcherer ſchriebe: „Ueber die Taktik kann überhaupt „wol niemand beſſer ſchreiben als ein Preuße, „denn in meinem Vaterlande wurde die Taktik „aufs höchſte getrieben:“ würde man nicht über ihn lachen? Wer eine Sache am beſten verſteht, der kann am beſten darüber ſchreiben, er mag in dem Lande, wo dieſe Sache ſtark getrieben wird, gebohren ſeyn oder nicht. Auch erhellet aus ſeinem Gewäſche (S. 196) von reellen und eingebildeten Papieren hinlänglich, daß es nicht genug iſt ein Schweizer zu ſeyn, um über den Papier-wucher gründlich zu ſchreiben.

S. 19. 3. B. rechnet er es den Pariſern ſehr hoch an, daß ſie das Gerücht von einer Gegenrevolution ſo ſchnell glaubten, welches doch in den damahligen Zeit-umſtänden wahrlich bei weiten nicht ſo ungereimt *) war, als die Leichtgläu-

*) Zumal der Dr. ſelbſt S. 75 zu verſtehen gibt, Monſieur habe ſeiner Apologie ungeachtet, doch wol um des Marquis Favras Plan einer Gegenrevolution gewußt.

gläubigkeit, womit der — an hiſtoriſcher Wahrheit ſchon lange zweifelnde — Doctor alle mündlich und ſchriftlich verbreiteten Gerüchte von Verſchwörungen und alle Ausſagen und Auslegungen der Ariſtokraten für ausgemachte Wahrheit hält.

S. 50 äußert er die poßierliche Furcht: „die „National-verſammlung werde künftig bloß aus „Reichen beſtehen, weil nur ſolche für wahlfähig „erkannt worden ſind, die jährlich eine Mark „Silber Kontribution bezahlen.“ Der Doctor muß ſich eine gewaltige Vorſtellung von einer Mark Silber machen, oder nicht wiſſen, daß um dieſen Preis ſogar im heiligen römiſchen Reiche bei weiten die meiſten Bürger und Bauern wahlfähig wären. *)

Im 2. B. S. 249 führt er den Herzog von Liancourt unter Orleans Mitverſchwornen auf, und da in der Folge nichts von einer Bekehrung deſſelben geſagt wird, ſo iſt es nur ein neuer Beweis der Unzuverläßigkeit, wenn er 3. B. S. 81 eben dieſen Herzog von Liancourt zu den „patriotiſchen und rechtſchaffenen Männern der National„verſammlung“ zählt, welche den Klub der Unparteiiſchen errichtet haben!

Im

*) Wie wird es erſt in unheiligen und unrömiſchen Reichen ſeyn?

Im erſten Bande erklärt der Doctor zwar die Revolution für die Wirkung einer Verſchwörung — des Papierhandels — der Irreligion ꝛc. allein dies hindert ihn nicht, im 3. Bande S. 117 zu ſagen: „Ludwig erkannte ſeinen Fehler, er gab „der Stimme der Vernunft Gehör, er ſah „ein, daß der Fürſt nur dann glücklich iſt, wenn „ſeine Unterthanen frei ſind, und wenn er „ſelbſt den Geſetzen gehorcht. Dieſer Ueberzeu„gung zu Folge kam er (am 4. Febr. 1790) „freiwillig in die National-verſammlung. „und gab ſeine Einwilligung zu den Geſetzen der „neuen Konſtitution ... Ja S. 122 ſagt er gar: „Wenn der Menſchenfreund das rothe Buch „geleſen hat, ſo lobpreiſet er die Vorſehung, „welche dieſem Unfuge endlich ein Ende ge„macht und den ſtolzen und ſchmarotzenden Hof„adel in Frankreich auf immer zerſtöhret hat.“ *)

In einem eben ſo großen Widerſpruche mit dem Vorhergehenden ſteht das, was er S. 162 wider die Mönche ſagt; denn 1. B. S. 89 u. 90 ſpricht er ſo heftig wider die Einziehung der Klöſter

*) Nicht doch, Hr. Dr. wie dürfen Sie gotteslästerlich die Vorſehung einer Sache zeihen, die ſie im Vorhergehenden der National verſammlung zum Verbrechen anrechneten und nur der in dieſer Verſammlung herrſchenden Irreligioſität zuſchrieben?

ſter, als wenn er ihr geiſtlicher Vater wäre und ſieht die chriſtliche Religion in der größten Gefahr; hier hingegen lobt er „die gänzliche „Aufhebung aller Klöſter, heißt ſie einen „vortreflichen Beſchluß und ein vortrefliches „Beiſpiel, dem das übrige Europa bald nachfol„gen wird, wie der Dr. um der Ehre der Menſch„heit willen hofft!“ Ich weiß nicht, ob die gewöhnliche Gedankenloſigkeit hinlänglich ſey, die Entſtehung ſo grober Widerſprüche zu erklären, oder ob man den Sitz des Uebels tiefer ſuchen müſſe!

Wenn (nach S. 164. 2. B.) die franzöſiſchen Parlamenter nicht wie das Engliſche „die Stell„vertreter der Nation, ſondern die Stell-vertre„ter des Königs waren,“ wie ſoll man denn leicht begreifen, „daß eine durch eine ſo große Summe „beſtochene Magiſtrats-perſon, wie der erſte „Präſident des pariſer Parlaments, d'Aligre *), „die Rechte des Volks gegen den König nicht „vertheidiget haben werde.“ Was hatte er denn als Stell-vertreter des Königs für Rechte des Volkes gegen den König zu vertheidigen?

Wenn die Dedikation vor dem 2. Bande wahr wäre, ſo hätte der Dr. 3. B. S. 382 ganz

*) Der S. 228, 3. B. in ſieben Poſten 64500 Liv. vom Könige erhielt.

ganz gewaltig aufgeſchnitten, indem er ſagt: „Mit gerührtem Herzen danken wir (Schweizer) „Euch (den Stiftern helvetiſcher Freiheit) für eu„re großmüthige Aufopferung. Jährlich feiren „wir noch die großen Tage dieſer Schlachten, „ſtreuen Blumen auf die Gräber, welche eure „heilige Aſche enthalten, und ſchwören den feier„lichen Eid: die von Euch erworbene Freiheit „und die glückliche Staats-verfaſſung, unter der „wir leben, gegen jeden Feind derſelben zu ver„theidigen, und für das Wohl unſeres Vaterlan„des, wenn es erfordert wird, wie Ihr zu „ſterben.“ Iſt dieſe Stelle je mehr als eine romanhafte Tirade, wie ich herzlich wünſche, ſo iſt jene Dedikation nicht nur eine plumpe Schmeichelei gegen Hrn. Müller von Friedberg, ſondern auch eine ſo grobe Schmähung der Eid-genoſſen, die nicht nur Verachtung, ſondern auch Ahndung verdiente!

Der Anhang S. 418 ꝛc. enthält noch eine Nachricht von der Propaganda, welche nach Hrn. Drs. Erklärung „eine Geſellſchaft iſt, deren Mit„glieder ſich verſchworen haben, überall die Un„terthanen gegen ihre rechtmäßige Oberherren „aufzuwiegeln.“ Daß eine ſolche Geſellſchaft wirklich exiſtire, konnte er während ſeines Aufenthal-

haltes zu Paris nicht erfahren, *) ob er gleich in alle Klubs, ſelbſt in denjenigen aufgenommen wurde, deſſen Präſident Kondorcet war, und in welchen außer unſerm Dr. kein einziger Fremder Zutritt hatte. Allein vor einiger Zeit erhielt er „durch die Güte eines vortreflichen Mannes „die authentiſche Nachricht, dieſe Geſellſchaft beſtehe ſchon aus 55000, ſchreibe fünf „und fünfzig tauſend Mitgliedern und beſitze „gegenwärtig baare zwanzig Millionen Livres.“ Hätte der Dr. dieſem vortreflichen Manne nicht nachgerühmt, „das Wohl der Menſchheit liege „ihm aufrichtig am Herzen,“ ſo könnte man leicht auf den Gedanken kommen, der vortreffliche Mann wolle den Hrn. Doctor mit dieſer Nachricht zum Beſten haben, deren Unwahrſcheinlichkeit und Fabelhaftigkeit ſelbſt dem gemeinſten Verſtande auffallen muß. Wie, eine Geſellſchaft, die 20 Millionen beſitzt und aus 55000 Mitgliedern beſteht, könnte ſelbſt einem ſo ſcharfſichtigen Forſcher

*) Welches ſchon die ſtärkſten Zweifel wider die Wirklichkeit dieſer Geſellſchaft erregen muß, da Hr. Dr. nichts von ihr erfahren konnte, der doch, wie aus dieſen 3 Bänden zur Genüge erhellet, ſo viel erfahren, und deſſen Späher-blick in die geheimſten Entwürfe der Machinationen und Verſchwörungen gedrungen iſt!

verborgen bleiben? Unter 55000 Menſchen wäre kein Verräther? Wie kindiſch, Herr Doctor, wie kindiſch!

Der Odenwälder.

6.

Paradoxa des Predigers zu Bergefeld.

Menſchenfreuden und Menſchenleiden betreffend.

Πάντοτε τὴν ἀλήθειαν, καὶ ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς.

Vorrede.

Je paradoxer eine Schrift iſt, deſto mehr findet ſie Abgang und Eingang; denn was wird wol eher vergriffen und begieriger geleſen, als ein Werk, worin allgemein anerkannte Wahrheiten der Religion und Sittlichkeit angetaſtet werden?

Nun, ſo wird dieſes Schriftlein auch noch wol Abgang und Eingang finden; denn es enthält der paradoxen Sätze ſo viel, daß, wenn von dem größern Theil die Benennung des Buchs hergenommen werden ſollte, der vorſtehende Titel nicht gut anders lauten konnte.

Religion und Sittlichkeit werden zwar in dieſem Buch nicht angegriffen, ſondern Bonton und Mode; allein da die letztern in unſern aufgeklärten Zeiten über den gröſten Theil der feinen Welt eine weit unumſchränktere Herrſchaft führen, als Religion und Sittlichkeit: ſo iſt zu hoffen, daß es, ſo gut wie die Wolfenbüttelſchen Fragmente, der Hierokles, u. dergl. Aufſehen machen und geleſen werden wird.

Den Inbegriff der in den folgenden Geſprächen behaupteten Meinungen, ſieht der Prediger von Bergefeld als ſeine Prinzeßin an, zu deren Befreiung und Vertheidigung er ſich aufgeworfen hat. Vorurtheile der Mode und des Bontons ſind der gläſerne Berg, aus welchem er die bezauberte Dame zu befreien ſucht. Wahrheit iſt die Schönheit ſeiner Prinzeßin, und Gründe ſind die Waffen, womit er dieſelbe behaupten und vertheidigen will.

Sollte Jemand über die Schönheit ſeiner Dame eine Lanze mit ihm brechen wollen, ſo glaubt er mit Recht verlangen zu können, daß ein Solcher ſich der nämlichen Waffen bediene, und Gründe ihm entgegen ſetze. Jeden, der auf die Art, als ein edler Gegner, ihn angreift, den wird er, wie ſichs gebühret, ehren, achten, und herzlich lieben, auch ſich gern als ſein Ueberwundener bekennen, ſobald er ihm nicht mit Gründen zu widerſtehen im Stande iſt.

Sollte aber Jemand Beweiſe, Thatſachen, und Erfahrungen durch Bonmots wiederlegen, über Gründe, die er nicht umzuſtoßen vermögend iſt, tanzmeiſtermäßig witzig hinhüpfen, und die Lücken der mangelnden Gegenbeweiſe mit Deklamationen und Machtſprü-

chen ausfüllen wollen —— nun, ein Solcher wünſcht keine Antwort, weil ihm doch offenbar bloß darum zu thun iſt, Recht zu behalten, und den Nutzen zu verhindern, den die Wahrheit haben muß, wenn ſie anerkannt wird. Sonderlich müßte dem Prediger auch die Laune ankommen, wenn er ſich zu einem Kampf mit einem ſolchen Gegner entſchließen ſollte.

Was das Gewand anbetrift, darin der Verfaſſer ſeine in Schutz genommne Dame erſcheinen läßt, — um noch einmal obiges Gleichniß zu gebrauchen — ſo kann er freilich nicht vermuthen, daß Jeder es nach ſeinem Geſchmack finden, und nicht vieles an der Farbe, dem Schnitte, den Näthen, und der Beſetzung, zu tadeln finden werde.

Es wäre noch wol dies und jenes darüber zu ſagen, wenn der Verfaſſer nicht fürchtete, eine, für dies kleine Schriftlein zu lange, Vorrede zu ſchreiben, und alles dieſes nicht lieber der Gnade und Ungnade eines Jeden überließe, der ſeinen Eiern die Ehre anthun will, ſie zu rezenſiren, als daß er ſelbſt darüber kakeln ſollte. Das Gewand iſt überhaupt den Verfaſſer eben nicht ans Herz gewachſen, ſondern die Dame, der er daſſelbe umgeworfen hat.

Das Werkchen ſoll nicht ein Produkt des Witzes, ſondern der gereiften Ueberlegung ſeyn. Es ſoll Wahrheiten vortragen, die offenbar, für Menſchenglück, nichts weniger als gleichgültig ſind, und über die, wie es ſcheint, aus Furcht vor der Inquiſition der Mode und des Bontons, ſeit langer Zeit ein eben ſolches Stillſchweigen beobachtet wird, als zu Gregors Zeiten, über

Denk-

Denk- und Gewiſſens-freiheit beobachtet wurde. Es ſoll Wahrheiten vortragen, die wenigſtens dem gröſeſten Theil der heutigen feinen Leſewelt auffallend, neu und ſonderbar, oder Paradoxa ſind.

Wenn der Vortrag nur ſo iſt, daß nicht nur ernſthafte Leſer, denen es um Wahrheit zu thun iſt, ſondern auch Herren und Damen, die eigentlich) leſen um ſich zu vergnügen, dieſe Blätter ohne Ekel und Ermüdung bis zum Ende ausleſen, ſo iſt wenigſtens des Verfaſſers Abſicht erreicht.

Jede Zurechtweiſung ohne Spott wird er indeſſen auch hierüber dankbar annehmen und nützen, wenn er nicht ſollte abgeſchreckt werden, je wieder etwas drucken zu laſſen.

Geſchrieben den 2ten October 1791.

Zu Bergefeld, einem Gute des Barons von K** Geheimenraths des Herzogs von **, ſtand ein Prediger, der ſeinen nunmehrigen Kirchenpatron, ehedem auf Reiſen begleitet hatte. Dieſer Mann hatte, bei ſeinem nicht ganz gewöhnlichen Lebenslauf, Gelegenheit gehabt, manche Dinge zu ſehen und zu erfahren, und ſeine darüber angeſtellten Betrachtungen, liefen oftmals auf ungewöhnliche Reſultate hinaus, die ihm denn, wie natürlich, als Kinder ſeines Gehirns, ſo theuer und werth waren, daß er ſich lieber für einen Sonderling halten ließ, als daß er ſie, ohne triftige Beweiſe von ihrer Unrichtigkeit, hätte aufgeben ſollen.

Da er nun dabei nicht etwa ein unbeſcheidenes Genie war, folglich mehr den Sonderling zu verbergen als zu zeigen ſuchte, und immer ſich fürchtete, man mögte zwiſchen ihm und den jungen rüſtigen Reformatoren, die oft mit der Fackel der Verwüſtung aufklären, eine Aehnlichkeit finden; da er auf der andern Seite aber auch kein furchtſamer Schmeichler war, und nie etwas bejahte, oder bezeugte, oder belächelte, was ihm nicht wirklich recht und wahr und gut ſchien, ſondern freimüthig ſeine Meinungen herausſagte, ſo oft er ſicher zu ſein glaubte, daß nicht Bonmots, oder auch das Gelächter der kindiſchen

Ein-

Einfalt *) oder der Desperation **) ihn wie jeden vernünftigen Mann, stumm machen würde: so war er eben kein schlechter Gesellschafter, und ward auch daher, nicht nur wegen seiner ehemaligen Verbindungen, an der Tafel des Geheimenraths gelitten, wenn dieser mit seiner Familie auf

*) Je einfältiger Jemand ist, desto öfter lacht er bekanntlich, und nicht selten über die ernsthaftesten Dinge, bloß weil sie ihm auffallend neu sind. So sahe ich einst einen Bauerjungen in ein herzliches Gelächter ausbrechen, weil ich einige Worte Französisch sprach, dergleichen er sonst nie gehört hatte. Eben so herzlich ward ich, von einem schönen Fräulein im Fürstenthum Anhalt ausgelacht, als ich von einem Schiff erzählte, das 360 Menschen zum Theil bequem beherberget hätte.

**) Das Lachen des Witzlings, der, auf unangenehme Wahrheiten, auch nicht einmal etwas Scheinbares gleich zu antworten weiß. Es ist gemeiniglich laut und konvulsivisch. *)

*) Der Grundsatz unsers Sonderlings war: So oft solche lacherliche Herren und Damen mit in Gesellschaft waren, musse man sich hüten, irgend etwas zu sagen, was nicht Läufer oder Tafeldecker, oder sie selbst, eben so gut hatten sagen können. Dies war, sage ich, sein Grundsatz. Hätte er denselben allzeit strenge befolgt, so wurden wir die folgenden Gespräche nicht haben. Wer sich rühmen kann, seine guten Grundsätze stets befolgt zu haben, der werfe den ersten Stein auf ihn!

D. Herausg.

dem Lande war, ſondern er war auch dieſem edeldenkenden Herrn, und ſeiner Gemalin, einer Dame von großem Verſtande und vieler Beleſenheit, ein ſtets willkommner Gaſt, und man überſah an ihm manche kleine Eigenheiten und Unbehutſamkeiten, und das ſchüchterne und verlegne Weſen, das oft in ſeinem Betragen merkbar wurde, weil man das alles als natürliche und nothwendige Folgen, ſeiner mehr als ſechzehnjährigen Entfernung aus den abgeglättenden Geſellſchaften der großen Welt anſahe.

Einſt ward dieſer Mann von ſeinem Patron, der mit ſeiner Familie aus der Reſidenz auf dem Gute angelangt war, zur Tafel gezogen, da eben, außer der Haus-geſellſchaft, der Generalmajor von A** welcher die einzige Schweſter des Geheimenraths zur Gemalin hatte, und ein junger Officier der Lieutenant von S* mitſpeiſeten.

Der Letztere welcher im vorjährigen Feldzuge unter den Augen des Generals verſchiedene Proben eines nicht gemeinen Muths abgelegt hatte, war noch überdem, wegen ſeiner Munterkeit, und wegen ſeines unerſchöpflichen Witzes, bei dem General, als ein guter Geſellſchafter beliebt, und als ein Solcher, von ihm auch bei dieſer Viſite, ſo er bei dem Geheimenrath ablegte, mitgenommen worden. Er gehörte übrigens zu denen, welche

che glauben, daß ihrer Ehre ein unauslöſchlicher Schandfleck ankleben würde, wenn ſie mit einem Prediger in Geſellſchaft geweſen wären, ohne denſelben auch nur ein einziges mal in Verlegenheit geſetzt zu haben.

Unſer Prediger, der ſchon oft Gelegenheit gehabt hatte, ſolche Helden kennen zu lernen, war ſo vorſichtig, ein ununterbrochnes Stillſchweigen zu beobachten, wodurch dem Officier alle Gelegenheit abgeſchnitten wurde, den armen Dorfpfarrer die Ueberlegenheit ſeines Witzes empfinden zu laſſen.

Nachdem der junge Held das zweite Glas Champagner getrunken hatte, ſo ward er völlig überzeugt: es ſey ſeine Pflicht, den Mann im ſchwarzen Kleide ans Wort zu bringen. Es war eben die Rede von einem gewiſſen Kriegs-kommißär, der, während des letzten Feldzuges, einige wohlüberlegte Koups ausgeführt hatte, wobei zwar die Dragoner-pferde nicht fett geworden, aber der Herr Kriegs-kommißär doch in den Stand gekommen war, während der letzten Winterquartiere, drei Mätreſſen zu unterhalten, und ein Reitpferd zu kaufen, welches einem gewiſſen Prinzen zu theuer geweſen war.

Der biedere General ſprach ein kurzes ſoldatiſches Urtheil über die klugen Maasregeln dieſes Man-

Mannes, um ſein Glück zu gründen. Er gab ihnen den Titel: Schurkereien. Der junge Officier glaubte dieſes noch etwas relevirem zu müſſen, und verſuchte zugleich, ob er nicht den ſtummen Prediger ans Wort bringen könnte. „Bei meiner armen Seele! ſagte er, Gott muß ſich ſchämen, den Kerl geſchaffen zu haben! Nicht wahr, „Herr Paſtor? Er hat ihn ja nach ſeinem Bilde „gemacht!“ — „Ich habe, antwortete der Prediger, nicht bemerkt, was ihm zur Laſt gelegt „wird. Iſt er etwa im Kopf verrückt? Läſtert „er Gott, ſeinen Schöpfer?“

Der junge Held gerieth durch dieſe ſonderbare Antwort zwar etwas in Verwirrung, aber er würde doch wahrſcheinlich durch ein lautes Lachen ſich bald wieder ſo weit erholt haben, um Front machen zu können, wenn er nur hätte erwarten dürfen, daß irgend Jemand in der Geſellſchaft ſeine Partei nehmen würde. Aber ein unfreundlicher Blick des Generals, der zu edel dachte, um eine ſolche Witzelei nicht zu misbilligen, brachte ihn vollends aus Reih und Gliedern. Dazu kam noch, daß, ſo gut auch der Geheimerath und ſeine Gemalin Kontenanze hielten, doch das älteſte 14jährige Fräulein, in ein unwillkührliches Lachen ausbrach, welches mit einem Blick auf den Hrn. von S** begleitet war, wodurch er ſich ganz vernichtet fühlte, ſo daß er — und das

will

will nicht wenig bei einem witzigen Kopfe ſagen — erſt nach einer Viertelſtunde wieder zu Worte kam.

Der Prediger, welcher auch Gaſte hatte, war durch den kleinlichen Angriff des jungen Helden, auf die Ehre deſſen, dem er diente, etwas warm geworden. Er fühlte ſeine Lebens-geiſter ſo ſtark elektriſirt, daß er es unumgänglich nöthig fand, durch irgend eine heftige, doch niemanden beleidigende Handlung, den Ueberfluß der Gewitter-materie abzuleiten. Unglücklicher Weiſe hatte er eben vorher ſeine Karaffe Waſſer ausgetrunken. Auf ſeinem Teller hatte er gerade nichts, weil er die Rebhüner, ſo etwas fümet waren, vorbeigehen laſſen. Er ergriff daher ſein Glas Wein, und trank es haſtig aus, und, weil der Bediente es gleich wieder anfüllte, ſo leerte er es zum zweiten mal. Dieſer unbedeutend ſcheinende Umſtand, mußte wegen ſeiner Folgen, ausführlich erzählt werden; denn hier lag der Grund, nicht nur zu dem, was hernach bei Tafel vorging, ſondern eine Folge davon waren auch verſchiedene ſonderbare Geſpräche, die der Leſer auf den folgenden Blättern findet. Der pragmatiſche Geſchicht-ſchreiber durfte alſo dieſes haſtige Trinken des Predigers nicht übergehen.

Die zwei Gläſer ächten alten Margo hatten bei dem Prediger eine ähnliche Wirkung, als die

zwei

zwei Gläſer Champagner bei dem jungen Officier. Beide wurden dadurch freilich nicht berauſcht, aber Beide wurden dadurch etwas redſeliger, und zugleich unbehutſamer, als ſie ſonſt würden geweſen ſeyn. Der Prediger kam, wie geſagt, ans Wort, und alles, was er ſagte, hatte eine gewiſſe Fülle, etwas Ueberfließendes. So fragte ihn der General, der durch obigen Vorfall eine Art von Achtung für ihn bekommen hatte, und nun faſt alle ſeine Geſpräche an ihn richtete: „Sind Sie verheirathet?“ Der Prediger antwortete: „Meine Frau liegt in den Wochen.“ „Haben Sie mehr Kinder?“ „Vier leben, zwei ſind geſtorben.“ Kurz der Mann, der aus Vorſicht vorher ſtumm war, ward jetzt herzlich mittheilend. Daß dies für ihn keine unangenehme Folgen hatte, kam bloß daher, daß, außer dem Einen, welcher noch ſtumm war, keiner an der Tafel ſaß, der dem Mann nicht gut war, und, ſo wie wirs immer machen ſollten, was er nur ſagte und that, gerne zum Beſten kehrte.

Das Geſpräch kam indeß auf die Luſtbarkeiten in den zu Ende gehenden Winterquartieren zu B** und auf den Ball, den der Prinz E. von B** den Officieren vor 8 Tagen gegeben hatte. Bei der Gelegenheit erzählte der General, daß der Prediger ** zu B** gegen das Tanzen ungebührlich geeifert, und ſagte darauf zu dem Predi-

ger:

ger: „Sie ſind zu aufgeklärt, Herr Paſtor, als „daß Sie, wie der Quäker da in B** das Tan„zen für Sünde halten ſollten.“ „Wenn das ſo viel heißt, antwortete der Prediger, der noch immer etwas ſprachſelig war, als: „ich werde „doch nicht Alle, die tanzen, für Böſewichter hal„ten, ſo kann ich Nein antworten. Aber das „Tanzen, ſo wie es jetzt Weiſe iſt, iſt doch we„nigſtens etwas Gefährliches, und, als Vergnü„gen betrachtet, den Weiſen ſehr entbehrlich, „den Chriſten noch weit unwichtiger.“ Der gute Mann fühlte in dem Augenblick, da er mit der Periode zu Ende war, daß er klüger gehandelt hätte, wenn er lieber der Beantwortung einer ſolchen Frage, in einer ſolchen Geſellſchaft ausgewichen wäre. Aber die Ueberlegung kam zu ſpät. Das Glaubens-bekenntniß war abgelegt. Der Hr. von S** war viel zu ſcharfſichtig, als daß er die Blöße nicht hätte bemerken ſollen, die ihm der Prediger nunmehr gegeben hatte. Doch brauchte er bei dem zweiten Ausfall weit mehr Behutſamkeit, als das erſte mal. Er wandte ſich mit einem forſchenden Blick an den Prediger, und ſagte: „Sie würden alſo nicht mit tanzen, „Hr. Paſtor, wenn Sie gleich zwanzig Jahre „jünger, und kein Prediger wären?“ — „Nein!“ antwortete dieſer, in der Hofnung, den fernern Erörterungen dieſer Materie, durch das Lakoniſche

ſche einer ſolchen einfältigen Antwort, vorzubeugen.

Dieſe Hofnung ſchlug fehl. Der junge Held merkte, daß ſein Gegner zum Rückmarſch Anſtalt machte, und ſuchte ihm klüglich die Retirade abzuſchneiden, indem er, mit angenommener Großmuth, verſetzte: „Sehn Sie, ich bin ſo gutherzig, „auf Ihr Wort zu glauben, daß Sie den Genuß „einer Freude, an der Sie ſelbſt nicht Theil nehmen können, nicht aus Neid tadeln. Aber, „wer wird das außer mir glauben?“ — „Jeder, antwortete der Prediger, welcher weiß, daß „ich ungezwungen, freiwillig, meinen Stand gewählt, und, daß ich auch ſchon damals nicht „getanzt habe, als mir mein Stand desfalls noch „keine Bedenklichkeit machte.“

Jetzt hatte der Held den armen Mann, wo er ihn haben wollte. Dieſer mußte nun Stand halten, und war den ſchärfſten Pfeilen des Spottes bloß geſtellet. Der Officier verſetzte: „Freilich, Hr. Paſtor, wenn Ihre ganze Lebensbeſchreibung gedruckt wäre, — es verſteht ſich mit „den nöthigen Certificaten, — ſo würde Mancher „dadurch an einer ſchiefen Beurtheilung gehindert „werden können.“ Der Prediger ward bei dem langſamen Feuer, woran ſein ſiegender Gegner ihn, mit großer Kaltblütigkeit, briet, immer wärmer und antwortete: „Wer ein Urtheil über

„mich

„mich fället, Herr von G**, ohne mich vorhe„genugsam zu kennen, der kann mirs nicht ver„denken, wenn ich, ohngeachtet seines blendenden „Witzes, wegen seines schwachen Verstandes, oder „auch, wegen seines bösen Herzens Mitleiden mit „ihm habe, und sein Urtheil folglich —

Das beleidigende Wort: „verachte" ward nicht ausgesprochen, weil eben die Dame vom Hause aufstand, indem sie zu dem Prediger sagte: „Wir wollen die Materie vom Tanz hernach weiter „abhandeln, Hr. Pastor."

Die ganze Tischgesellschaft, ausser dem jungen Helden, hatte zu viel menschliches Gefühl, um nicht herzliches Mitleiden mit der torturmäßigen Lage des armen, durch zwei Glas Wein zu offenherzig gewordenen Predigers zu empfinden.

Vielleicht mögte auch der Officier, auf seine Kunst, durch beissenden Spott Büttelarbeit an einem, ausser einer kleinen Unvorsichtigkeit, ganz unschuldigen Mann, zu verrichten, wol nicht zu stolz gewesen seyn, wenn er den Abscheu bemerkt hätte, den die ganze Gesellschaft, und besonders das bildschöne sanfte 14jährige Fräulein, sehr deutlich durch Blicke zu erkennen gab. Ahnden mogte ihm indessen so etwas, denn er sahe während des letztern Duodrama steif, auf seinen Gegner, oder vor sich nieder; daher er denn auch nichts von

dem erfuhr, was die Uebrigen in der Gesellschaft durch mißbilligende Mienen sagten, sondern erst durch den plötzlichen Aufstand, den die Geheimeräthin machte, gewahr ward, daß diese wol nicht abgeneigt seyn mögte, den armen Prediger unter ihren Schutz zu nehmen, in welchen Gedanken er dadurch noch mehr mogte bestärkt werden, daß die Dame sogleich wie die Gesellschaft ins Kaffeezimmer getreten war, ein Gespräch mit dem Prediger anfing, und dadurch verhinderte, daß der Faden des letzten Tisch-gesprächs nicht wieder angeknüpft werden konnte.

Weil das älteste Fräulein, so der Hr. v. S** ins Kaffee-zimmer geführt hatte, sich sogleich entfernte, und der Geheimerath mit dem General, eben wie die Geheimeräthin mit dem Prediger, ein ernsthaftes Gespräch anfing, so suchte unser junge Held irgend etwas zu finden, das seiner Aufmerksamkeit werth wäre. Die vortreflichen Kupfer von den französischen Höfen, zogen eben so wenig als acht große Meisterstücke, die eben so viele Gegenden aus der Schweiz vorstellten, seine Augen auf sich; sondern ein Thierstück, welches einen parforce gejagten Hirsch vorstellte, wie er, eben zu Boden gestürzt, von einem Dutzend Hunden allenthalben zerfleischt, und lebendig in Stücken zerrissen wird. Er war noch mit der Lorgnette beschäftigt an diesem Schauspiel sich zu weiden,

als der Tafeldecker den Kaffeetiſch ans Kanapee ſetzte. Jetzt verließ die Dame den Prediger, um Kaffee einzuſchenken, und der Hr. von S** das Bild des parforce gejagten Hirſches, um nun zur wirklichen Parforcejagd zu ſchreiten.

Er ging zu dem Prediger, der ſich in die Niſche eines Fenſters hingeſtellt hatte, und, gleich als wenn nichts zwiſchen Beiden vorgefallen wäre, fing er an, von Cranzens Gallerie der Teufel zu ſprechen, und erzählte daraus eine unflätige Geſchichte, wovon er meinte, der Verfaſſer habe damit auf eine gewiſſe bibliſche Hiſtorie angeſpielt.

Der Prediger hörte geduldig zu, und ſagte zuletzt: „Dabei erinnere ich mich der Fabel von „den Giganten und Pygmäen. Die Rieſen ſtürmten den Himmel mit Felſenſtücken. Einige „Zwerge wollten ihnen nachäffen. Weil ihnen „aber die Felſenſtücke zu ſchwer waren, ſo nahmen „ſie dafür Koth. Der flog nun eben nicht hoch, „ſondern fiel auf die kleine Geſellſchaft zurück, „die denn auch ſo beſudelt ward, daß Jeder ſich „ſcheute, ihr nahezukommen.“

„Und die Fabel ſoll hier paßen?“ fragte der Officier.

„Ja! ſagte der Prediger, kaltblütig, weil „er jetzt ſeine Obermacht fühlte. Celſus, Julian,

„Tindel, Hume, der Fragmentiſt, und ſolche,
„ſind die Giganten. Der witzige Verfaſſer der
„Pucelle d'Orleans, und ſeine Nachahmer, ſind
„die Pigmäen. Die Religion iſt für ihre Waffen
„zu erhaben. Ihre Unflätereien beſchmutzen bloß
„ſie ſelbſt, und die, ſo ſie leſen und erzählen.“

„Ihr Kaffee wird ganz kalt, Hr. Paſtor,“ rief die Baroneſſe; wahrſcheinlich, um auch dieſem Geſpräch ein Ende zu machen, wovon ſie das letzte mogte gehört haben, indem der Prediger nicht ganz leiſe ſprach. Ihm ward ein Stuhl angewieſen, und er mußte ſich, neben dem Kanapee, an den Kaffeetiſch ſetzen.

Seine Excellenz ließen hierauf vorfahren, ſetzten ſich mit dem General in den Phaeton, und der Hr. von S** begleitete ſie zu Pferde. Der Prediger wollte ſich eben auch zu Gnaden empfehlen, bekam aber Befehl noch zu bleiben, weil die Frau Geheimeräthin von ſeinem Urtheil über den Tanz noch mehr wiſſen wollte.

Er fand keine Bedenklichkeit, gegen eine ſo verſtändige und edeldenkende Dame ſeine Meinung, über jede Sache, frei zu äußern; ſetzte ſich alſo wieder auf ſeinen Stuhl, neben dem Kaffeetiſch, hinter dem die Baroneſſe auf dem Kanapee ſaß; und ſo begann folgendes Geſpräch.

Der Prediger. Die Frau Geheimeräthin haben gar keinen Kaffee getrunken?

Die Baroneſſe. Der Kaffee macht mir Wallung, Hr. Paſtor.

Pr. Ihro Gnaden fanden doch ehedem Geſchmack daran?

B. O ich trinke ihn noch jetzt auſſerordentlich gern.

Pr. Wenn Sie unmaßgeblich den Kaffee ganz ſchwach machen ließen? Er würde dann nicht erhitzen.

B. Holländiſchen Kaffee? Nein, Hr. Paſtor, den mag ich nicht.

Pr. Oder wenn Ihro Gnaden wenigſtens ein paar Theelöffelvoll tränken? Wenig ſchadet wenig.

B. Ei, Hr. Paſtor, wer hat Sie denn gedungen, mich zum Kaffee zu verführen? Wenn ich erſt ein paar Theelöffelvoll gekoſtet hätte, ſo würde es mir ſchwer werden, nicht mehr zu trinken. Aber, ich glaube, Sie wollen abbeugen? Das geht nicht. Die Rede iſt vom Tanzen. Haben Sie das vergeſſen?

Pr. Ja vom Tanzen war die Rede. Das heißt ja wol: von der Bewegung des Körpers nach dem Takt der Muſik?

B. Was anders?

Pr. Nun da iſt er unſchuldig und unſchädlich. Sollten Se. Excellenz der Herr General, ſich nicht entſchließen, wenn Sie wieder in die Reſidenz zurückgekehrt ſind, eine Manns-geſellſchaft zuſammen zu bitten, und ihr einen Ball zu geben?

B. Eine Manns-geſellſchaft ohne Damen? Mit wem ſollten ſie denn tanzen?

Pr. Mannsperſonen mit Mannsperſonen.

B. So! Ihr Geſchlecht ſollte alſo allein das Privilegium zu tanzen haben! Die hochgebietenden Herren der Schöpfung, mögten wol das andre Geſchlecht von allen Freuden des Lebens ausſchließen?

Pr. Nicht im geringſten! Ihro Gnaden bäten dann auf den andern Tag eine Damen-geſellſchaft und gäben derſelben auch einen Ball

B. Und da ſollten Frauenzimmer mit Frauenzimmern tanzen?

Pr. Frauenzimmer mit Frauenzimmern.

B. Nehmen Sie mir's nicht übel, Hr. Paſtor, der Vorſchlag iſt ſo lächerlich, als ich je einen gehört habe. Doch, es wird Ihnen auch wol eben kein Ernſt damit ſeyn.

Pr. Der Vorſchlag iſt ſehr ernſtlich, Ihro Gnaden, und, ich glaube, auch vernünftig. Laſſen

Sie

Sie Knaben mit Knaben, Mädchen mit Mädchen walzen, Männer mit Männern, Weiber mit Weibern, engliſch tanzen, endlich Greiſe mit Greiſen, Matronen mit Matronen Menuetſchritte machen: ſo genießen alle das Vergnügen, ihren Körper nach dem Takt der Muſik zu bewegen. —

B. Ein herrliches Projekt!

Pr. Es verſtünde ſich, daß bei dieſen Bewegungen nach dem Takt der Muſik, auch kein Zuſchauer vom andern Geſchlecht, das gerade nicht mittanzte, geduldet würde, ſo wie ehemals in Rom, bei dem Feſte der Bona Dea, nur Weiber in Hauſe ſeyn durften! Der Tanz würde ſodann ein ganz unſchuldiges Vergnügen ſeyn, durch welches, ſo wenig wie durch jede andere Bewegung, Begierden angefacht, oder Gedenken erregt werden könnten, wovor die unſchuldigſte Unſchuld erröthen dürfte.

B. Sind Sie fertig? Hr. Paſtor.

Pr. Aufzuwarten, Ihro Gnaden.

B. Nun, ſo will ich Ihnen mit kurzem, mein Urtheil über Ihr Projekt ſagen. Ein ſolcher Tanz würde ein Vergnügen ſeyn, ſo wie es der Soldat empfindet, der auf dem Parade-platz, nach dem Takt der Hoboiſten, marſchirt.

Pr. Ja! Könnte man nur das Unfreiwillige, den Zwang und die Furcht vor der Fuchtel und

dem ſpaniſchen Rohr, bei dem Musquetier, und in Anſehung der Officiere, die Hofnung, von Damen auf der Promenade oder aus irgend einem Fenſter, geſehen zu werden, davon trennen: ſo würde dies gerade das nämliche Vergnügen ſeyn. Wie wärs, wenn wir lieber ſagten: Es würde der Tanz alsdann ein Vergnügen ſeyn, wie es die Knaben empfinden, die, wenn das Bataillon aufmarſchirt, nebenhermarſchiren und den Marſch nachpfeiffen? O! die divertiren ſich wol preislich!

B. Alſo höchſtens ein Vergnügen, woran nur unerzogene, ungeſittete, unaufgeklärte Menſchen, alte oder junge Kinder, Geſchmack finden könnten! Meinen Sie nicht ſo?

Pr. Dawider weiß ich nichts einzuwenden. Alſo, wäſſertchter Kaffee, für Manche was delikates, für uns eben nicht.

B. Ja, ſo! Ich verſtehe Sie. Ein Tanz, woran Herrn und Damen zugleich Theil nehmen, iſt wol ſtarker Kaffee, der das Blut erhitzt?

Pr. Starker Kaffee, Ihro Gnaden, ſehr ſtarker!

B. Was gewiſſe Arten von Tänzen betrift, als den deutſchen oder ſchwäbiſchen Tanz, beſonders das Walzen, da mögen Sie wol nicht ſo ganz Unrecht haben. In der That, ich wünſchte,

daß

daß meine Kinder ſolche Tänze nie mittanzen mögten!

Pr. Ja freilich, das iſt Kaffee, zwei Loth auf die Taſſe, und mehr noch.

B. Aber die engliſchen Tänze ſind doch ſchon weit ſittſamer.

Pr. Auch noch Kaffee, wenigſtens ein volles Loth auf die Taſſe. Wenn nach einem Tournee! Abgefallen! am Ende der Reihe der Tänzer ſeiner Dame an den Buſen fliegt, der männliche Arm um die Schnürbruſt der Dame, und ihr Arm um den Hals des Tänzers geſchlungen iſt, und Beide, ſo im möglichſt nahen vis à vis, Er halb tragend, und Sie halb tragend, fortſauſen — — — Sollte das nicht das Blut erhitzen?

B. Ich glaube, Hr. Paſtor, für diejenigen, die wirklich tugendhaft ſind, iſt dabei ſo viel Gefahr nicht zu beſorgen.

Pr. Freilich, Ihro Gnaden! Gibts doch Menſchen, denen ſtarker Kaffee, Ruſſen, denen Scheidewaſſer nicht ſchadet. Wer durch lange Uebungen in der Tugend ſo befeſtiget iſt, ſo viel Apathie gegen die Reize der ſinnlichen Wolluſt erlangt hat, daß er, auch bei einem ſolchen Tanz, über alle ſeine Vorſtellungen und Wünſche Herr bleiben kann, der läuft freilich für ſich keine Gefahr. Iſt er in einer Geſellſchaft, darin keine

ſchwache Brüder und Schweſtern zugegen ſind, die an ſeinem Beiſpiel ein Aergerniß nehmen könnten, ſo iſt ihm der Tanz etwas eben ſo Erlaubtes, als der Genuß vom Götzen-opfer, nach Pauli Urtheil, in einem ähnlichen Falle war. Solche Helden und Heldinnen in der Tugend werden indeſſen wol eben nicht aufs Tanzen verſteuert ſeyn. Für diejenigen hingegen, die es in ihrer Tugend noch nicht bis zur Apathie gegen jeden Reiz der Wolluſt gebracht haben — —

B. Für die iſt freilich mehr Gefahr zu beſorgen. Die müſſen alſo vorſichtig ſeyn, und aufhören zu tanzen, ſobald ſie bemerken, daß wodurch Vorſtellungen in ihnen erreget werden, wodurch ihre Tugend beunruhiget wird.

Pr. Ihro Gnaden wollten vorhin nicht ein paar Theelöffelvoll Kaffee trinken, aus Beſorgniß, Sie mögten dadurch zu ſtark gereizt werden, mehr als dienlich davon zu genießen: können Sie denn wol einem feurigen Jüngling, einem gefühlvollen Mädchen zutrauen, daß ſie die hinreiſſendſten Freuden bloß koſten, und zu rechter Zeit aufhören werden?

B. Herr Paſtor, Sie wiſſen, daß ich ſeit 10 Jahren, ſo lange ich nämlich verheirathet bin, nicht tanzte. Ich habe überhaupt nie großes Vergnügen daran gefunden, und laſſe mich daher leicht über-

überzeugen. Aber, ich verſichere Sie, Sie werden wenige meines Geſchlechts finden, bei denen Ihre Gründe etwas ausrichten.

Pr. Bei meinem Geſchlecht, Ihro Gnaden, werden ſie eben ſo wenig Glück machen. Aber das kommt nicht daher, daß die Gründe ſchlecht ſind, ſondern daher: daß manche Menſchen ſolche elende Sklaven ihrer leidenſchaftlichen Vorurtheile ſind, daß ſie gar keine vernünftigen Gründe mehr annehmen können; moraliſche Kranke, zu entkräftet, als daß ſie heilſame Arzenei nehmen könnten.

B. Ich für meine Perſon bin zu ſtolz, mich unter dieſe moraliſchen Kranken rechnen zu laſſen. Lieber will ich Ihre Gründe, da ich ſie nicht gleich zu widerlegen weiß, in Anſehung der gewöhnlichen engliſchen Tänze annehmen. Allein, was ſagen Sie zu einem ehrbaren Menuet? Dawider werden Sie doch wol nichts einzuwenden haben?

Pr. Was urtheilen Ihro Gnaden von einem Frauenzimmer, welches öffentlich mit einer Mannsperſon eine Liebes-Intrigue durch Pantomime vorſtellt?

B. Welche Frage! Ein ſolches Frauenzimmer müßte doch wenigſtens, ehe ſie ſich ſo wegwürfe, auf den Ruhm der Sittſamkeit gänzlich Verzicht ge-

gethan haben. Aber Pantomime einer Liebes-intrigue und ein Menuet, wie paſſen ſich die zuſammen?

Pr. Sollte ein Menuet wirklich etwas anders ſeyn?

B. Nun das heißt doch wahrlich, alles aufs ärgſte deuten!

Pr. Ich habe die Deutung nicht gemacht, Ihro Gnaden. Der, welcher ſie ausgefunden hat, war kein ſchwarzblütiger Moraliſt, kein ſtrenger Verhiger, der etwa aus Neid, Andern ihre Freuden verbittern wollte, — nein! Es war ein Galanthomme, ein ſchöner Geiſt, ein ſehr liberaler Hofmann, ſelbſt ein Liebhaber vom Tanzen, und, um alles auf einmal zu ſagen, ein Verehrer und Klient von Voltaire, wie aus der Dedikation zu erſehen iſt, die vor ſeinen Briefen ſteht.

B. Nun, wozu die meilenlange Vorrede? Nennen Sie doch endlich nur den Namen. Meine Erwartung iſt ganz geſpannt.

Pr. Baron Bielfeld. *) Seine Briefe ſtehen, wo ich nicht irre, in der Frau Baroneſſe hieſigen

*) Der Verfaſſer der Histoire des Severambes, welcher für den Tanz ſo eingenommen iſt, daß er ihn in ſeiner Utopia geſetzmäßig einführen läßt, ur-

gen Bibliothek. Wenn Ihro Gnaden erlauben, ſo will ich die Stelle aufſchlagen.

Die Baroneſſe holte das Buch; der Prediger fand die Stelle, und überreichte das Buch aufgeſchlagen der Dame.

B. (las) *) J'avois toujours cru, que le menuet n'etoit, qu'une espéce de pantomine repréſentant une intrigue amoureuſe par les geſtes et les attitudes, une déclaration d'un deſir mutuel de plaire, une diſpoſition à ſ'écouter favorablement en ſe donnant la main, une petite repugnance, une reflection en ſ'eloignant de nouveau, et enfin une concluſion du roman en préſentant les deux mains à la dame, et en la conduiſant jusqu' à l'endroit ou l'on avoit commencé. —

(Unwillig, indem ſie das Buch weglegt.) Dergleichen ſollte billig nicht gedeuckt werden.

Pr.

urtheilt vom Tanz überhaupt ohngefähr eben ſo: v. Hist. des Severambes. Tom. II. Pag. 394. Amſterdammer Ausgabe, ohne Jahrszahl.

On s'y excerce à divers jeux et principalement *à la dance, parce qu'elle est plus propre aux desseins galans, qu'aucum autre excercice* — les loix ne l'ont pas seulement permise, mais l'ont même commendée.

*) Tom. I. Lettre VII. P. 58.

Pr. Dürfte ich fragen, warum nicht?

B. Darum, weil bei Unſchuldigen, die bisher nie etwas Böſes bei ſolchen Tänzen gedacht haben, nothwendig böſe Gedanken dadurch entſtehen müſſen.

Pr. Lieber mögte ich ſagen: es werden dunkle verwirrte Ideen dadurch in klare deutliche Ideen verwandelt.

B. Ja das iſt gelehrt ausgedrückt. Am Ende wirds doch wol daſſelbige ſagen.

Pr. Wol nicht völlig. Ich glaube nämlich nicht, daß obige Stelle ganz neue Gedanken erregen, ſondern, daß ſie vielmehr, verwirrte dunkele Vorſtellungen, die bereits in der Seele waren, nur klar und deutlich mache.

B. Ich verſtehe Sie, Herr Paſtor; aber, dazu gehört Beweis, und der wird ſchwer zu führen ſeyn.

Pr. Ich wills indeſſen verſuchen. Was meinen Ihro Gnaden: Wenn ein ſechzehnjähriges geſundes, ganz unſchuldiges*) Mädchen zum er-

*) Unſchuldiges; das iſt: die noch keinen Gedanken wiſſentlich in ihrem Herzen nährt, den ſie nicht, ohne erröthen zu dürfen, ihren frommen, klugen, ſie freundſchaftlich liebenden, Eltern ſagen kann.

erſtenmal mit einem flinken Jüngling ein Menuet tanzt, wird ſie ſich nicht ganz außerordentlich verlegen fühlen?

B. Ich glaube, ja; auch dann ſogar, wenn es nicht das allererſte Menuet iſt.

Pr. Sollte ſie aber wol dieſelbige Art von Verlegenheit fühlen, wenn ſie mit einem andern Mädchen, in Gegenwart von lauter Frauenzimmern, ihr erſtes Menuet tanzte?

B. Nun dieſelbige Art von Verlegenheit freilich wol nicht.

Pr. Sollte man daraus nicht mit Recht den Schluß machen: Es müſſe, wenn ſie mit dem Jüngling tanzt, eine dunkle verwirrte Vorſtellung in ihrer Seele ſeyn, daß ſie ſich eben jetzt mit ihrem Tänzer in einer ſonderbaren Attitüde befinde, wobei ihre ſchamhafte Sittſamkeit beunruhiget wird?*)

B. Ich will darüber nicht ſtreiten. Sie mögen mit Ihrer haarfeinen Diſtinction zwiſchen dunkeln und klaren, verwirrten und deutlichen Ideen Recht haben. Allein das werden Sie mir doch nicht ausreden: daß nicht, die dunkle Vorſtellung

*) Sollte Jemand hiebei noch einige Zweifel hegen, die von der Dame hier nicht gerügt werden, der beliebe weiter unten zu ſehen.

lung des unſchuldigen Mädchens, ſo wie dunkler Rauch, unſchädlich verfliegt; wenn dagegen ein unerbetener Aufklärer, wie Bielefeld, die dunkle Idee in eine klare und deutliche verwandelt hat, daß ſie dann eine verzehrende Flamme werde.

Pr. Dunkler Rauch, Ihro Gnaden, wenn er gleich an ſich unſchädlich verfliegt, iſt doch etwas ſehr Fürchterliches, und nicht ſelten in ſeinen Folgen ſchädlicher, als ſichtbare Flamme, die gelöſcht werden kann, weil man ſieht wo ſie brennt. Der Rauch verſteckt das Feuer, daß man ſeinen Urſprung nicht finden und es dämpfen kann, ehe es Ueberhand nimmt. Dunkler Rauch und Dampf haben ſchon manchem Unglücklichen den Ausgang verſperrt, ſo, daß er elendiglich in den Flammen umkommen mußte, weil er die einzige Oeffnung zur Flucht nicht ſehen noch finden konnte.

B. O, pfui! das iſt zu fürchterlich! Weg mit dem Gleichniß von Rauch und Dampf! Ich mag dieſe Nacht keine gräuliche Träume haben.

Pr. Wohl, Ihro Gnaden. Wir wollen davon abbrechen — Ich glaube auch, zur Vertheidigung des armen Bielfeld noch wol auf andere Weiſe etwas ſagen zu können, ohne, vor den Augen einer Dame, die Abgründe der Metaphyſik öffnen zu dürfen. Was meinen die Frau Geheimeräthin, ſollten Nicolai und Bieſter mehr Gutes

oder mehr Böſes ſtiften, indem ſie uns das Gefährliche gewiſſer geheimen Machinationen aufzudecken bemüht ſind?

B. Die braven Männer verdienen Ehren-ſäulen, mehr als mancher ſogenannte Held, und lautes Lob und warmen herzlichen Dank noch obendrein; denn ſie machen, daß jene Machinationen immer weniger gefährlich werden, ſo wie ſie den falſchen Propheten die Schafs-kleider abziehen, damit ſich Jeder vor ihnen als reiſſenden Wölfen in Acht nehmen kann.

Pr. Nun, ſo verdient auch Bielfeld Dank dafür, daß er das heimliche Mittel öffentlich bekannt machte, wodurch ſo manchmal ein Böſewicht in das Herz eines unſchuldigen Frauenzimmers, und ſo manchmal ein buleriſches Weib in das Herz eines Jünglings, der noch kein Arges kannte, die erſten Funken einer unkeuſchen Neigung warf, die dann in gefährlichen Stunden geſchäftloſer Einſamkeit, durch die Phantaſie angefacht, in fürchterliche, dann nicht mehr zu löſchende, Flammen ausbrachen.

B. Meinen Sie, daß Bielfeld wirklich die gute Abſicht ſollte gehabt haben, die Unſchuld zu warnen?

Pr. Geſetzt, er hätte ſie auch nicht gehabt: ſo bleibt ihm wenigſtens doch immer das Verdienſt, die Gefahr aufgedeckt zu haben.

B. Aber, lieber Hr. Paſtor, ſollten Sie die Gefahr nicht ein wenig durchs Vergrößerungsglas anſehen?

Pr. Glauben Ihro Gnaden, daß ich übertreibe? Ich wünſchte, es wäre ſo, aber ich fürchte ſehr, daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich behaupte, daß für die Unſchuld kaum etwas Gefährlicheres kann erſonnen werden, als unſere Tänze. Die angeborne keuſche Blödigkeit des Jünglings, die ſittſame Schamhaftigkeit der Jungfrau, der ſtärkſte, wo nicht der einzige natürliche Schutz der Unſchuld, wird nirgends ſo kräftig beſtürmt, als beim Tanze, durch welchen ſo manche Stellungen und Bewegungen gleichſam legitimirt werden, die, außer dem Tanz, nach aller Welt Urtheil, ungeſittet, unehrbar und frech heißen würden. Il n'y à que le premier pas qui coute: iſt eine beleidigende Bemerkung, wenn ſie, wie gewöhnlich, nur vom weiblichen Geſchlecht gebraucht wird, die aber mit Recht von beiden Geſchlechtern gilt, und, ſo gebraucht, auch alles Beleidigende verliert.

B. Ich merke, ich bin nicht gelehrt genug, Hr. Paſtor, um mit Ihnen über dieſe Sache zu ſtreiten. Aber rathen mögte ich Ihnen doch wol, dieſe Sentiments nicht zu laut zu äußern; Sie

laufen Gefahr, für einen Quäker oder Herrnhuter, von denen die leidenſchaftlich fürs Tanzen eingenommen ſind, ausgeſchrien zu werden.

Pr. Das würde ich nun eben für keine Beſchimpfung halten, obs gleich ein ſehr falſcher Schluß wäre: der Prediger von Bergefeld urtheilt vom Tanz wie die Quäker und Herrnhuter, alſo nimmt er auch alle ihre übrigen Meinungen an. Nach der Art zu ſchließen, könnte man auch manche alte heidniſche Römer zu Herrnhutern demonſtriren, weil ſie eben ſolche Urtheile vom Tanz geäußerrt haben.

B. Ich habe, wie Sie wiſſen, einige Schriften der alten Römer in einer deutſchen Ueberſetzung geleſen, aber dergleichen Urtheile, beſinne ich mich nicht irgendwo gefunden zu haben. Vielleicht habe ich nicht Achtung darauf gegeben, vielleicht hat Seneca oder ein anderer ſtrenger Stoiker dergleichen Urtheil gefällt, und die habe ich nicht geleſen.

Pr. Ich freue mich, Ew. Gnaden eine hiehergehörige Stelle anführen zu können, die nicht ein ſtrenger Stoiker, ſondern Horaz, ein Dichter, auch ein ſehr liberaler Hofmann, geſchrieben hat.

B. Von Horaz habe ich eine Ueberſetzung; wenn Sie die Stelle finden können? Ich bin wirklich begierig ſie zu kennen. (Sie holt das Buch.)

Pr. Die Stelle ſteht: Horat. Carm. Lib. III. Od. VI. v. 17 - 26. *) (lieſet)

„Die an ſtrafbaren Thaten fruchtbaren Jahrhunderte beflecken zuerſt die Ehebetten, verunreinigten Kinder und Familien, und ſo ſtrömte aus dieſer Quelle das Verderben über Volk und Vaterland hin.“

„Jetzt läßt ſich ſchon die reife Jungfrau recht gerne in ioniſchen Tänzen unterrichten; wird in den Künſten der Buhlerei ausgebildet, und ſinnet dann von früher Jugend an auf ſchändliche Liebeshändel.“

B. Nun, völlig einig ſind doch Ihre und Horazens Meinung noch nicht. Horaz ſpricht von Unterricht im ioniſchen Tanz, als von einer Folge der an ſtrafbaren Thaten fruchtbaren Jahrhunderte. Sie halten das Tanzen gar für eine Quelle des ſittlichen Verderbens.

Pr.

*) Foecunda culpae seccula, nuptias
Primum inquinavere et genus et domos.
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit:
Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc, et incestos amores
De tenero meditatur ungui.

Pr. Oder vielmehr für einen reiſſenden Strom, der aus der Quelle der unreinen Wolluſt entſpringt, der die, gegen das Laſter ſich empörende, Schamhaftigkeit und ſittſame Blödigkeit der unſchuldvollen Jugend, gewaltſam mit ſich fortreißt und in ihren Herzen bloß einen Schlamm von Schamloſigkeit und Frechheit zurückläßt. Horaz ſetzt offenbar den Unterricht im Tanze mit der Ausbildung in den Künſten der Buhlerei zuſammen, und nimmt, das Sinnen auf ſchandbare Liebeshändel, als Folge davon, an.

B. Wahrhaftig! Sie machen, daß mich anfängt zu ſchaudern.

Pr. Merkwürdig iſts, Ihro Gnaden, daß die Geſchichte Horazens Klage beſtätiget. Lange hatte ſchon das ſittliche Verderben in dem tanzenden Griechenland überhand genommen, ehe Rom davon angeſteckt ward. Rom ſtieg bis auf die Zeiten der Scipionen, von da an fiel es. Zu den Zeiten des Scipio Africanus, hörte man zum erſtenmal von einem Tanzboden, wo freie Jünglinge und Jungfrauen unterrichtet wurden. Aber damals geſchah es noch heimlich,*) weil noch

 Edle,

*) Scip. Afr. in Orat. contra leg. judic. Tib. Gracchi.

Eunt, inquam, in ludum saltatorium intercinaedos, virgines puerique ingenui. Haec cum

Edle, die damals den Ton angaben, dergleichen für Unanſtändigkeiten erklärten. Zu Horazens Zeiten geſchah, wie es ſcheint, dieſer Unterricht im Tanzen ſchon öffentlich. Die reife Jungfrau freut ſich laut,*) oder rühmt ſich, daß ſie Joniſch tanzen lernt. Zu den Zeiten des Scipio warens noch Kinder von 12 Jahren, zu Horazens Zeiten warens ſchon reife Jungfrauen, die im Tanzen Unterricht nahmen. Und zu welch einer fürchterlichen Höhe, von der Zeit an, bis zu den Zeiten des Adrians und Juvenals, das ſittliche Verderben in Rom zugleich mit der Schändlichkeit des Tans

cum mihi quisquam narrabat, non poteram animum inducere, ea liberos suos homines nobiles docere. Sed cum ductus sum in ludum saltatorium, plus medius fidius, in eo ludo vidi, pueris virginibusque quingentis, in his unum, quod me Reip. maxime misertum est, puerum bullatum petitoris filium, non minorem annis duodecim, cum crotalis saltare, quam saltationem impudicus servulus honeste saltare non posset. v. Macrob. Saturnalia L. II. cap. 10.

*) Motus doceri gaudet Jonicos — matura virgo, v. Not. b. p. 22. Gaudet bezeichnet eine offenbare, laute Freude im Rühmen. So oft es eine ſtille, innerliche Freude ausdrücken ſoll, wird von den Lateinern in se, in sinu, secum tacitum oder d. gl. hinzuſetzet.

Tanzes geſtiegen, iſt aus dem Juvenal bekannt genug. *)

B. Herr Paſtor, ich bin's, für heute wenigſtens, müde mit Ihnen zu ſtreiten, und Ihnen

*) Juvenal. Satyr. XI. v. 162 etc.

Forsitan exspectas, ut Gaditana canoro
Incipiat prurire choro, plausuque probatae
Ad terram tremulo descendant clune puellae, *)
Irritamentum veneris languentis, et acres
Divitis urticae — — — —
— — — — audiat ille
Testarum crepitus cum verbis, nudum olido stano
Fornice mancipium quibus abstinet. ille fruatur
Vocibus obscoenis, omnique libidinis arte
Qui Lacedemonium pytismate lubricat orbem:

Nam-

*) Auf eine nicht ganz unähnliche Art, beſchrieb einmal Jemand die Mamſell Conſtantini, eine Ballet-tänzerin.

„Sie iſt leicht, wie ein Federball, biegſam, wie eine „Schlange, elaſtiſch, wie Stahlfedern."

Was würde Juvenal von unſern Balletts ſagen? Sind ſie etwas anders als: Irritamenta veneris languentis et acres divitis urticae? Man denke ſich beſonders die Kleidung der Tänzerinnen!

in allen Stücken Recht geben zu müſſen. Indeſſen brauchen Sie ſich eben nichts darauf einzubilden, daß Sie gegen mich Recht behalten. Ich bin, wie alle meines Geſchlechts, zum Nachgeben geneigt und gewöhnt. Ihrem Geſchlechte iſt hingegen, von je her, der Geiſt des Widerſpruchs und der Rechthaberei eigen geweſen. Aber mit dem allen wünſchte ich, daß ein eifrigerer und gelehrtere Vertheidiger des Tanzes Ihre Gründe prüfte, und widerlegte. Hören Sie! Bringen Sie unſer Geſpräch zu Papiere, und laſſen es irgendwo in ein Magazin einrücken.

Pr.

Namque ibi fortunae veniam damus; alea turpis
Turpe et adulterium mediocribus. haec eadem illi
Omnia cum faciant, hilares nitidique vocantur. *)

*) Je reicher, mächtiger, angeſehener, deſto tugendhafter: ſo war es zu Rom, vom Fabricius bis zum Scipio, und Rom ſieg. Zu Juvenals Zeiten war Schande und Laſter nur für den Mittelſtand mehr etwas Schändliches. — „Auch in Paris iſt noch Tugend zu finden. Es verſteht ſich in geringen Bürgerhäuſern," ſagte einſt Jemand, der Paris genau kannte. „Tout comme chez nous" ſagten Andere aus L. N. W. B. Wie ſiehts im lieben deutſchen Vaterlande aus? Iſt auch da nur turpe adulterium mediocribus? Ich kenne nur meine Bauren.

Pr. Ich bin bereit dazu, Ihro Gnaden. Indeſſen weiß ich auch ſchon den Erfolg vorher. Man wird den Aufſatz leſen, dann einen Engliſchen pfeiffen, und forttanzen.

Interlocut.

Der Prediger von Bergefeld, der zu den unglücklichen Leuten gehörte, denen nichts ſchwerer wird, als: Jemanden eine abſchlägige Antwort zu geben; hatte zugleich dabei die Grille, welche ſich bei Leuten, die leicht verſprechen, ſonſt eben nicht findet, daß ſein ehrlicher Name darauf gehen würde, wenn er nicht jedesmal ſein gethanes Verſprechen pünktlich erfüllte. Dies muß der Leſer wiſſen, um, ſo wohl das, was der Prediger zuletzt ſagte, als auch das, was darauf folgte, nicht unwahrſcheinlich zu finden.

In dem Augenblick, da die Dame verlangte: Er ſollte das Geſpräch zu Papier bringen, und in irgend ein Journal einrücken laſſen, war der Prediger in vollem Enthuſiasmus für die Wahrheit ſeiner Behauptungen — daher der Wunſch, wo möglich alle Welt davon zu überzeugen — daher das geſchwinde Verſprechen: Ich bin be-

rei dazu. Kaum hatte er dieſe vier Worte ausgeſprochen, ſo wars als wenn ihm Jemand ins Ohr raunte. „Du hätteſt klüger gethan, dies erſt ad referendum zu nehmen.“ So dunkel und verworren dieſe neue Idee auch war, ſo hatte ſie doch das Vermögen, die auflodernden Flammen jenes Enthuſiasmus zu dämpfen — daher der Zuſatz: „Indeſſen weiß ich ſchon den Erfolg vorher: „Man wird den Aufſatz leſen, dann einen Engliſchen pfeifen, und — forttanzen.“

Wie nun der Mann einſam im Karriol ſaß, ſo hatte die kalte langſame Ueberlegung Zeit, ihm ſeine Unbehutſamkeiten, bei dem haſtigen Austrinken der zwei Gläſer Wein, und bei der ausführlichen Antwort auf des Generals Frage vom Tanz, mit der ihr gewöhnlichen Bitterkeit vorzuhalten, und nebenher entwickelte ſich zugleich die dunkele Idee, von der Unvorſichtigkeit ſeines zuletzt gethanen Verſprechens. Nun erſt erhob Mutter Ueberlegung ihre Stimme: “ Du wirſt niemals klug werden, ſelbſt, durch Erfahrung nicht! Sagſt gleich alles zu, ohne dich einmal zu beſinnen, ob du's auch halten kannſt. So oft haſt du dich durch die kindiſche Gutherzigkeit, nichts abſchlagen zu können, in Verlegenheit geſtürzt, und immer ſoll Mutter Ueberlegung dann Rath ſchaffen! Na! was willſt nun machen? Wo willſt du die Zeit hernehmen, ſo ein Verſprechen zu erfüllen?

Die-

Dieſer liebreiche Sermon bezog ſich auf die ſonderbare Meinung des Predigers, daß ein Landpfarrer viel zu viel Geſchäfte habe, als daß er ſich mit der Schriftſtellerei befaſſen könnte. Dieſe paradoxe Meinung, war, ſeinem Bedünken nach, ſo unwiderleglich, daß ſie ihn einmal zu einem recht bittern Urtheil über einen ſeiner Amtsbrüder verleitete, der ſeinen gar zu häufigen und vertraulichen Umgang mit einem ſchlechten Nachbar, damit entſchuldigte, daß er lange Weile habe. Der Prediger von Bergefeld hatte, außer manchen andern Fehlern, die er ſelbſt entſchuldigen mag, wenn er kann, auch den, daß er zuweilen Andere nach ſich ſelbſt beurtheilte. Wenn er einmal ohne die dringendſte Noth eine Amtsarbeit nicht ſelbſt verrichtet oder nur einmal eine Predigt vor ſeinen Bauren gehalten hatte, die nicht eben ſo ſorgfältig ausgearbeitet und memorirt war, als ſeine Probepredigt: ſo hielt er das ſchon für Gewiſſensſache. Der Stolz mochte ſich denn auch wol mit drein miſchen, denn er wollte allemal Worte predigen, geredet zu ſeiner Zeit, lieblich wie goldene Aepfel in ſilbernen Schaalen; er wollte durch jede Predigt die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer feſſeln, und ſtets, Amen ſagen, ehe Jemand einſchlief; er wollte durch jeden Vortrag ſo viel Böſes hindern, und ſo viel Gutes ſtiften, als nur möglich wäre. Da konnte er denn die

ganze Woche, oftmals ſelbſt beim Spaziergange, und bei der Gartenarbeit, immerweg über ſeiner künftigen Sonntagspredigt brüten. Ueberdem meinte er, er müßte ſogar auf ſeine Schul- und Krankenbeſuche, und auf die Unterredungen mit ſeinen Konfirmanden ſtudiren; er müſſe jedes gute Buch leſen, deſſen er habhafe werden könnte, um immer noch zu lernen, und endlich müſſe er zu allen Stunden bereitwillig ſeyn, Jedem, der es von ihm verlangte, Rath und Troſt zu ertheilen. Das zuſammen genommen meinte nun unſer Sonderling, wären — wenn die Pflichten des Hausvaters, Vaters, und Gatten auch gar nicht mit in Anſchlag kämen — Geſchäfte genug, um vor der langen Weile geſichert zu ſeyn.

Der oben in Ehren gedachte Prediger mit der langen Weile, hatte ſolche engbrüſtige Meinungen nicht. Er dachte liberaler, war beſcheidener und hatte vielleicht auch mehr und größere Gaben, als der Prediger von Bergefeld, der folglich ſehr unrecht that, da er jenen nach ſich ſelbſt beurtheilte.

Lange Weile hatte unſer Sonderling freilich alſo nicht, aber deſto mehr quälte ihn die Reue, daß er eine ſo unbedachtſame Zuſage gethan hatte, den ganzen Weg über, bis er auf ſeinem Pfarrhofe ankam; da denn das Jauchzen und Bellen ſeiner, ihn liebenden, Kinder und Hunde, die

ſich

ſich an ihn hingen, und ihn anſprangen zuerſt wieder die Falten aus ſeiner Stirn vertrieben, und hierauf der freundliche, Guten-Abend! ſeines Weibes mit dem Säugling an der Bruſt, auch die verdrießliche Laune aus ſeiner Seele verſcheuchte.

Nachdem er hierauf noch den letzten Theil ſeiner übermorgenden Sonntagspredigt ausgearbeitet hatte: ſo legte er ſich zu Bette, wo ihm Mutter Ueberlegung, ſtatt des Morpheus, Audienz ertheilte, und ihm, nach einigen weiſen Lehren für die Zukunft, den Rath gab: am Sonntage, da er wieder auf dem Schloß ſpeiſen ſollte, die gnädige Dame geradezu zu bitten, daß ſie ihn, ſeines übereilten Verſprechens zu entbinden, geruhen möchte — und er entſchlief.

Des folgenden Tages ward ihm gemeldet, daß der Baron von C** ein Stafette aus der Reſidenz erhalten, und hierauf unverzüglich mit ſeiner Familie dahin zurück gekehrt ſey, weswegen man ihn am Sonntage zu Bergefeld nicht erwarte. Er beſuchte nun am Sonntage Nachmittag ſeinen Freund G** mit dem er gern über ſeine ſonderbaren Meinungen diſputiren mochte, und dem er nun ſeine letzten Bergefeldiſchen Schickſale erzählte, ohne ſeine begangenen Unvorſichtigkeiten zu verhelen, oder beſchönigen zu wollen.

Zuletzt geriethen ſie, wie gewöhnlich in Streit, dieſes mal über des Predigers Vorhaben, die

Grä-

Gräfin um Erlaſſung ſeiner gethanen Zuſage zu bitten. Der Prediger machte aus dem Stegreif eine Diſſertation, über Sirach c. 3, v. 24. 25. Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz; denn dir iſt vor mehr befohlen, weder du kannſt ausrichten. Wovon er denn erſt eine generale Anwendung auf den Landpredigerſtand, und dann eine ſpeciale, auf ſich und den gegenwärtigen Fall machte. Er vertheidigte hierauf ſein Theſis ſine praeſide, und ſein Freund G** opponirte. Opponens mußte zugeben, daß jedem Dorfpfarrer, und auch beſonders Ihren Paſtor zu Bergefeld, vor mehr befohlen ſey, weder er könne ausrichten. Dagegen mußte Reſpondens eingeſtehen, daß jedem Landpfarrer Erholungsſtunden nöthig, und zur künftigen Munterkeit in Amtsarbeiten nützlich ſeyen; daß, von dieſen Erholungsſtunden, auch wol einige könnten angewandt werden, über gemeinnützige Wahrheiten, die eben nicht für die Kanzel gehörten, einen Aufſatz zu machen; endlich, daß ein Dorfpfarrer, wenn er eine nützliche Wahrheit, oder auch nur einleuchtendere Beweiſe einer ſolchen Wahrheit glaubte gefunden zu haben, auch zu ihrer Bekanntmachung einen eben ſo göttlichen Beruf, als zum Predigen habe.

Beide Parteien kämpften ritterlich und ſchloßen hierauf Frieden unter folgenden Bedingungen: I.

1. Der Prediger ſollte ſein der Dame gegebenes Wort nicht zurücknehmen, ſondern das Geſpräch aufſetzen, damit es durch den Druck bekannt würde.

2. Freund G** übernahm es, damit der neue Autor incognito bleiben könnte, den Druck zu beſorgen, alſo Herausgeber zu werden.

Nach einiger Zeit erhielt Freund G** das Geſpräch und ließ es in das hannöverſche Magazin einrücken.

Es iſt das 78ſte St. im Jahrgang 1787 und führt den Titel: Fragmente eines Geſprächs, Menſchenglück und Menſchenfreuden betreffend.

Verſchiedene Monate nachher, ward dem Herausgeber eine Art von Widerlegung in Manuſcript zugeſandt, mit der Vorfrage: Ob man es gerne ſehe, wenn dieſe Widerlegung ins Magazin eingerückt würde?

Der Herausgeber antwortete mit Bewilligung des Predigers: Man wünſche ſehr, daß das überſandte Manuſcript gedruckt würde; nur bäte man ſich aus, daß das Stück, darinnen es abgedruckt wäre, ſogleich dem Herausgeber zugeſchickt, und die Beantwortung, die er ſodann baldmöglichſt einſenden wollte, ohne Aufſchub gleichfalls eingerückt

rückt werden mögte. Das Manuſcript ward mit dem Briefe zurückgeſandt.

Ob die Herrn Herausgeber des hannöverſchen Magazins Bedenken gefunden haben, ihr Journal zum Kampfplatz über eine Materie herzugeben, die auf Oekonomie keinen unmittelbaren Einfluß hat, oder ob vielleicht andere Urſachen den Druck dieſer Widerlegung gehindert haben, iſt dem Herausgeber unbekannt. Weil ihm aber die Widerlegung nicht gedruckt zugeſandt worden, ſo macht er daraus den Schluß, daß ſie gar nicht gedruckt ſey.

Allein, daß ſie in Manuſcript Andern mitgetheilt worden oder daß wenigſtens die darin enthaltenen ſcheinbaren Gegengründe mündlich debitirt ſeyn, glaubt der Prediger von Bergefeld mit Recht daraus zu ſchließen, daß der ihm unbekannte Verfaſſer in dem Manuſcript ſelbſt behauptet: „Er habe eine Dame, die, nach Leſung jenes „Fragments eines Geſpräch, Menſchen„glück ꝛc. ſchon die Entſchließung gefaßt, nicht „mehr zu tanzen, und auch ihre Kinder nicht mehr „tanzen zu laſſen, durch die in dem Manuſcript „angeführten Gründe wieder dahin vermocht, daß „ſie zu Ball gegangen ſey.“

Ob der Herr Widerleger ſich jederzeit darüber freuen wird dieſes gethan zu haben, das kommt ohn-

ohnſtreitig bloß auf ſeine immer feſtere Ueberzeugung von der Unwiderleglichkeit ſeiner für das Tanzen angeführten Gründe an. Sicher denkt er doch zu gut, als daß ihm nicht ſchon der bloße Gedanke fürchterlich ſeyn ſollte: es wäre doch möglich, daß er — ſo wie jeder Menſch — könnte geirret, der Erkenntniß einer nützlichen Wahrheit könnte Hinderniſſe irgendwo in den Weg gelegt haben. Es kann ihm daher unmöglich unangenehm ſeyn, er muß ſich vielmehr freuen, wenn er eine neue Prüfung ſeiner Gründe zu ſehen bekommt.

Indeſſen hat ſich der Prediger von Bergefeld recht herzlich gefreut, daß er, durch obiges Manuſcript, manche Einwendungen, die gegen ſeine Behauptungen zu machen wären, hat kennen gelernt, und er dankt dem unbekannten Herrn Verfaſſer dafür hiedurch aufs verbindlichſte.

Da er ſich feſt überzeugt hält, daß ſein Hr. Gegner eben ſo ernſtlich, als er ſelbſt, wünſcht, daß in dieſer, für Menſchenglück und Menſchenfreuden gewiß nicht unwichtigen Sache, die Wahrheit immer mehr an den Tag kommt: ſo zweifelt er nicht, der Hr. Verfaſſer des Manuſcripts werde ſich gleichfals freuen, wenn er eine Prüfung jener Einwendungen in dem nächſtfolgenden Geſpräche findet, welches der Prediger von Bergefeld,

auf Zureden der Dame, und ſeines Freundes G** zu Papier gebracht, und dem Letztern mit der Erlaubniß zugeſtellt hat, daß er es könne drucken laſſen.

Der Herausg.

Der Prediger von Bergefeld ſchickte das erhaltene Manuſcript der Baroneſſe von K **, die ſich gerade auf ihrem Gute befand. Er erhielt Befehl, am folgenden Tage mit bei Tafel zu ſeyn, und ſobald dieſe aufgehoben, und Kaffee getrunken war, fing die Baroneſſe das folgende Geſpräch an:

B. Nun, Herr Paſtor, haben Sie die Fortſetzung des Geſprächs, Menſchenglück und Menſchenfreuden betreffend, *) geleſen?

Pr. Aufzuwarten, Ihro Gnaden.

B. Und was urtheilen Sie davon?

Pr. Die Einkleidung iſt der Abſicht entſprechend, der Stil iſt gut, der Dialog iſt fließend. Es läßt ſich ganz angenehm leſen.

B. Alſo gefällt Ihnen das Stück?

Pr. Ich wünſchte freilich, daß es nicht die Form einer Parodie haben mögte. Hätte der Ver-

*) So hieß der Titel des Manuſcripts.

Verfaſſer eine andere Einkleidung gewählt, ſo wäre er nicht genöthigt geweſen, Ew. Gnaden, und meine Wenigkeit, zu kompromittiren, uns Beide als redende Perſonen auftreten, und uns Manches ſagen zu laſſen, welches wir nicht gerne als unſere Worte und Reden mögten anerkennen wollen.

B. Nun ich für mein Theil, will ihm das vergeben. Ich bin mit dem, was meine Repräſentantin in dem Manuſcript ſagt, ziemlich zufrieden.

Pr. Ich verſichere Ihro Gnaden, daß ich gleichfalls keinen Groll gegen den Verfaſſer hege. Ich bin ihm vielmehr recht herzlich gut, ohngeachtet ich mit meines Repräſentanten Antworten nicht ſonderlich zufrieden zu ſeyn Urſach habe. Sollte das Reſultat der Unterredung dasjenige werden, was es geworden iſt, ſo durfte freilich mein Repräſentant nicht beſſer antworten.

B. Alſo meinen Sie, Sie hätten auf die vorgelegten Gründe beſſere Antwort geben können?

Pr. Ja, Ihro Gnaden, ſo ſtolz bin ich wirklich.

B. Nun ich bin doch begierig, auch Ihre Antwort zu hören. Wir wollen einmal das Manuſcript Punkt vor Punkt durchgehen. Das müſſen Sie doch zuerſt als ausgemacht annehmen: „Daß

„ein Mädchen, so zum erstenmal tanzt, blos durch „den ungewohnten Anblick der sie betrachtenden „Menge, wol in Verlegenheit gerathen und roth „werden kann.“

Pr. Sollte sie dieselbe Art von Verlegenheit fühlen, wenn sie mit einem andern Mädchen, in Gegenwart von lauter Frauenzimmern ihr erstes Menuet tanzt, welche sie fühlt, wenn sie mit einem flinken Jüngling tanzt?

B. Gerade dieselbe nun freilich wol nicht. Doch das sagt endlich auch ihr Repräsentant; nämlich: „daß der Anblick des blühenden mit ihr „tanzenden Jünglings, eine ganz eigne Art von „Verlegenheit, in ihr hervorbringen werde.“

Pr. Mein Repräsentant spricht da wenigstens etwas übereilt, da er bloß den Anblick des Jünglings als den Grund der Verlegenheit angibt. Nicht der bloße Anblick, sondern die ganze Attitüde, worinnen sie sich mit dem Jünglinge befindet, ist die Ursache ihrer Verlegenheit. Sie fühlt sich (wenn sie sich dieses gleich nicht deutlich denkt) mit ihrem Tänzer aus der ganzen Gesellschaft herausgehoben, mit ihm zu einem besondern Paare gemacht. Sie hat eine, wenn gleich dunkele, Vorstellung, davon, daß sie mit ihm eine Liebes-intrigue

durch

durch Pantomime vorſtellt. Muß ſie da nicht verlegen werden, wenn ſie wirklich unſchuldig iſt? Dies iſts, was ich glaube, ſo bündig bewieſen zu haben, als Gefühle der Unſchuld können bewieſen werden. Ich habe mich nämlich auf Zeugniß und Erfahrung berufen; auf das Zeugniß des Barons Bielfeld, der ſelbſt ein Liebhaber vom Tanzen, ſo aufrichtig, und ſo genau und ſo deutlich, die dunklen Gefühle entwickelt und beſchreibt, die er ſelbſt beim Tanz gehabt hat; *) — ferner auf die Erfahrung eines jeden unſchuldigen Mädchens, welches gewiß wird eingeſtehen müſſen, daß ſie ganz etwas anders empfinde, wenn ſie mit einem Jüngling, als, dann, wenn ſie mit einem Mädchen tanzt, oder auch, wenn ſie bloß einen Jüngling ſieht.

B. Gut! Gut! Das alles kann Ihnen auch zugegeben werden, aber das müſſen Sie dagegen doch auch, eben ſo gut als Ihr Repräſentant einräumen: „daß ein Mädchen dieſelben Empfin„dungen haben werde, wenn ſie am Arm eines „Jünglings auf einem Spaziergange, oder nur „aus einer Geſellſchaft zu Hauſe begleitet wird, „oder, wenn er nur neben ihr ſitzet, oder mit ihr „redet, oder ſie aufmerkſam betrachtet; daß alſo „ein Mädchen, nach eben den Grundſätzen in Ei-

*) S. oben

„ne vermiſchte Geſellſchaft, ſelbſt nicht in die „Kirche gehen müßte, nach welchen ſie den Tanz „vermeiden muß, weil er ihrer Unſchuld Gefahr „bringen könnte.“

Pr. Da iſt auf einmal ein ganzes Heer von Einwürfen. In der That, das ſcheint furchtbar!

B. Ja, Hr. Paſtor, Exclamations helfen hier nicht. Was können Sie dagegen aufbringen?

Pr. Es iſt ein ganzes Heer von Feinden, Ihro Gnaden. So in voller Schlachtordnung ſcheinen ſie furchtbar. Aber ſollten ſie wol Muth genug haben, Mann vor Mann herauszutreten, damit man jedem Einzelen das Weiße im Auge ſehen könnte?

B. Ich denke ſie werden alsdann eben ſo unüberwindlich ſeyn. Meinentwegen mögen ſie Mann vor Mann heraustreten.

Pr. Nun dann wird ſich auch ihr fürchterliches Anſehn gar bald verlieren.

B. Meinen Sie? Wir wollen ſehen! Alſo erſtlich: Wenn ein Jüngling ein junges Frauenzimmer ſpazieren oder nur nach Hauſe führet —

Pr. Allein? — Oder, in Geſellſchaft mehrerer? wenn ich fragen darf. Sonſt iſt der Fall nicht beſtimmt genug, um richtig darauf antworten zu können.

B. Allein? Ich glaube kaum, daß ihr Gegner das gemeint hat. Wenigſtens würde da dem Läſterer Raum gegeben. Und das thut wiſſentlich keine Chriſtin. *) Ich würde als Mutter es nie zugeben, daß meine Tochter ſich von einem Jünglinge allein ſpazieren führen, oder allein nach Hauſe begleiten ließe.

Pr. Ihro Gnaden thun das ſicherlich nicht, doch gibts leider der Mütter viele, die ſich daraus kein Bedenken machen.

B. Nun das müßte eine empfindſame Madame Kurt **) ſeyn, oder eine von den Verworfenen, die den guten Namen und die Unſchuld ihres Kindes gar nicht in Betracht ziehen, oder endlich, eine von den Elenden, die ſich fürchten müſſen, daß die Töchter ihnen ſelbſt gerechte Vorwürfe, wegen ihrer eigenen vormaligen zügelloſen Lebensart, machen werden — —

*) Epheſ. 4, 24.

**) Mutter des Maurus Pankratius Cyprianus Kurt genannt Selmar. Mögte doch dies Buch nicht bloß als Roman flüchtig geleſen, ſondern ſtudirt, beherzigt werden! Das Lächerliche der Empfindelei iſt nicht mehr, aber leider noch Exempfindelei, empfindſame Verführer, und Verführte, in Menge!

Pr. Nein, Ihro Gnaden, es gibt viele rechtschaffene gutdenkende Mütter, die, selbst bei dem dunkeln Gefühl, von der Unschicklichkeit solcher einsamen Begleitungen, doch nicht wagen, etwas dagegen einzuwenden, aus Furcht verlacht zu werden, wenn sie dem, was einmal jetzt du bon ton ist, sich widersetzen wollten.

B. Nun kurz, hier ist nicht von der einsamen Begleitung die Rede, sondern davon: wenn ein Jüngling ein junges Frauenzimmer in Gesellschaft Mehrerer, spazieren oder zu Hause führt.

Pr. Soll der Fall richtig bestimmt und entschieden werden, so muß ich unterthänig bitten, daß Ew. Gnaden noch eine Frage beantworten. Bleiben Beide bei der Gesellschaft? Bleibt das Gespräch allgemein? Oder, sondern sie sich von der Gesellschaft ab?

B. O mit allen Ihren Bestimmungen!

Pr. Die sind nöthig, Ihro Gnaden, wenn ich nicht so, wie mein Repräsentant antworten soll. Denn, sobald sich der Jüngling und das Mädchen absondern, so machen sie ein Pärchen für sich aus, spielen gleichsam eine vertrauliche Komödie von Braut und Bräutigam, von Mann und Frau. Kein Wunder, wenn der unschuldige Jüngling sowol, als das unschuldige Mädchen, sich dabei verlegen fühlen,

stumm

ſtumm und roth werden, eben ſo gut, als wenn ſie bei einem Menuet eine Liebes-intrigue durch Pantomime vorſtellen. Es iſt dann eine Art Menuet, ein Pas de deux ohne Muſik.

B. Nun ich verſtehe Sie, alſo eben ſo gefährlich als der Tanz.

Pr. Ob eben ſo gefährlich? Das iſt ſchwer zu entſcheiden. So ähnlich die beiden Dinge an ſich ſind, ſo verſchieden ſind die Umſtände. Indeſſen daß beim Tanz, die heftige Bewegung das Blut erhitzt, ſo iſt die Muſik zugleich geſchäftig, die Ueberlegung zu entfernen. Die lärmende Geige, das rauſchende Tutti, die ſtrömende Symphonie, das betäubt, berauſcht und reißt gewaltſam mit ſich fort, und verurſacht oft, daß die Gefahr beim Tanz, die größeſte wird. Auf der andern Seite kann, nach einem angenehmen Abendſchmauſe, bei der einſamen Begleitung, die verſchwiegene Nacht, oder der empfindſame Mondenſchein, zu einer gefährlichen Vertraulichkeit einladen, und, beim einſamen Spaziergange eines Pärchens, Philomelens Klagen, ſanfte Weſte, und verheimlichende Schatten, gewiſſe Triebe früher wecken und nähren, als ſie ſollten erweckt und genährt werden, ſo, daß oftmals hier die Gefahr größer wird, als beim Tanz. Bei dem Einen, mögte ich ſagen, iſt mehr Gefahr, daß die Fe-

ſtungswerke der Tugend, Schamhaftigkeit und Sittſamkeit, durch einen Generalſturm zerſtört werden; bei dem Andern iſt mehr Gefahr, daß Verrath und Meuterei in der Feſtung entſteht, und die Tugend zur Uebergabe gebracht wird, ohne daß ihre Feſtungswerke vorher ſind zerſtört worden.

B. Das Beſte alſo wäre wol, daß das Eine ſowol wie das Andre, abgeſchaft würde. Meinen Sie nicht ſo?

Pr. Ich bin zu furchtſam dieſen Vorſchlag zu thun. Es könnten vielleicht Fälle kommen, wo die entfernte Gefahr, der nähern vorgezogen werden müßte. Z. B. daß das Mädchen in Gefahr wäre, beraubt, gemißhandelt, oder wider ihren Willen gewaltſam entführt zu werden, oder ſie wäre ſo entkräftet, daß ſie nicht allein gehen könnte, und gleichwol gehen müßte, und ſie könnte keiner andern Stütze, keines andern Beſchützers habhaft werden, als eines ſchönen Jünglings — —

B. Halten Sie! Ich glaube das ſoll Satire ſeyn! Recht als wenns wirklich dergleichen Fälle gäbe, außer in Romanen! Aber ernſthaft! Wollen Sie denn das ſo angenehme air degagé, ganz aus unſern Geſellſchaften verbannt wiſſen?

Pr. Nun, die wahre geſellſchaftliche Freude, würde, denke ich, an dem air degagé nichts verlieren. Tugend und Sittlichkeit, Unſchuld und

Ruhe, würden ſicher gewinnen. Meinentwegen mögte das Air degagé, in Geſellſchaft der Galanterie, der Complimens, des Boue de Paris, u. a m. wieder über den Rhein gehen, wo ſie hergekommen ſind. Es iſt mir unangenehm, mir Worte aufdringen zu laſſen, die zwar ſchön klingen mögen, aber, genau überſetzt, Abſcheu erregen *) oder

*) Degagé iſt der Gegenſatz von Engagé, d. i., gebunden durch Pflicht, Zuſage und Verträge. Alſo Degagé, losgebunden. Air degagé: Losbändigkeit, oder ſolche Sitten, bei denen auf Pflicht, Zuſage und Verträge keine Rückſicht genommen wird. Leute von ſolchen Sitten, die NB. weder reich, noch vornehm ſind, nennt der deutſche Bauer ſehr naiv: losbändiges Gesindel. Galanterie (von Galan), ein viel umfaſſendes Wort, unüberſetzbar, dem gewöhnlichen Gebrauche nach müßte es etwa umſchrieben werden, durch: eine Lebensart, bei welcher die Sünden der unreinen Wohlluſt, der Hurerei und des Ehebruchs, als nichts bedeutende Kleinigkeiten behandelt werden, ſo, daß ſie ohne Bedenken begangen und an Andern gut geheißen, gelobt werden.

So hat man, galante Herren, das ſind Wohllüſtlinge, denen es auf den Preis nicht ankömmt, wenn ſie die Unſchuld verführen können, galante Damen, das ſind ſolche, die wie ein ungenannter Schriftſteller ſagt, für adorations, soupés fins oder für 100 Friedrichsd'or feil ſind; galante Ehe-

oder die gar keinen Verstand haben, *) oder die nicht übersetzt werden können ohne Unständigkeit und gute Sitten **) zu beleidigen.

B. Nun das sind Nebendinge, worüber ich jetzt nicht streiten will. Lassen Sie uns wieder auf die Hauptsache kommen. Müssen Sie nicht zugestehen, „daß ein Mädchen auch roth und verlegen „werden kann, wenn ein flinker Jüngling nur neben ihr sitzt, mit ihr redet oder — "

Pr Dürfte ich unterthänig bitten, daß hier ein Absatz gemacht würde?

B. Weswegen?

Pr.

Ehemänner ! ! ! Fille d'opera, Fille d'affaire, Fille de joie. Einer, dessen Ausspruch ich mich gerne unterwerfe, hat es nun bestimmt, daß das deutsche Wort: Jammermädchen ist, S. Berl. Monatsschr. August 1788. pag. 169 ꝛc.

*) Complimens. Ja, wenn auch nur einmal ein Franzose erklären könnte, was dieses kabbalistisch dunkele Wort heißen soll. Ich schlug einmal in einem der größten französischen Dictionairs nach und fand die tröstliche Erklärung: Fadeur, Inutilité, Mensonge.

**) Boue de Paris, Cul de Paris, Pet en l'air, Caca de Dauphin — Wie viele tugendhafte feine schöne Damen haben das Alles in den Mund genommen! Aber ins Deutsche übersetzen — Wer wollte das?

Pr. Weil die folgenden Worte eine beſondere Betrachtung verdienen.

B. Nun, meinentwegen.

Pr. Dürfte ich auch fragen, ob obiger Satz ſo viel heißen ſoll: „Ob das Roth- und Verlegen„werden des Mädchens eine natürliche Folge da„von iſt, daß der Jüngling bei ihr ſitzt, und „mit ihr redet, ſo wie es eine natürliche Folge „davon iſt, daß der Jüngling mit ihr tanzt?“

B. Nun, allerdings.

Pr. So muß ich die Frage mit Nein, beantworten.

B. Sonderbar! Wie, wenn ich Ihnen mit Zeugen beweiſen könnte, daß es wirklich geſchehen ſey?

Pr. Ich glaube es ohne Zeugen, Ihro Gnaden. Ich will ſogar gern zugeben, daß es oft geſchehe; darum aber verhalten ſich noch nicht beide Dinge zuſammen, wie Urſach und Wirkung. Wäre dies, ſo müßte es nicht oft, ſondern allemal geſchehen, wenn nicht die Urſach durch irgend etwas Anders ihre wirkende Kraft verliert.

B. Da es aber doch oft geſchieht, woher kanns denn kommen?

Pr. Von Neben-umſtänden. Z. B. der Jüngling könnte etwa der lange heimlich Gewünſchte

ſeyn,

ſeyn. Alsdann kommt die Verlegenheit oder das Rothwerden des Mädchens, von der Furcht her, ſie mögte ſich verrathen. Iſt es hingegen ein anderer, ihr bisher gleichgültiger Jüngling, der dabei anſtändig, beſcheiden und ſittſam iſt in ſeinem Betragen, ſowol als in ſeinen Worten: ſo wird das Mädchen, wenn es wirklich unſchuldig iſt, weder dadurch, daß er in Geſellſchaft neben ihr ſitzt, noch dadurch, daß er mit ihr ſpricht, verlegen und roth werden. Denn da iſt nichts Anſpielendes, nichts Zweideutiges, ſo, wie beim Tanz, und bei der paarweiſen abgeſonderten Begleitung. Die Schuldige ſucht, und findet eben daher auch leicht, bei der entfernteſten Veranlaſſung, Nahrung für die unreinen Vorſtellungen, die ſie gern bei ſich nährt, und wenn ſie dergleichen erhaſcht hat: ſo wird ſie verlegen und roth, aus Furcht die unreinen Vorſtellungen ihres Herzens zu verrathen. Soll dagegen die Unſchuld roth werden, ſo muß die Zweideutigkeit ſchon derbe, die Anſpielung ſo ſtark ſeyn, daß der Gedanke, den ſie mißbilligt, ſich ihrer Seele aufdringt. Dergleichen ſtarke Anſpielung iſt eben die Pantomime beim Tanz, und bei der paarweiſen abgeſonderten Begleitung. Aber dabei wird die wirklich Unſchuldige keine zweideutige Anſpielung finden, daß ein beſcheidener

ner Jüngling abſichtlos mit ihr ſpricht, oder, daß in Geſellſchaft ſein Platz abſichtlos neben dem ihrigen iſt.

B. Könnte aber nicht die Blödigkeit allein von einem ſolchen Verlegen- und Rothwerden, ſchon hinreichende Urſach ſeyn?

Pr. Blödigkeit iſt wieder ein bloßer Neben-umſtand. Blödigkeit iſt das Bewußtſeyn des Mangels an Klugheit und Geſchicklichkeit. Die Blöde wird nicht bloß dann, wenn gerade ein Jüngling neben ihr ſitzt, und mit ihr redet, ſondern in jeder Geſellſchaft, roth, die ſie nicht genugſam kennt, und das geſchieht bloß aus Furcht, irgend etwas zu ſagen oder zu thun, worüber Andere lachen und ſpotten könnten.

B. Nun Sie ſind doch auch ein Rechthaber, wie es wenig gibt. Werden Sie denn auch das nicht einräumen: „Daß ein unſchuldiges Mädchen, das „durch ſchon, verlegen und roth werden kann, daß „ein Jüngling ſie nur aufmerkſam betrachtet?“

Pr. Heißt das: „Wenn er ſie unbefangen und „abſichtlos mit ſittſamer beſcheidener Freimüthig„keit anſieht:“ ſo antworte ich: Nein. Ein unſchuldiges Mädchen wird dadurch nicht verlegen und roth werden. Da iſt nichts Zweideutiges, nichts Anſpielendes, wodurch der Unſchuld ein Gedanke aufgedrungen werden könnte, der ſie

roth

roth machte. Nur die Schuldige kann dadurch roth werden, die Veranlassung und Nahrung für unreine Vorstellungen leicht allenthalben findet, weil sie sie sucht, und dann in Verlegenheit gerath, weil sie fürchtet, sich zu verrathen. — Aber, „aufmerksam betrachten" soll hier wol mehr heissen. Es gibt ein stieres Angaffen mit aufgerissenen rollenden Augen, ein Ansehn ihrer zu begehren, wodurch ein unschuldiges Mädchen wol roth gemacht werden kann. Eben so gibt es buhlerische Blicke, ein unterbrochenes halbschielendes verstohlenes Betrachten, mit Augen voll Ehebruchs, oder voll Unzucht, wodurch auch der unschuldige Jüngling wol in Verlegenheit gesetzt werden kann.

B. Gut, weiter. Sie werden doch nicht leugnen, daß selten eine große Gesellschaft von beiden Geschlechtern statt findet, in welcher nicht solche Angaffer angetroffen werden?

Pr. Ich wünschte es leugnen zu können.

B. Nun, so darf auch ein unschuldiges Frauenzimmer, wenn ihre Tugend vor allen Gefahren gesichert seyn soll, eben so wenig irgend eine vermischte Gesellschaft, als den Tanzsaal besuchen, sie darf so wenig zur Kirche als zu Ball gehen; denn in der Kirche ist auch vermischte Gesellschaft.

Pr. Gegen die Schlußfolge muß ich feierlich protestiren. Ihro Gnaden werden doch dasjeni-

ge nicht alles wieder zurücknehmen wollen, was mir bisher eingeſtanden worden? Sie werden alſo auch nicht behaupten wollen, wenn ein ſolches Angaffen auch gefährlich wäre, daß bloß dadurch, die vermiſchte Geſellſchaft, der Unſchuld, eben ſo gefährlich werden könnte als der Tanzſaal?

B. Ob die Gefahr größer oder kleiner iſt, das kommt hier gar nicht in Betracht. Genug, wenn Gefahr da iſt.

Pr. Ich mögte doch wol behaupten, daß dies mit in Betracht gezogen zu werden verdiente. Würden Ew. Gnaden es wol gut heißen, wenn Kinder beim Eisgange, im ſtürmiſchen Wetter, ein Reiſe von Haarburg nach Hamburg über die Elbe machen wollten, um dort einen fröhlichen Abend zuzubringen?

B. Nimmermehr!

Pr. Doch würden Ihro Gnaden es billigen, wenn die Kinder aus wichtigen Urſachen — entweder, weil ſie in Hamburg vorzüglich gut könnten unterrichtet und erzogen werden, oder, weil der Vater es verlangte, und ſie ſelbſt in Hamburg erwartete — bei gutem Sonnenwetter über die Elbe führen, ohngeachtet bei jeder Waſſerfahrt einige Gefahr iſt.

B. Ich ſehe, wo Sie hinwollen.

Pr. Wenn die Frau Geheimeräthin, ſtatt der ſtürmiſchen Ueberfahrt im Eisgange, den Tanzſaal, ſtatt der Waſſerreiſe bei ſtillem Sommers

wetter, die vermiſchte Geſellſchaft, inſonderheit die in der Kirche ſetzen: ſo wird das Gleichniß ziemlich paßen. Aber nun, erlauben Ihro Gnaden mir noch eine Frage zu thun: Sollte die Gefahr von angaffenden Stutzern und minaudirenden Koquetten in vermiſchten Geſellſchaften und beſonders in der Kirche, für den wirklich unſchuldigen Jüngling, und die wirklich unſchuldige Jungfrau wol nicht bloß ein leeres Phantom ſeyn?

B. Meinen Sie das?

Pr. Für ſolche, die ſchon unreine Vorſtellungen in ihrer Seele wiſſentlich dulden, unerlaubte Neigungen in ſich nähren, Nahrung dafür zu finden wünſchen, und aufſuchen, — für ſolche iſt jede Geſellſchaft, jede Annährung irgend einer Mannsperſon gefährlich, ſollte es auch nur der Friſeur oder der Schneider - oder der Schuſterburſch ſeyn, der das Maas nimmt. Aber bei Unſchuldigen, bei denen, die keinen unreinen Gedanken in ihrer Seele wiſſentlich dulden, wird das ſtiere Angaffen des Stutzers und das Liebäugeln der Koquette nur den Abſcheu gegen das Laſter vergrößern, weil ſie daran ſehen, zu welcher Unverſchämtheit, zu welcher ſchändlichen Frechheit, der Menſch, der edle Menſch, durch das Laſter ſich herabwürdigen läßt.

B. Aber, ſagen Sie mir, wie gehts denn zu, daß auch die Unſchuld dabei roth wird?

Pr.

Pr. Bloſſer Unwille kann ſchon das Blut ins Geſicht treiben, und ſollte nicht die Unſchuld unwillig werden, wenn ſie die Schamloſigkeit ſehen muß, womit ſolche Haſenfüße und Koquetten den unreinen Abgrund ihres Herzens, durch ihre Blikke, Andern zur Schau ſtellen? Doch das Rothwerden der Unſchuld, kann auch zweitens von der Beſorgniß herkommen, daß auch das Unſchuldigſte, was ſie redet und thut, von ſolchen ſchlechten Menſchen, die ſich vor nichts mehr ſchämen, könnte verdrehet, und übel ausgelegt werden.

B. Ich will Ihnen, ſo lange bis ich von Ihrem Gegner Succurs erhalte, das Alles einmal zugeben. Aber nun weiter: „Wenn Eltern ihre „Kinder vom Tanzen zurückhalten, werden ſie da „nicht Schuld, wenn die Gefahr durch den Reiz „der Neuheit verſtärkt wird? Und handeln daher „ſolche Eltern nicht eben ſo thörigt, als ſolche, „die anſtatt ihre Kinder zum Geben zu gewöhnen, „ſie lieber im Geßel feſtſchnüren, damit ſie nicht „fallen?“

Pr. Ich muß geſtehen, Ihro Gnaden, daß dieſer Einwurf am ſchwerſten zu widerlegen iſt. Das kommt aber bloß von der Dunkelheit der Worte her, worauf er ſich gründet. Sie ſind die: „Die Gefahr beim Tanz wird durch „den Reiz der Neuheit verſtärkt.“ Soll das, wenn ich fragen darf, heißen: „Die Gefahr

„worin die Jugend iſt, wenn ſie tanzt, nämlich: „Schamhaftigkeit und Unſchuld zu verlieren, wird „noch dadurch verſtärkt, wenn der Tanz für ſie „auſſer ſeinen übrigen Reizen den Reiz der Neu„heit hat?“

B. Allerdings! Was anders?

Pr. Nun ſo wird dadurch ſchon, als ausgemacht, zugegeben, daß der Tanz der Tugend gefährlich ſey, daß er Kraft habe, Sittſamkeit, Schamhaftigkeit und Unſchuld zu verdrängen. Denn, nur da, wo Kraft iſt, findet Verſtärkung der Kraft, nur da, wo Gefahr iſt, Vergrößerung der Gefahr Statt. So kann ich den Satz zugeben, und brauche nur um die Folgerung zu entkräften, einen eben ſo wahren Satz hinzuzufügen, nämlich den: Wer gar niemals tanzt, der kommt gar nicht in Gefahr, alſo auch, in keine, durch den Reiz der Neuheit verſtärkte Gefahr.

B. O Hr. Paſtor, da haben Sie mich durch Wortklauberei überraſcht. Ihr Gegner will offenbar damit nichts anders ſagen, als: der Tanz wird nur erſt gefährlich, wenn er den Reiz hat, daß er etwas Neues iſt. Für die, welche von Jugend auf zum Tanzen gewöhnt ſind, iſt entweder keine Gefahr dabei, oder die Gefahr iſt ſehr gering, und nichts bedeutend.

Pr. Ich habe bewieſen, daß der Tanz an ſich der Unſchuld und Tugend gefährlich iſt, weil er

nichts

nichts iſt, als Pantomime von Liebes-intrigue und Umarmungen, weil er Stellungen und Bewegungen legitimirt, die, auſſer dem Tanz, von aller Welt für ungeſittet, unehrbar, frech, gehalten werden, weil er endlich das Blut in heftige Wallung bringt, und, durch die damit verbundene rauſchende Muſik, die vorſichtig überlegende Vernunft gleichſam berauſcht wird. Wie kann mein Gegner nun, ohne vorher meine Beweiſe im geringſten widerlegt zu haben, gerade die entgegenſtehende Behauptung, die er noch mit nichts bewieſen hat, als eine ausgemachte Wahrheit voraus ſetzen, und darauf eine Einwendung gründen? Wie kann er das, als einen Grundſatz annehmen: Beim Tanzen an ſich iſt keine Gefahr, oder, die Gefahr iſt wenigſtens geringe und nichts bedeutend?

B. Nun, die Gefahr mag ſo geringe oder ſo groß ſeyn, als ſie wolle, ſo werden Sie doch zugeſtehen müſſen, daß ſie durch den Reiz der Neuheit vermehrt, vergrößert werde, und daß alſo Eltern kläglich handeln, wenn ſie ihre Kinder früher tanzen laſſen, damit hernach die Gefahr beim Tanz für ſie nicht dadurch vergrößert werde, daß ihnen der Tanz etwas Neues iſt?

Pr. Man kann von jedem laſterhaften Vergnügen mit Recht behaupten, daß der, ſo es alltäglich genießt, lange ſo heftig nicht dazu ſich gereizt

ſicht, als der, dem dieſes Vergnügen etwas Neues iſt. Aber mein Gegner wird doch nimmer den Satz behaupten: Man muß die Kinder frühe das Vergnügen des Laſters ſchmecken laſſen, damit es ihnen nicht hernach durch den Reiz der Neuheit noch gefährlicher werde?

B. Hr. Paſtor! Sie werden doch Laſter und Tanz nicht für gleichgültige Dinge erklären? Sie wollen doch wol ein kleines Kind, darum, weil es tanzt, nicht laſterhaft nennen?

Pr. So wenig wie ich ein kleines Kind, des Laſters der Unmäßigkeit beſchuldigen werde, welches man ſüßen Wein hat trinken laſſen, bis es taumelt.

B. Das iſt wieder etwas anders. Das iſt der Geſundheit des Kindes ſchädlich und ſeinem Leben bringt es Gefahr. Aber wo iſt der Schaden, wo iſt die Gefahr, ſo, für ein Kind, aus dem Tanz entſpringt?

Pr. Sollte der Tanz für Kinder gar keinen Schaden, gar keine Gefahr haben? Sollte der Jüngling, der ſchon als Kind zu den pantomimiſchen Vorſtellungen von Liebes-intriguen und Umarmungen gewöhnt worden iſt, die keuſche Bildigkeit, ungeſchwächt in dem vollen Maaße noch beſitzen, die ihm angebohren iſt? Sollte die ſittſame Schamhaftigkeit der Jungfrau, die von Kindheit auf zu unehrbaren frechen Stellungen,

durch

durch Tanzen, gewöhnt worden iſt, noch ihre volle Elaſticität haben? Sollte ſie nicht dadurch leicht in bloße Kunſt, Verſtellung und Ziererei können verwandelt werden? —

B. Faſt glaube ich, ſie haben Recht.

Pr. Wenn überdem die Kinder früher zum Tanzen gewöhnt, oder darin unterrichtet worden ſind, wie vielen Gefahren werden ſie ſich dann nicht hernach in jugendlichen Jahren, durchs Tanzen ausſetzen.

B. Sollten die, welche als Kinder nicht im Tanzen unterrichtet worden ſind, nicht hernach, gerade durch den Reiz der Neuheit, noch ſtärker darauf erpicht werden?

Pr. Ich denke nicht. Gerade das Bewußtſeyn ihrer Ungeſchicklichkeit, und die Beſorgniß, als ſchlechte Tänzer ausgelacht zu werden, wird ſie ſchon ſtark zurückhalten, (es mögten denn ſolche ſeyn, die ſchon alles Gefühl von Ehre und Schande verloren hätten, und ſolche Verworfene werden endlich durch den Tanz nicht viel ſchlimmer werden können.) Wenn überdem den Kindern die Urſach dabei geſagt wird, warum man ſie nicht im Tanzen unterrichten läßt, nämlich: weil der Tanz für ehrbare und geſittete Menſchen unanſtändig, erniedrigend, und dazu der Unſchuld und Tugend gefährlich iſt; was könnte denn einen Jüngling, oder eine Jungfrau, die von Jugend auf ſolche

Grundſätze eingeſogen haben, zum Tanz reizen, wenn ſie ſich obendrein durch Mangel an Unterricht dazu ungeſchickt fühlen!

B. Aber: „Sollte denn die Gegenwart der „Eltern beim Tanz ihrer Kinder, und die ihnen „beſtändig eingeflößten Vorſtellungen von der All„gegenwart eines heiligen und gerechten Gottes, „die Jugend nicht genugſam vor den Gefahren „ſichern, denen ſie beim Tanzen ausgeſetzt ſeyn „mögten?“

Pr. Die Gegenwart guter Eltern kann allerdings dazu nützen, daß offenbare grobe Unanſtändigkeiten unterbleiben müſſen, die bei wilden Tanzgeſellſchaften ohne Aufſeher, dergleichen die Masqueraden ſind, nur gar zu oft Statt finden. Aber den geheimen Funken der Wolluſt, den, beim Tanz, die Buhlerin in das Herz des unſchuldigen Jünglings, oder der Verführer, in das Herz der unſchuldigen Jungfrau wirft, können ſie nicht ſehen, und alſo auch die Wirkung davon nicht verhindern. Wenn überdem die Eltern durch ihre Gegenwart bei dem Tanz ihrer Kinder manche gröbere Unanſtändigkeiten verhüten, ſo billigen ſie doch auch, dadurch, daß ſie Zuſchauer ſind, die pantomimiſchen Vorſtellungen von Liebes-intriguen und Umarmungen und die frechen Stellungen und Bewegungen der tanzenden Jugend, machen, daß ihre Kinder ſich auf die Art deſto leichter über alle

Zweifel, die die natürliche Schamhaftigkeit in ihnen gegen jene Unſchicklichkeiten erregt, hinwegſetzen und anfangen, ſich der keuſchen Blödigkeit zu ſchämen.

B. Von dieſer Seite betrachtet ſollte es faſt ſcheinen, daß die Gegenwart der Eltern bei dem Tanz ihrer Kinder mehr Schaden ſtifte als nütze. Aber „die Vorſtellungen der Allgegenwart eines „gerechten und heiligen Gottes?“ —

Pr. Gibt der Tanz zu ſolchen erhabenen ernſten Vorſtellungen auch nur die entfernteſte Veranlaſſung? Der Tanz, welcher gerade alles in ſich vereinigt, um jeden ernſthaften Gedanken, jede vernünftige Ueberlegung zu verſcheuchen und lächerlich zu machen?

B. Wenn aber die Kinder dazu gewöhnt würden, ſolche Vorſtellungen, auch ohne äußerliche Veranlaſſung beſtändig bei ſich zu erhalten?

Pr. Beſtändig? Wo iſt der Heilige, der das kann? — Und von der leichtſinnigen Jugend wollten wir ſo etwas erwarten? Was zwingt uns mit unſern Kindern einen ſo gefährlichen, — für zeitliches und ewiges Wohl ſo gefährlichen Verſuch anzuſtellen? Was zwingt uns ſie tanzen zu laſſen?

B. Wirklich, ich fange an ſelbſt zu wünſchen, daß uns nichts zwänge, unſere Kinder tanzen lernen zu laſſen. Aber, ſagen Sie mir, Hr. Paſtor,

ſollen die Kinder ganz der Natur überlaſſen, un-ausgebildete Klötze werden, die in keine feine Geſellſchaft kommen können?

Pr. Halten Ihro Gnaden Miltons Schilderung der erſten Menſchen beſonders die der Eva, für übertrieben?

B. Nicht im geringſten. Wie ſo?

Pr. Beide hatten keine Tanz-meiſter gehabt, und Beide waren doch keine unausgebildete Klötze?

B. O! Hr. Paſtor, das iſt Wortklauberei! Wir ſprachen nicht von Menſchen im Stande der Natur, ſondern von Menſchen, die durch Künſte und Wiſſenſchaften verfeinert ſind. Unter uns würden die ſchönſten Patagonen doch eine traurige und lächerliche Rolle ſpielen.

Pr. Aber auch Ciceros Tullia? Auch Cornelia die Mutter der Gracchen? Auch ein Frabricius? Auch die Scipionen und andere edele Römer und Römerinnen?

B. Nun, an denen würde man Kleinigkeiten im Gange und in der Stellung, um ihrer andern großen Vollkommenheiten willen, überſehen.

Pr. Und dieſe Vollkommenheiten würden Mehrere von unſern Jünglingen und Jungfrauen zu erlangen ſtreben, wenn ſie unter keinem geringern Preiſe, den Beifall der Geſellſchaft, darin ſie leben, ſich erkaufen könnten. Aber jetzt, da ſie dieſen

Beifall ſo leicht erlangen können, durch einen Reverenz, Kontre-tanz, feinen Menuet-pas, eine Pirouette und dergl., wer wills ihnen verdenken, daß ſie ſich der ſchweren Mühe überheben, jene wahren Vollkommenheiten zu erreichen?

B. Da gehen Sie ſicher zu weit, Hr. Paſtor. Wir ſind nicht bloß Seele, wir haben auch einen Körper. Der Letztere muß ſo wol ausgebildet werden, als die Erſtere.

Pr. Ich bin weit entfernt dieſes im geringſten zu beſtreiten. Aber ſollte gerade das Tanzen dazu ſo unentbehrlich ſeyn? Es gibt andre Leibesübungen, bei denen keine Gefahr wie beim Tanzen Statt findet, Reiten, Fechten, Voltigiren, Schwimmen, Wettlaufen, Ballſpiel, Billard, und — jede Art von Hand-arbeit.

B. Werden die Kinder durch alle dieſe Leibesübungen einen guten Schritt gehen, oder eine anſtändige Verbeugung machen lernen?

Pr. Schritt gehen wird beim Exerciren gelernt. Ein tüchtiger Unterofficier kann Knaben von 8 bis 10 Jahren in vier Wochen ſo gewandt machen, als der Tanzmeiſter in vier Monaten. Ich habe Beiſpiele davon geſehen.

B. Ich will das einmal als wahr annehmen. Ich glaube ſogar, daß ein Knabe der durch Exerciren, und andere Leibes-übungen ſeine Glieder

hat

hat brauchen gelernt, leicht einen guten Reverenz macht, der natürlicher, und darum auch anständiger ſeyn wird, als ihn mancher unſerer jungen affectirten Herrn machen, die viele Jahre tanzen gelernt haben; aber unſere Töchter könnten doch dieſe, nur den Knaben anſtändige Leibes-übungen nimmermehr mitmachen; die müßten alſo doch nothwendig Chineſerinnen werden.

Pr. Daß fürchte ich nicht, Ihro Gnaden, wenn ihnen nur nicht, wie den Chineſerinnen, durch knappe Schuhe die Füße zuſammengeſchnürt, oder durch Schnürbrüſte die freie Bewegung ihres Körpers gehindert würde. Man laſſe ſie nur fleißig Treppen gehen, laufen, ſpazieren, und ſonſt die Kräfte ihres Körpers gebrauchen. Man ſage ihnen nur, daß ſie durch eine gerade Stellung des Leibes ſich angenehm machen, daß bei jedem Schritt die Knie ſteif gemacht, und daß bei einem ſchönen Gang der Ballen des Fußes etwas auswärts gebeugt ſogleich mit dem Hacken angeſetzt werden muß. Sie brauchen ſicherlich ſodann keinen Tanzmeiſter, um zu gefallen.

B. Mag ſeyn. Aber durch den Tanzmeiſter wird doch das Alles noch mehr ausgebildet, ſo, wie die natürlich gute Stimme dadurch, daß ſie nach Noten ſingen lernen. Durch die Kunſt des Tanzens, wird, eben wie durch die Kunſt der Muſik und des Singens, die Summe der weiblichen Rei-

ge vermehrt, alſo auch ihre Vollkommenheit erhöhet. Das müſſen ſie doch wenigſtens eingeſtehen, Hr. Paſtor.

Pr. Sollte, nach der Summe der Reize, die Vollkommenheit eines Frauenzimmers zu beſtimmen ſeyn?

B. Ohnſtreitig.

Pr. Sollten Ihro Gnaden bedacht haben, was daraus folgt? — Alſo Aſpaſia vollkommner als Cornelia? Cleopatra vollkommner als Octavia? Miß Fiſcher vollkommner als Charlotte, die, als Muſter der eheligen Liebe, die Bewunderung einer ganzen Welt verdienen würde, wenn ſie auch nicht —

Hier ward das Geſpräch abgebrochen, weil die Generalin von A* nebſt ihren Töchtern ſich anſagen ließen. Die Baroneſſe entließ den Prediger mit den Worten: Warten Sie! Da kömmt meine Schwiegerin, die ſoll ſie Morgen zu paaren treiben. Sie ſpeiſen doch Morgen wieder bei uns?

(Die Fortſetzung folgt.)

7.

Bestätigung der im vorigen Stücke des Journals mitgetheilten höchst-erfreulichen Nachricht, die Wiener Zeitschrift betreffend.

Die großen Hofnungen, die wir im vorigen Stücke dieses Journals der Welt zu verkünden eilten, sind nun wirklich in Erfüllung gegangen. Das erste Stück der Wiener Zeitschrift ist erschienen; mit ihm das goldne Zeitalter der Gelehrten-republik! Veniunt — o nein! nein! — *Adsunt* Saturnia regna!

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus; nunc Saliaribus
Ornare pulvinar deorum
Tempus erat dapibus, sodales!

Der deutsche Leser verzeihe, daß wir unsere Freude über eine so glückliche Begebenheit, die zunächst die gelehrte Welt beseligen wird, in der Sprache der Gelehrten sich ergießen lassen. Bald wird sie in allen Zungen von Pol zu Pol, von Sonnen-aufgang bis zum Niedergang ertönen. Denn eine größere, eine für das gesammte Geisterreich erfreulichere und segenreichere Umwälzung

der Dinge, hat ſich, ſo lange die Welt ſteht, noch nie ereignet.

Zwar ſind wir leider! noch nicht ſo glücklich geweſen, das erſte Stück der berühmten, in ihrer Art ſo ganz einzigen Wiener Zeitſchrift — ſo groß und brennend heiß auch unſere Sehnſucht darnach war — zu Geſicht zu bekommen. Wie könnten wir auch, da die erſte, vermuthlich auch die zweite Auflage von der Stadt Wien allein verſchlungen ward, die dritte wahrſcheinlich kaum Prag erreichen, die vierte wol ſchwerlich ſchon das Rieſengebirge überſchreiten, die fünfte in Schleſien und Sachſen von den frommen Brüdergemeinden in Beſchlag genommen, und die ſechſte, die ſiebente und die achte ſchwerlich zureichen wird, den lechzenden Durſt Berlins und der geſammten preuſſiſchen Staaten zu löſchen! Es werden alſo wahrſcheinlich wol erſt zehn oder mehr Auflagen erfodert werden, bevor ein einziges Exemplar bis zu unſerm, von ſo manchem Sandhügel begrenzten nördlichen Winkel, ſich endlich glücklich hindurch arbeiten wird. Möge der Schutzgeiſt der Gelehrten-republik nur über uns und die berühmte Zeitſchrift wallten, auf daß der herrliche Strom derſelben nicht etwa das Schickſal des Rheins erfahre, ſich nicht in ſandigen Steppen und Dünen verliere, bevor er den Ocean des großen Publikums erreichen könnte!

Was

Was wir indeß ſelbſt noch nicht geſehen haben, das haben Andere geſehn, was wir durch unmittelbares Anſchauen noch nicht wiſſen, das wiſſen wir mittelbarer Weiſe durch Zeitungsnachrichten, die, beſonders wenn von den Geſinnungen und Handlungen der gröſsten Mächte die Rede iſt, bekanntlich immer ganz authentiſch ſind. Dieſe man ſehe das dritte Stück des diesjährigen Hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten — beſtätigen nicht nur die im vorigen Monats-ſtück dieſes Journals bereits mitgetheilte höchſterfreuliche Ankündigung, ſondern fügen auch noch verſchiedene Umſtände hinzu, die unſere, ſchon ſo hochgeſpannte Erwartung, noch weit hinter ſich zurücklaſſen. Man höre und preiſe mit mir das einnehmende Glück unſerer Zeiten!

Se. Majeſtät der Kaiſer ſelbſt werden, dieſen Nachrichten zufolge, Mitarbeiter des Hrn. Aloiſius Hoffmann, und zwar der einzige Mitarbeiter deſſelben in Wien ſeyn; weil die dortigen Gelehrten und Philoſophen alle, vermuthlich aus Reſpekt, ſich zurückgezogen und unter die Zuſchauer geſtellt haben.

Se. Majeſtät der König von Preuſſen haben dem Hrn. Aloiſius Hoffmann in einem höchſtgnädigen Kabinets-ſchreiben Ihren allerhöchſten Beifall über deſſen rühmliches, der allge-

meinen Aufmerkſamkeit würdiges Vorhaben zu bezeugen, für jetzt auf zwölf Exemplare der Zeitſchrift zu pränumeriren, zur ſonſtigen Beförderung des Werks die Hand zu bieten, und dem verdienſtvollen Hrn. Herausgeber fernere Beweiſe Ihrer Erkenntlichkeit vorzubehalten geruht.

Laut andern, von uns indeß noch nicht zu verbürgenden Privat-nachrichten aus Wien, haben mehrere groſe Fürſten aus allen fünf Welttheilen ſich mit Hrn. Hoffmann verbunden, um an dieſer Zeitſchrift, der Königin unter ihren Schweſtern, werkthätigen Antheil zu nehmen. So ſoll z. B. von Einem derſelben, dem Kaiſer von Monomotapa, der ſchon im erſten Stücke, laut Inhalts-anzeige, befindliche Aufſatz über das löbliche Brief-erbrechen herrühren, und darin kräftig bewieſen worden ſeyn, daß dieſer heilſame Gebrauch ſowol in dem Rechte der Natur, als auch in dem Monomotapaiſchen Reichsherkommen völlig gegründet ſey. Ein Anderer, der heilige Dalai-Lama nämlich, ſoll unter der Rubrik: Aufklärungs-ſottiſen, eine vortreffliche Abhandlung über den Gewiſſens-zwang überhaupt, und über die noch immer ſo ſehr verkannte Spaniſche Inquiſition inſonderheit, geliefert haben, und darin die von den Aufklärern und Volks-ſchulmeiſtern über dieſen Gegenſtand verbreiteten groben Vorurtheile und Irrthümer zu

berichtigen ſuchen. Ein Dritter, der König von Kochinchina, ſoll unter der Ueberſchrift: Denunciation der Sekte der Freunde der Schwarzen, eine höchſtſinnreiche philoſophiſche Vergleichung zwiſchen Haſen, Reben und Hirſchen, beſonders Schweinen, auf der einen, und Menſchen, beſonders Bauern und Schwarzen, auf der andern Seite angeſtellt haben, um die noch immer ſo ſehr problematiſche Frage: welche von beiden einem Landesvater, ökonomiſch, moraliſch und politiſch betrachtet, am theuerſten ſeyn müſſen? durch eine recht gründliche, vorurtheilfreie und lichtvolle Erörterung, nach orientaliſchen Grundſätzen des Natur- und Völkerrechts, endlich einmal völlig aufs Reine zu bringen.

Aber laſſen wir die unverbürgten Privat-nachrichten, welche trügen können, und halten uns lediglich an unſere Zeitungs-berichte, welche ſicher ſind. Einige unſerer Leſer mögen den Hamburgiſchen Korreſpondenten, der doch von aller Welt geleſen zu werden verdient, weil Hr. Hoffmann ihn ſeiner Inſerate würdiget, vielleicht nicht leſen; Andere, die ihn leſen, mögen ihn vielleicht nicht aufheben. Gedachte merkwürdige Nachrichten aber verdienen von Allen geleſen und für die Nachwelt ſorgfältig aufgehoben zu werden. Wir wollen alſo, ſo viel an uns iſt, dazu beitragen; hier ſind ſie in extenſo:

„Schrei-

„Schreiben aus Wien vom 17ten December.“

„Am 10ten dieſes erſchien das erſte Stück der Wiener Zeitſchrift, und machte (wie ſollte ſie nicht!) eine Senſation, die ſich nicht beſchreiben läßt. Der Verkauf war ſo unglaublich ſtark, daß man ſchon nach acht Tagen eine zweite Auflage dieſes erſten Hefts veranſtalten mußte. (Warum unglaublich? Wir würden es beinahe unglaublich finden, daß dieſe erſte Auflage ganzer acht Tage vorgehalten habe, wenn wir nicht vorausſetzten, daß es eine ſehr ſtarke Auflage, etwa eine zu 10,000 aewesen ſey.) Das zweite Heft wird noch vor dem neuen Jahr erſcheinen. (Dank, Dank, beſter Hr. Hoffmann, daß Sie ein ſo großes Werk nicht nur ſo vortreflich zu bearbeiten wiſſen, ſondern auch ſo raſch zu fördern ſuchen!) Von Wieneriſchen Gelehrten und Philoſophen hat der Herausgeber noch keine Beyträge erhalten, und deswegen (da haben ſie es nun!) hat er ihnen auch in einem gedruckten Advis-blatte geſagt: ſie überhöben ihn alſo, wider ſeinen Willen, der Pflicht des Danks! — Aber die Wieneriſchen Gelehrten und Philoſophen (nun, audiatur et altera pars!) ſagen: der Herausgeber der Wiener Zeitſchrift mögte den hieſigen Gelehrten in der nächſten Anzeige ihre Arbeit nur ankündigen: denn ſein beſter Mitarbeiter ſey ja der Kaiſer! (Dies muß Hr. H. ja alſo wol in Wien durch ſeine Adviszettel bekannt gemacht haben; wie kämen die Wiener Philoſophen ſonſt dazu, es zu ſagen, und wie

wie käme Hr. H. dazu, es sie hier sagen zu lassen, ohne ihnen zu widersprechen?) **Se. Majestät der König von Preussen hat auf die bloße Anzeige der Wiener Zeitschrift** (also ohne einmal eine Probe von der vortreflichen Ausführung gesehn zu haben!) **schon im Oktober unsern Hrn. Professor Hoffmann mit einem allergnädigsten Kabinetsschreiben beehrt und erfreut.** (Aus dem letzten Worte scheint zu erhellen, daß diese ganze Nachricht unmittelbar von Hrn. Hoffmann selbst herrührt. Sie ist also auch um so viel zuverläßiger. — Nun folgt der schon oben angegebene Inhalt des allergnädigsten Kabinetsschreibens, welches Hr. Hoffmann nur mit dem halben Nahmen des großen Königs, — der weltkundigermaßen **Friedrich Wilhelm** heißt und sich so auch immer zu unterzeichnen pflegt — nämlich bloß durch **Wilhelm** unterschrieben hat. Was Hr. Hoffmann sich bei dieser Abkürzung wol gedacht, warum er den **Friedrich** beim Abschreiben weggelassen haben mag? Erinnerte dieser Nahme etwa an Zeiten und Dinge, woran Hr. Hoffmann, aus uns unbekannten Ursachen, nicht erinnert seyn will? Von einem so großen Schriftsteller darf man doch voraussetzen, daß er nicht bloß zu dem, was er schreibt, sondern auch zu dem, was er ausläßt, seine guten Gründe haben müsse. Schade, daß er uns hier seine Gründe vorenthalten wollte! Mistrauische Leser könnten wol gar auf den seltsamen Argwohn gerathen, daß das ganze allergnädigste Kabinetsschreiben erdichtet sey, weil die Königl. Unterschrift nicht die gewöhnliche ist. Doch von uns sey dieser Argwohn fern! — Hr. Hoffmann fährt fort:)

„Also unter dem **Schutz und Beistand** des **Kaiserl. und Preussischen Adlers** (doch also wirklich

Roth

Beiſtand, auch von Preuſſiſcher Seite?) beginnt die Wiener Zeitſchrift ihren Krieg (Wie? alſo doch Krieg? Nicht bloß liebreiche Belehrung, gnädige Zurechtweiſung? Wir ſind geneigt, dieſe Periode nicht für ein Produkt der Hoffmannſchen Feder, ſondern für einen eigenmächtigen Zuſatz des Zeitungsſchreibers oder wol gar eines naſeweiſen Setzers zu halten) ihren Krieg gegen die philoſophiſchen Volksverführer und Revolutions-kläffer (Ja, ja, wie geſagt, dieſe Worte rühren nicht von Hrn. Hoffmann her. Kläffer ſind ja Hunde, welche klaffen oder bellen, ſonſt auch Köter genannt. Und gegen dieſe ſollte Hr. Hoffmann den Kaiſerlichen und Preuſſiſchen Adler wollen kämpfen laſſen? Pfui über die ungeſchickte Hand, die dem großen Schriftſteller, dem erhabenen Stellvertreter der Kaiſer und Könige, einen ſo unwürdigen Ausdruck unterſchob! Die Einbildungskraft des geſchmackvollen Leſers wolle ſich das Bild, welches in dieſem untergeſchobenen Ausdrucke liegt, nur einen Augenblick aufs Papier mahlen; und ich bin verſichert, er werde vor Unwillen und Ekel die Augen davor zudrücken.)

„Mit dem neuen Jahre wird dann ebenfalls, nach dem Wunſche Sr. Majeſtät des Kaiſers, Hr. Profeſſor Hoffmann eine politiſche Volkszeitung herausgeben, unter dem Titel: allgemeine Bürger-chronik. (Recht ſo, vortreflicher Mann! Die Reformation der Gelehrten-republik war für Ihren allumfaſſenden Verbeſſerungsgeiſt ein zu kleiner Gegenſtand. Die der bürgerlichen Welt iſt Ihnen gleichfalls vorbehalten. Jene iſt mit dem erſten oder zweiten Heft Ihrer Zeitſchrift, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon vollendet; dieſe kann Sie vielleicht ein paar Monate länger beſchäftigen.) Die Abſicht bei dieſer

ſer Volkszeitung iſt, den löblichen Bürgerſtand gerade und unmittelbar, aber auch ganz leiſe und freundlich (alſo nicht etwa mit voller Fauſt, ſondern nur eben mit der Spitze des Zeigefingers und des Daums) aus den Klauen des groben Demokratismus (denn nur dieſer hat bekanntlich Klauen, dahingegen der ariſtokratiſche, wie jede andere Art von Deſpotismus, bloß welche Händchen zum Liebkoſen, keine Klauen oder Krallen zum Zerfleiſchen, hat) zu reiſſen; ihm Regentenliebe einzuflößen; ihm ſeine ſchönere (ſchöneren) Pflichten einzuprägen; (Er iſt eine kleine Dunkelheit, die aber ſonder Zweifel abſichtlich, der ſchönen Schattirung wegen, da iſt. Bezieht ſich nämlich der Komparativ auf das unmittelbar Vorhergehende? Oder worauf ſonſt?) die Geſchichte des Tages ihm in den beſſern (ja nicht etwa in den rechten!) Geſichtspunkt hinzuſtellen, und ſeinen edlen Ehrgeiz zum Schön-handeln (ja nicht etwa, nach der Weiſe der Volksſchulmeiſter, ſeine Vernunft und ſein Gewiſſen zum Rechthandeln) zu reizen.

„Alſo indeß, da man in der Wiener Zeitſchrift Feuerkugeln (wir ſind noch immer feſt überzeugt, es werden Leuchtekugeln, mit unter vielleicht auch Schwärmer, um dem Volke Kurzweile zu machen, aber nicht Bomben oder glühende Mordkugeln gemeint ſeyn) auf die Aufklärer (nach dem allerneuſten Sprachgebrauch Erleuchtete) Volksſchulmeiſter (ein Hannoverſcher Provinzialismus, der in Wien, wie in Reval, Glück gemacht zu haben ſcheint) Revolutionsräthe (ein von Hrn. Hoffmann ganz neugeprägter überaus ſinnreicher Titel, der vermuthlich Leute bezeichnet,

wie

welche guten Rath geben, wie man in dieſen revolutionsreichen Zeiten es klüglich anzufangen habe, um gewaltſamen Revolutionen vorzubeugen; z. B. die denkende und ſchreibende Klaſſe der Staatsbürger, nicht durch unnatürliche Einſchränkungen zu erbittern; die Aufklärung, als die einzige ſolide Schutzmauer gerechter und weiſer Regierungen, nicht zu hindern, ſondern auf alle Weiſe zu fördern u. ſ. w.) wirft, wird man in dieſer allgemeinen Bürger-chronik den löblichen und ſo ſehr als irgend ein Stand auf Erden (doch wol hoffentlich den der Ariſtokraten ausgenommen?) hochachtungswerthen Bürgerſtand freundlich belehren.“ (Freundlich belehren! daran erkennt man wieder auf die unbezweifelteſte Weiſe den edlen Stellvertreter und ſchriftſtelleriſchen Genoſſen der größten Mächte, deren weiſe und milde Denkungsart alle gewaltſame Bekehrungen, ſelbſt der Revolutions-ſöter und der Volksſchulmeiſter, aufrichtig verabſcheut. Freundlich belehren! Geſegnet ſey das große milde Herz, welches dieſe menſchenfreundliche Maasregel angab, und geſegnet die Hand des unſterblichen Schriftſtellers, die ſie ausführen wird!)

Wir waren übrigens nahe dabei, eine Art von Verwunderung zu äußern, warum Hr. Hoffmann, da er nicht bloß die Geſinnungen und Sitten des Gelehrten-ſtandes, ſondern auch der bürgerlichen Welt von Grund aus reformiren will, oder vielmehr, da Wille und That bei einem ſolchen Manne eins ſind, in dieſem Augenblicke ſchon wirklich reformirt hat, warum er, ſage ich, ſeinen großen Verbeſſerungs-plan nicht beiläufig auch über den zwar kleinen, aber nichts deſto weniger erſten, urſprünglichen und für die geſamte

Menſchheit allerwohlthätigſten und allerwichtigſten Menſchenſtand, über den der Ariſtokraten oder, um uns eines deutſchen Worts zu bedienen, über den der Herrſcherlinge, habe ausdehnen wollen? Allein wir beſannen uns noch zu rechter Zeit, und die unzeitige Verwunderung unterblieb. Der ariſtokratiſche Stand und die damit gewöhnlich verbundenen Geſinnungen und Sitten ſind ja gerade das hohe, über alle Mängel und Unvollkommenheiten erhabene Ideal, welches bei dem Hoffmannſchen Verbeſſerungs-plane zum Grunde liegt. Dieſer Verbeſſerungs-plan zielt ja gerade darauf ab, uns alle aus den Klauen des abſcheulichen Demokratismus, der offenbar aus der Hölle ſtammt (weil die erſten Menſchen im Stande der Unſchuld und bis zum leidigen Sündenfall, ganz notoriſch Ariſtokraten waren, die nicht arbeiteten und doch vollauf hatten, die Niemandes, ſogar, wie der Sündenfall beweiſet, nicht einmal Gottes Geſetze reſpekturten, der ganzen Natur aber ſelbſt Geſetze gaben) zu erlöſen, und uns Alle, die wirs etwa noch nicht waren, zu Ariſtokraten oder Herrſcherlingen zu machen. Dies, dünkt mich, iſt ja ganz augenſcheinlich. Denn da das geſammte Menſchengeſchlecht, in Anſehung ſeiner politiſchen Denkungsart, von den bekannten drei Klaſſen, der monarchiſchen, der ariſtokratiſchen und der demokratiſchen völlig erſchöpft wird; die demokratiſche Klaſſe aber nunmehr rein ausgefegt und geſchloſſen werden ſoll; ſo kann der große Plan des Hrn.

Hoff-

Hoffmanns unmöglich ein anderer, als der ſeyn: uns Alle, entweder zu Monarchen, oder zu Ariſtokraten zu machen. Nun ſcheint aber das Erſtere ſeine beſondern Schwierigkeiten zu haben, die ſogar für einen Hoffmann unüberwindlich bleiben dürften. Denn geſetzt, er wollte uns Alle zu alleinherrſchenden Kaiſern und Königen machen, welches einem Manne, wie ihm gar wohl möglich wäre: über wen ſollten wir denn herrſchen? Alle unſere Nebenmenſchen wären ja dann auch Allein-herrſcher, auch Kaiſer und Könige, wie wir! Ehe wir alſo nicht durch den Hamburgiſchen Korreſpondenten, der nicht trügen kann, benachrichtiget werden, daß Hr. Hoffmann, wie zum Stellvertreter der Kaiſer und Könige, ſo auch zu dem des lieben Gottes ſelbſt beſtellt ſey, und es ſonach in ſeiner Gewalt habe, dem Einen von uns andern monarchiſchen Erdenwürmern einen Fixſtern, dem Zweiten einen Planeten, dem Dritten einen Geleits-ſtern oder Trabanten, dem Vierten einen Schwanzſtern zu ſeiner Monarchie anzuweiſen: ſo lange müſſen wir nothwendig des unvorgreiflichen Dafür-haltens bleiben, daß er nicht Monarchen, ſondern Ariſtokraten aus uns zu machen intentionire.

Hier ſcheint nun freilich, dem erſten Anblick nach, die nämliche Schwierigkeit einzutreten; weil die Ariſtokraten oder Herrſcherlinge gleichfalls ſelbſt herrſchen wollen, und wenn Alle

herrſchen, nicht wohl abzuſehen iſt, wer oder welche denn die Beherrſchten ſeyn ſollen? Aber dies iſt hier nur eine Schein-ſchwierigkeit, die da gleich verſchwindet, ſobald man die Sache nur etwas näher beleuchtet. Denn

1. Die Ariſtokraten — wir müſſen den Begriff von ihnen aus Frankreich borgen, weil wir in Deutſchland, bis zu Herrn Aloiſius Hoffmanns Zeiten, bekanntlich keine hatten — die franzöſiſchen Ariſtokraten alſo, wollten zwar freilich herrſchen; aber ſie weigerten ſich auch nicht, beherrſcht zu werden; verſteht ſich, das Letztere um des Erſteren willen. Sie waren der bekannte Müller, der auf einen Eſel ritt, und dabei den Mehlſack auf dem Rücken trug. Ihr Wahlſpruch war: reiten und reiten laſſen! Mogte auf ihrem eigenen Rücken ſitzen, wer da wollte, ein Mehlſack oder ein lebendiges Geſchöpf Gottes, das galt ihnen gleich, wenn ſie ſelbſt nur von dem Rücken ihres Eſels getragen wurden. Sie brauchten ſogar zuweilen einen Mehlſack oder desgleichen, um ihre Rechte auf des Eſels Rücken geltend zu machen. Denn ſtieg dem langöhrigten Thiere je zuweilen die wunderliche Frage zu Kopfe: warum denn ſie beſtändig auf ihm ritten, und warum er auf ſeiner Seite, wie es doch der natürlichen Billigkeit — in des Eſels Gehirn nämlich — gemäß zu ſeyn ſchiene, nicht wieder eben ſo oft und eben ſo lange auf ihnen reiten dürfe?

ſo

ſo half ihnen der Mehlſack treflich aus der Klemme. Von dieſem nämlich begriff ſelbſt der dummſte franzöſiſche Eſelskopf, daß er ihn zu tragen von Gott und Rechtswegen ſchuldig ſey; ſeine ariſtokratiſchen Reuter aber machten ihm dann leicht weiß, daß er ihn nicht unmittelbar auf ſeinem eigenen Eſelsrücken tragen könne, ſondern daß ein Mittelträger erfodert werde, der die für beide, für den Sack und für den Eſel, gleich gefährliche Berührung zwiſchen beiden hindere. Deswegen hegten und pflegten ſie denn auch den Sack, nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern als ihren Schutzpatron wider die närriſchen Launen des Eſels, ſo ſehr ſie konnten; krochen vor ihm auf allen Vieren; leckten den Staub von ſeinen Schuhen und küßten ſeinen Speichel auf — würde ich ſagen, wenn Säcke Schuhe tragen oder Speichel auswerfen könnten; und das Alles um ihre eigene Mittlerſchaft zu maskiren und zu ſichern, und damit der Eſel keine Nücken oder Mucken kriegen mögte.

2. Dieſe franzöſiſchen Ariſtokraten ritten ja auch, wie weltkundig, Einer auf den Andern, der Größere auf dem Kleinern, der Stärkere auf dem Schwächern. Zuweilen — ich dürfte faſt ſagen oft genug — ſetzten ſie ſich auch wol gar auf den Mehlſack ſelbſt, wenn dieſer nämlich ſo voll geſtopft war, daß er gar keine Elaſticität mehr übrig hatte, um ſie abwerfen zu können; und dann gab es erſt eine luſtige Kavalkade!

In einer Geſellſchaft alſo, die aus lauter Ariſtokraten beſteht, wie Hr. Hoffmann ſie jetzt gründen wird, findet — auch wenn kein Monarch darinnen wäre — Regierung nach Hoffmannſchen Grundſätzen Statt, weil Reuterei Statt findet; dahingegen ein Staat, der aus lauter Volk beſtünde, ein Unding iſt. Hier nämlich würde keine Seele geritten werden, weil es an Ariſtokraten fehlte, und keine Seele würde reiten wollen; weil das Volk auf eigenen Füßen zu gehen gewohnt iſt, und ganz gern darauf gehen mag. Ein ſolcher Staat läßt ſich alſo gar nicht denken.

Es iſt alſo entſchieden: Hr. Aloiſius Hoffmann wird uns Alle auf einmal zu Ariſtokraten machen; und das iſt ſehr gut und weiſe von ihm gehandelt. Denn da ſind wir auf einmal Alle, oben-erwieſenermaßen, wieder in den Ur-ſtand der Menſchen vor dem Sündenfall zurückgeſetzt; da haben wir Alle auf einmal vollauf zu eſſen und zu trinken, ohne daß wir zu arbeiten brauchen; da reiten wir Alle und werden Alle geritten — chacun à ſon tour verſteht ſich; und ich will Den ſehen, der fürder noch einen einzigen griesgrammenden, mit der Welt, wie ſie nun einmal iſt und, ſo Gott will, bleiben ſoll, unzufriednen Hypochondriſten unter uns finden will! Das Reiten iſt ja bekanntlich das beſte Verwahrungs- und Heil-mittel wider Hypochondrie, Milzſucht, Mutter-beſchwerden und Demokratismus.

Aber

Aber wie Hr Hoffmann dieſe groſse Operation nun wol eigentlich mag bewerkſtelligen wollen? — Das wird Hr. Hoffmann ſchon wiſſen, und das von wird uns das erſte Heft ſeiner, ſchon vor ihrer Entſtehung weltberühmten Zeitſchrift ſchon belehren. Vielleicht, daſs die groſse That in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, bereits vollendet iſt, und daſs es von dieſem Augenblick an, keinen einzigen Demokraten in der ganzen Welt mehr, ſelbſt in Frankreich nicht mehr gibt. Schade, daſs ich die Erfahrung dieſes Hoffmannſchen Wunderwerks nicht an mir ſelbſt machen kann, weil ich für meinen Theil vor den Eingebungen des demokratiſchen Teufels zu ſehr auf meiner Hut geweſen bin, als daſs es einer wirklichen Wiedergeburt zur Ariſtokratie bei mir bedürfte. Es muſs doch ſonſt eine ganz eigene Empfindung ſeyn, die ich wol aus eigener Erfahrung kennen mögte!

Uebrigens freue ich mich herzlich, daſs mit der Abſchaffung des Demokratismus, auch der ganze Bürgerſtand oder tiers-état, als ſolcher, zugleich mit aus der Welt verſchwinden wird. Mit dieſem übermüthigen Stande war ja ſeit einiger Zeit in manchem Lande, wo man vorher ihn ſo ſorglos und gemächlich unter die Füſse trat, faſt gar nicht mehr auszukommen! Er hatte, ich weiſs nicht was für wunderliche Prätenſionen bekommen; lieſs ſich da, ich weiſs nicht was, von Menſchenwürden und Menſchenrechten träumen,

men, worin, wie Hr. Hoffmann klärlich zeigen wird, weder Sinn noch Verſtand iſt; dünkte ſich am Ende wol gar auch ein vernünftiges Geſchöpf Gottes zu ſeyn, das, als ſolches, zwar ſeine heiligen Pflichten, aber auch ſeine eben ſo heiligen und unveräußerlichen Rechte habe, und nicht immer mit der Hatzpeitſche oder Knute, ſondern mit unter — wäre es auch nur der Abwechſelung wegen, weil die menſchliche Natur des ewigen Einerlei am Ende überdrüſſig werde auch wol einmal durch Vernunft gelenkt und durch eine menſchliche Behandlungsart ermuntert werden müſſe, und was des albernen Geſchwätzes, wovon ein ächter Hoffmannſcher Ariſtokrat kein Wort verſteht, mehr iſt. Dieſen Träumereien und dem daraus folgenden Unweſen wird nun durch die Hoffmannſche allgemeine Einimpfung des Ariſtokratismus, auf einmal abgeholfen werden. Die närriſchen Leute werden nicht ſobald die Ankündigung dieſer mit ihnen vorgenommenen wohlthätigen Operation vernommen haben, als ihnen, gleich dem erſten Menſchenpaare, nachdem es von dem Baume der Erkenntniß gekoſtet hatte, die Schuppen von den Augen fallen, ihre demokratiſche Blöße und Schmach ihnen plötzlich einleuchten und ſie ſich nun vor Jedermanns Anblick ſo lange verſtecken werden, bis ſie, ſtatt der Feigenblätter, ein Blatt aus der Wiener Zeitſchrift bekommen, um ihre ſchändlichen bürgerlichen Naturalia damit zu decken.

Und

Und nun, nachdem wir unſer Herz, welches das Uebermaß ſeiner Freude über die größte und glücklichſte Weltbegebenheit nicht zu faſſen und in ſich zu verſchließen vermogte, vor der Hand nothdürftig erleichtert haben, legen wir die Feder nieder, bis die Wiener Zeitſchrift bei ihrer, über alles ſehnſuchtsvoll erwarteten Erſcheinung an unſerm nördlichen Horizonte, ſie uns wieder in die Hand geben wird, um unſer Entzücken darüber ſich von neuem ergießen zu laſſen.

Joachim Heinrich Campe,
dermalen noch immer nur Schulrath
und Buchhändler in Braunſchweig,
nächſtens Hoffmanniſcher
Ariſtokrat.

Nachſchrift.

In dieſem Augenblicke, da gegenwärtiger Aufſatz unter die Preſſe gegeben werden ſoll, erhalte ich durch den mit Hrn. Hoffmann, wie es ſcheint, gleichfalls verbündeten Hamburgiſchen unparteiiſchen Korreſpondenten (Nro. 6.) die erfreuliche Nachricht, daß die erſte von dem Stellvertreter und ſchriftſtelleriſchen Genoſſen der größten Mächte mit meiner eigenen Geringfügigkeit vorgenommenen Standeserhöhung darin

besiehe, daß er mich — ob mit oder ohne Befreiung von den Stempelgebühren, weiß ich noch nicht — zum Revolutionsrath ernannt habe. Ich bin gerührt über dieses erste schmeichelhafte Merkmal seiner besondern Gunst und Protektion; und werde, sobald mir die Bestallung darüber ausgefertiget seyn wird, das Publikum von den mir darin angewiesenen Pflichten und Emolumenten zu benachrichtigen nicht ermangeln.*)

*) Der Verfasser des obigen Aufsatzes sowol, als ich, haben zu der Beurtheilungskraft der sämmtlichen Leser dieses Journals das schuldige Vertrauen, daß sie Lachen und Weinen, Spaß und Ernst von einander zu unterscheiden wissen. Wir würden uns daher selbst lächerlich vorkommen, wenn uns eine Erklärung nothwendig scheinen könnte, daß wir die Gaskonaden des Hrn. Aloisius Hoffmann von seiner angeblichen Verbindung mit den ärgsten Machten und von ihrer vorgegebenen Mitarbeit an seiner Zeitschrift, für das halten und nicht für ein Düttchen mehr, als was sie sind — für Gaskonaden. Noch lächerlicher und abgeschmackter würde es daher auch in unsern eigenen Augen seyn, wenn wir erst noch versichern zu müssen glauben könten, daß der Spott, den Hr. Hoffmann sich hat zuziehen wollen, niemand anders, als ihn allein, treffen könne und solle, und daß die Lächerlichkeit der fanatischen Art, womit dieser Scharleton von seiner Verbindung mit gekrönten Häuptern redet, und welche die Ironie nachbilden mußte, um sie fühlbar zu machen, auf ihn, den ernsthaft Prahlenden, ganz allein ruhe.

D. Herausgeber.

Schleswigſches

ehemals

Braunſchweigiſches Journal.

März 1792.

Inhalt.

Seite

1. Glückliche Ankunft der weltberühmten Wiener Zeitſchrift in Braunſchweig. Schreckliche Wirkung derſelben. 257

2. Paradoxa des Predigers zu Bergefeld. Fortſetzung. 293

3. Schreiben des Obriſtlieutenants Mauvillon an Hrn. Profeſſor Aloyſius Hoffmann zu Wien, über deſſen Aufſatz im 1ten Stück der Wiener Zeitſchrift S. 97 bis 100, betitelt: Ueber das Recht Briefe zu erbrechen und zu unterſchlagen. 336

4. Anekdote vom Prediger Schulz zu Gielsdorf. 383

Dieſes Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutſchlands verſandt, wo es in den anſehnlichſten Buchhandlungen und auf allen Poſt-ämtern, der Jahrgang zu 4 Rthlr, zu haben iſt.

Noch ein paar Beiträge zu Leſſings Denkmal.

Die Freimauer-loge in Jever » 5 Thlr.

Herr Hofrath Heim in Berlin » 5 —

= Profeſſor Wolke in Peters-burg nach Abzug des Porto » 4 — 18 Ggr.

Ich empfing alſo (S. Br. Journal Jun. 1791) bis jetzt in allem baare 37 Thlr. 14 Ggr., auſſer welchen noch 25 Thlr. angekündiget, bis jetzt aber noch nicht eingeſandt ſind. Was patriotiſche Schauſpiel-directoren durch Vorſtellungen, welche ſie zu dieſem Behuf zu geben durch Dankbarkeit und Gemeingeiſt ſich verpflichtet fühlten, zuſammengebracht haben, davon wird der Schauſpiel-director Hr. Großmann, in deſſen Händen dieſe Beiträge ſich befinden, dem Publiko Rechnung ablegen.

Campe.

Im

Im Verlage der Schulbuchhandlung in Braunschweig werden in künftiger Leipziger Jubilate-Messe folgende neue Bücher erscheinen:

C. C. Andree und J. M. Bechsteins gemeinnützige Spaziergänge auf alle Tage im Jahr, für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher. Zur Beförderung der anschauenden Erkenntnisse, besonders aus dem Gebiete der Natur und der Haus- und Landwirthschaft. 8. 5ter Theil.

Desselben Buchs 1ster und 2ter Theil, zweite Auflage. 8.

Campens Kinderbibliothek, 1ster und 2ter Bd. Alman. Format. Vierte Auflage.

Denkmal der Hochachtung und Liebe weil. Herrn Friedr. Wilh. Richter errichtet von dem geistlichen Ministerio der Stadt Braunschweig. gr. 8.

Funke, J. P., Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften. 3ter und letzter Th. gr. 8.

Große, G., metrologische Tafeln über die alten Maaße, Gewichte und Münzen Roms und Griechen-

chenlands, nebſt dem Verhältniß derſelben gegen bekannte franzöſiſche und deutſche. Zur Erklärung alter Schriftſteller nach Hrn. Rome de l'Isle. gr. 8.

Henkens, F. C. A., Predigten auf alle Sonn- und Feſttage durchs ganze Jahr; nach deſſen Tode herausgegeben. 1ſter Th. zweite Auflage. gr. 8.

Hildebrands, G. F., Lehrbuch der Anatomie des Menſchen. 4ter u. letzter Th. gr. 8.

Liebhaber, E. D. von, Einleitung in das Herzogl. Braunſchw. Lüneb. Land-Recht. 2ter Th. 8.

Rochow, von, Berichtigungen. gr. 8.

Taſchenbuch für Officiere, mit Kupfern. gr. 8.

Uſſar, J. J. von, forſtwiſſenſchaftliche Bemerkungen, auf einer Reiſe geſammelt, mit Kupf. gr. 8.

(Die Fortſetzung künftig.)

Schleswigſches Journal.

Drittes Stück.

März 1792.

I.

Glückliche Ankunft der weltberühmten Wiener Zeitſchrift in Braunſchweig. Schreckliche Wirkung derſelben.

Irthum! Trauriges Loos der Menſchheit! — Auch ich, der ich leider! dich ſchon ſo oft erfuhr, ohngeachtet ich immer aus allen Kräften dich zu vermeiden ſtrebte, habe dich alſo abermals erfahren müſſen?

O all' ihr lieben Brüder Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, von Leibnitz bis zum Feuerländer, von Hoffmann bis zu mir herab — wer ſind wir, daß wir jemals wähnen dürfen, die Wahrheit bei allen vier Zipfeln gefaßt zu haben? Jemals befugt zu ſeyn uns

einbilden dürfen, von Andern zu verlangen, daß das, was uns Wahrheit zu seyn scheint, auch Ihnen Wahrheit seyn solle? Jemals bis zu dem ungeheuern und lächerlichen Machtdünkel uns erheben dürfen, zu glauben, daß irgend ein Stand, irgend ein Titel oder eine menschliche Würde in der Welt — wäre es auch die eines Fürsten oder gar die eines Professors — uns das Recht geben, unsere eigenen Ueberzeugungen Andern aufzudringen, und wenn sie dieselben nicht blindlings annehmen wollen oder können, ihnen mit der Rache der ewigen Liebe und mit unserer eigenen zu drohen?

Wer sind wir?

Arme, kurzsichtige, für das reine Sonnenlicht der Wahrheit stockblinde Maulwürfe sind wir, die in ihren dunkeln, krummen und labirinthischen Erdgängen, welche nie ein ungebrochener Sonnenstrahl erhellte, über die Theorie des Lichts kecklich abzusprechen und den Wesen einer höhern Region, den Newtons und Eulern, wenn sie mit mehr Sachkenntniß, wie wir, darüber schreiben wollen, mit unserer Maulwurfstatze die Hand zu führen uns erdreisten!

Jene alberne, von Dummheit und Eigendünkel strotzende Schmeißfliege sind wir, die an der Wand eines prächtigen Tempels sitzend, sich zur Richterin der erhabenen Baukunst desselben aufwarf

warf, das herrliche Gebäude für einen durch Zufall entſtandenen hohlen Steinklumpen erklärte, und die verſtändigere Spinne, welche Abſicht, Plan und Ordnung darin bemerkte, verhöhnen und verketzern zu dürfen glaubte!

Das ſind wir in ſolchem Fall; nicht um ein Gränchen vernünftiger und weiſer, nicht um ein Skrupelchen beſſer als jene, die wir — Ungeziefer und Geſchmeiß zu nennen pflegen!

Vernimm nun, günſtiger Leſer, welche neue traurige Erfahrung, ach, leider! an mir ſelbſt gemacht, in dieſem Augenblick, da ich die Feder ergriff, um ſie dir zur Lehre und Warnung vorzulegen, mich zu jenem affektvollen Ausruf unwiderſtehlich dahinriß.

Da glaubte ich, wie du aus den beiden vorhergehenden Stücken dieſes wiedergetauften, nunmehr zu der löblichen Menonitengemeinde in Altona ſich bekennenden Journals, unbeſchwert erſehen haben wirſt, meiner feſten Behauptung: daß die feurigen Kugeln, die Hr. Hoffmann uns verhieß, keine andere als ſchön-erhellende Leuchtekugeln ſeyn könnten, ſo gewiß, ſo ganz gewiß zu ſeyn, daß ich Hundert gegen Eins darauf zu wetten, keinen Augenblick Bedenken getragen haben würde; ſo gewiß, ſo ganz gewiß, daß, wäre ich ein Mitglied irgend einer herrſchenden,

d. i. anmaßenden und verfolgenden Kirche gewesen, ich keinen Augenblick Anstand genommen haben würde, jeden die Wahrheit jener Behauptung Bezweifelnden, einstweilen zum Scheiterhaufen, demnächst aber, mit Gottes Hülfe, zum ewigen Schwefelpfuhl zu verdammen. Und siehe! — ich bekenne es nunmehr mit Schaam und Zerknirschung — ich hatte mich dennoch geirrt. Es waren dennoch wirklich keine Leuchtekugeln.

Zwar ist mein Irthum — wie das denn auch gemeiniglich der Fall zu seyn pflegt — nicht ohne alle Zuthat von Wahrheit gewesen; zwar hatte ich — wie denn darin auch die eigentliche Stärke unserer Philosophie gemeiniglich zu bestehen pflegt — in der That ganz richtig angegeben, was jene Hoffmannschen Kugeln nicht seyn könnten, also auch nicht seyn würden, nämlich keine Bomben, keine auf Rosten glühend gemachte Mordkugeln, welche Schrecken und Tod verbreiten. Dies hat sich wirklich so bestätiget, wie ich es voraus gesagt hatte. Wirklich ist keiner Mücke ein Haar dadurch versengt worden; wirklich ist kein Sperling, geschweige denn ein Menschenkind, davon zur Erde gefallen. Wir alle, Menschen und Thiere, leben hiesigen Orts Gottlob! noch insgesammt; wir haben noch Alle unsere gesunden Gliedmaßen, und befinden uns

noch

noch immer, wie vorhin, dem Himmel ſey Dank! ganz leidlich wohl.

Die eine Hälfte meiner Behauptung, die verneinende nämlich, wäre alſo vollkommen richtig geweſen; aber die andere, verſtehe die bejahende Hälfte — o wie weit, wie weit war die von der Wahrheit abgewichen! Denn was war es, das aus dem Hoffmannſchen Mörſer, eingewickelt in das erſte und zweite Heft der unvergleichlichen Wiener Zeitſchrift, nun endlich auch bis zu uns herübergeflogen kam? Ach, leider! keine Leuchtebälle, ſondern — ich bitte den empfindſamen Leſer, ſo ſehr ich bitten kann, Mund, Naſe und Augen feſt zuzudrücken — es waren

Dampf- und Stinke-kugeln!

Vielleicht, daß mancher ehrliche Leſer, der mit dieſem Journal ſich die Zeit zu verkürzen die Gefälligkeit hat, in dem nämlichen Falle ſich befinden mag, worin ich mich befand, bevor das Hoffmannſche gräuliche Bombardement ſeinen fürchterlichen Anfang nahm — in dem, die Artilleriekunſt nicht ſtudirt zu haben, alſo auch nicht zu wiſſen, was Dampf- und Stinkekugeln ſind, wie ſie verfertiget werden, von wem und wozu ſie gebraucht zu werden pflegen? Jetzt kann ich, da die Noth mich gezwungen hat, mich auch um dieſen, bisher von mir vernachläßigten Zweig der menſchli-

chen Künſte und Wiſſenſchaften, zu bekümmern, auf dies Alles mit einer befriedigenden Auskunft dienen.

Was zuvörderſt das Recept zu den beſagten Kugeln betrift; ſo war es, bis zu unſern Zeiten, folgendes:

Nimm — ſo lehrte mich Struenſee in ſeinen Anfangsgründen der Artillerie — Schwefel, Salpeter, Kohlen, Pech und Harz; thue hinzu, nach Gutbefinden, geraſpelte Maul-eſelklauen (nach Andern Eſelsklauen ſchlechtweg) ferner Teufelsdreck, Serapinſaft und Wanzenkraut quantum ſatis; miſche dies alles, wohl pulveriſirt, unter einander, und mache Kugeln daraus.

Man gebrauchte — ſo leſe ich anderwärts — dieſe Kugeln ehemals vornehmlich bei Belagerungen. Wenn man nämlich die Minen des Feindes durch Gegenminen erreicht hatte: ſo warf man fluchs dergleichen angezündete Dampf- und Stinkekugeln hinein, welche denn die ganze Mine mit entſetzlich ſtinkenden mephitiſchen Dämpfen ſo plötzlich erfüllten, daß alle darin befindliche Leute durch Erſtickung auf der Stelle des Todes waren. —

So oft ich das Glück oder Unglück habe, mich bei irgend einer groben Unwiſſenheit zu ertappen, wel-

welches leider! nur gar zu oft der Fall iſt, pflege ich mit der erſten der beſten nothdürftigen Belehrung mich ungern zu begnügen; ſondern ich frage, ſuche und forſche überall, wo ſich nur Gelegenheit dazu findet, ſo lange nach, bis ich der Sache, ſo viel meine Kurzſichtigkeit erlaubt, auf den Grund gekommen bin. So habe ich es denn auch diesmal gemacht. Nicht zufrieden mit dem Unterrichte, den mir Struenſee gewährte, ließ ich mich die Mühe nicht verdrießen, mehrere Werke, worin von Stinkekugeln gehandelt wird, ſorgfältig nachzuſchlagen; und da fand ich denn in einem derſelben — nämlich in Jacobſons technologiſchem Wörterbuche, Artik. Stinkende Kugeln — eine Nachricht, die mich auf einmal wieder in einen Zweifel ſtürzte, aus dem ich, bis auf dieſe Stunde, mich noch nicht habe wieder herausarbeiten können. Ich hielt nämlich bisdahin den vortreflichen, über mein geringes Lob ſehr weit erhabenen Herausgeber der Wiener Zeitſchrift, nicht bloß für einen Chriſten, nicht bloß für einen guten Chriſten — als welches man bei dem ſublimen ſchriftſtellerischen Beſchützer der höchſten Mächte in der Chriſtenheit ja wol nothwendig vorausſetzen mußte — ſondern auch für einen Chriſten κατ' ἐξοχην d. i. für einen, der ſich zu der allein ſeligmachenden Kirche, zu der chriſt-katholiſchen oder rö-

miſchen, bekennte. Und nun höre man, was ich in Jacobſons technologiſchem Wörterbuche loc. cit. fand, und theile mein Erſtaunen, und helfe mir, wenn man kann, aus dem höchſt-beunruhigenden Zweifel, der meine arme Seele von jenem Augenblick an unaufhörlich gequält hat und noch bis dieſe Stunde quält. Ich fand folgende Worte:

„Stinkende Kugeln (Artillerie) diejenigen Kugeln, wodurch man die Luft mit einem garſtigen Geſtank anſtecket, welche von verſchiedenen ſtinkenden und brennbaren Materien gemacht, aber eben ſo wenig unter den chriſtlichen Armeen, als die vor dieſem üblichen vergifteten Pfeile, gebraucht werden.“

Wie? rief ich, als ich dieſe höchſt-befremdlichen Worte las, mit Erſtaunen und Entſetzen aus; alſo wäre der Mann, der die erſten chriſtlichen Mächte Europens in ſeinen Schutz genommen hat; der große Mann, dem wir die ſo ſchnell-bewirkte gänzliche Reformation der ganzen gelehrten, bürgerlichen und chriſtlichen Welt verdanken; der erhabene Rieſenmann, der mit einem einzigen Federzuge Tod oder Leben, ewige Schande oder glorreiche Unſterblichkeit verleiht, mit einem einzigen Federzuge Recht in

Un-

Unrecht, Wahrheit in Lüge wandelt; alſo wäre dieſer groſſe, herrliche, erhabene Mann, dieſer mein übergütiger Gönner und Beſchützer, der mich armes kleines Licht, ohne all' mein Verdienſt und Würdigkeit, in Zeit von vier Wochen, erſt zum Revolutionsrath, dann zum Rebellionsrath mit Sitz und Stimme, und endlich gar im Uebermaß ſeiner Gunſt, bis zum wirklichen Vicepräſidenten des deutſchen Fackelweſens zu erheben geruht hat; alſo wäre dieſer unumſchränkte König und Kaiſer unter den Schriftſtellern, wenn das technologiſche Wörterbuch die Wahrheit ſagt, kein Chriſt? Er wäre entweder ein Beſchnittener — Jude oder Türke oder gar ein Heide — Hottentotte oder Neuholländer — weil er mit unchriſtlichen Waffen, mit Stinkekugeln, zu fechten ſich erlaubt?

Noch jetzt, da der erſte Schrecken, der mir mit der Nachricht des Wörterbuchs in die Glieder fuhr, ſchon lange vorüber iſt, ſtehe ich noch immer da, wie verdutzt, und weiß mir weder zu rathen noch zu helfen. Was ſoll ich thun, um meinen theuern Gönner von dem Verdachte der Unchriſtlichkeit in meinen eigenen und in Anderer Augen frei zu machen? Soll ich ihn erſuchen, daß er, vermöge der ihm beiwohnenden und in den erſten Heften ſeiner Zeitſchrift hinlänglich bewieſenen Machtfülle, die Wahrheiten des technologiſchen

Wörterbuchs in Unwahrheiten verwandele? Oder ſoll ich ihm gar zumuthen, daß er ſeine, durch die bekannten großen Verhältniſſe, worin er ſteht, geheiligte Perſon einer unverſchämten Beſichtigung preis gebe, um durch den Augenſchein darzuthun, daß er weder dem jüdiſchen oder muhamedaniſchen Meſſer, noch dem heidniſchen Tettowir-inſtrumente jemals untergelegen habe?

Aber das Eine, wie das Andere, gehört zu den heroiſchen Mitteln, deren Anwendung nur im äuſſerſten Nothfalle rathſam werden kann. Wir wollen verſuchen, ob wir uns nicht durch gelindere helfen können, und zu jenen nur dann erſt greifen, wenn dieſe für unzulänglich befunden werden ſollten. Mir fallen in dieſem Augenblicke folgende ein.

Was nämlich zuvörderſt den auf meinen vortreflichen Beſchützer geworfenen Verdacht des Judenthums betrift: ſo glaube ich, daß die bloße Geſchichte des jüdiſchen Volks ihn davon völlig freiſpreche. Weder im alten Teſtamente, noch im Joſephus, noch in irgend einem neuern Geſchichtsbuche der Juden, wird der Stinkekugeln, als eines bei ihnen üblich geweſenen Angrifs- oder Vertheidigungsmittels, auch nur mit einer Silbe erwähnt. Es findet ſich ſogar in der ganzen hebräiſchen Sprache nicht einmal ein Wort zur Bezeich-

zeichnung des Begriffs von ſolchen Kugeln. Die Juden hatten ja auch bekanntlich ihre ganz eigene Art von Artillerie, womit ſie Feſtungen eroberten, und womit andere Völker, ſo viel ich weiß, nie zurecht kommen konnten. Um Stinkekugeln zu gebrauchen, ſcheinen ſie wirklich zu honnet, ich mögte ſagen, zu chriſtlich gedacht zu haben. Sie ſchonten nicht nur der menſchlichen Sinne, ſo weit die eiſerne Nothwendigkeit des Krieges es erlaubte; ſie vergnügten ſie ſogar, indem ſie Stadtmauern durch Muſik zertrümmerten.

Alſo, anſtatt zu ſchließen: Hr. Hoffmann ſey ein Jude, weil er Stinkekugeln geworfen hat, müſſen wir vielmehr den Satz umkehren und ſagen: weil Hr. Hoffmann Stinkekugeln geworfen hat, ſo kann er mit nichten ein Jude ſeyn, ſintemal die Juden dieſe ſtinkende Art zu kriegen von jeher verabſcheuten und ſich derſelben niemals ſchuldig machten.

Von dem Einen Beſchneidungsmeſſer, dem jüdiſchen nämlich, hätte ich denn ſonach meinen lieben Gönner glücklich befreit. Nun iſt es alſo nur noch das muhamedaniſche, von welchem ich ihn bedroht ſehe; und ich muß verſuchen, ob ich ihn nicht auch von dieſem erlöſen kann. Ich finde es übrigens, im Vorbeigehen geſagt, von Hrn. Jacobſon, dem Verfaſſer des technologiſchen

ſchen Wörterbuchs, ſehr ſonderbar gehandelt, daß er uns nur gerade ſo viel Licht in dieſer Sache gegeben hat, als erfodert wurde, um uns in Verwirrung zu bringen, ohne uns hiernächſt auch noch das zu gewähren, was wir brauchten, wenn wir uns aus jener Verwirrung wieder zurecht finden ſollten. Warum ſagt er uns bloß, welche Nationen die oftgenannten Stinkekugeln nicht mehr brauchen, und warum fügte er nun nicht auch hinzu, von welchen Nationen ſie denn jetzt wirklich noch gebraucht werden? Gings ihm etwan auch, wie mir, daß es ihm leichter ward, zu beſtimmen: was ein Ding nicht iſt, als anzugeben: was es iſt?

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo muß ich, zur Wiederherſtellung meiner eigenen Gemüthsruhe und zur Rettung der Chriſten-ehre meines theuren Hrn. Hoffmanns nun ſchon ſelbſt alle meine Kräfte aufbieten, um zu verſuchen, ob ich den Makel des Mahamedanismus, womit die beſagte Ehre deſſelben beſpritzt zu ſeyn ſcheint, nicht eben ſo glücklich, wie den des Judaismus, von ihr abzuwiſchen vermag.

Wider alles Vermuthen finde ich, nachdem ich nur einige Augenblicke darüber nachgedacht habe, daß mir auch dieſes viel leichter fallen werde, als ich glaubte. Ich brauche ja nur zu zeigen, daß die Türken, wenigſtens heutiges

Ta-

Tages, ſich in ihren Kriegen des für unchriſtlich und unedel erklärten Gebrauchs der Stinkekugeln, eben ſo edelmüthig und ſtandhaft, als die Chriſten ſelbſt, enthalten. Könnte ihr großmüthiges Ehrgefühl die Anwendung eines ſo garſtigen Mittels je erlauben: wo hätte es mehr Verſuchung dazu, wo ſtärkere Entſchuldigungsgründe dafür, als in dem letzten blutigen Kriege gehabt, der mit ſo viel barbariſcher Wuth, mit ſo viel unmenſchlicher Grauſamkeit gegen ſie geführt ward? Aber ſie verſchmähten großmüthig Sieg und Leben, wo beide nur durch Niederträchtigkeit erkauft werden konnten. Eine einzige Stinkekugel in die Veteraniſche Höhle geworfen, hätte die ganze Beſatzung im Nu! erſtickt und die Türken zu Herrn dieſer Höhle gemacht; aber ſie warfen ſie nicht, und gewährten, menſchlich und gütig, der ausgehungerten Beſatzung tauſendmal lieber einen freien und ehrenvollen Abzug. Ein paar Schock ſolcher Kugeln, den ſtürmenden Ruſſen bei Okzakow und Ismail ins bärtige Angeſicht geworfen, würden, wenn alle Kugeln dieſer Art eine ſolche Wirkung als diejenigen thun, die Hr. Hoffmann uns zugeſandt hat, die blutgierigen Barbaren augenblicklich zur Flucht gezwungen und jene unglücklichen Städte gerettet haben: aber ſie warfen ſie nicht! Sie duldeten lieber, daß die Städte erobert, ſie ſelbſt und mit ihnen ſo viel tauſend un-

unſchuldige und wehrloſe Geſchöpfe, Greiſe, Weiber und Kinder, von den blutgierigen Barbaren unmenſchlich gemordet und zu Leichenbergen aufgethürmt wurden, bei deren Anblick ſelbſt Kannibalen ſich wol kaum einer menſchlichen Träne des Erbarmens würden haben enthalten können. Geht nun aber der Abſcheu der guten Türken vor den garſtigen Stinkekugeln ſo weit, daß ſie ſogar bei ſolchen Gelegenheiten, wo die Nothwehr alles erlaubt, Gebrauch davon zu machen verſchmähten: ſo kann man ſicher ſchließen, daß ſie nie, am allerwenigſten angriffsweiſe, wie Herr Hoffmann, Gebrauch davon zu machen ſich erlauben. Iſt nun aber dies hiedurch völlig bewieſen, ſo iſt auch jenes ausgemacht, daß derjenige, der Stinkekugeln zu gebrauchen, und noch dazu angriffsweiſe zu gebrauchen ſich erlaubt, eben ſo wenig ein Türke iſt, als er, wie wir oben erwieſen haben, ein Jude ſeyn kann.

Hr. Hoffmann iſt alſo weder das eine noch das andere, und die Ehre ſeiner chriſtlichen Vorhaut wäre alſo völlig gerettet.

Aber dadurch iſt unſere gute Sache eher ſchlimmer als beſſer geworden. Soll der erhabene Mann, der die Sache der größten chriſtlichen Mächte zu führen ſo großmüthig übernommen hat da er, erwieſenermaßen, weder Chriſt, noch Jude, noch Muſelmann iſt—

iſt — alſo endlich gar ein blinder Heide ſeyn? Er, der die verlorengegangene Reinigkeit der orthodoxen chriſtlichen Theologie, wie die der orthodoxen chriſtlichen Politik wieder herzuſtellen, den großen Beruf hatte und dieſen Beruf ſo ſchnell und ſo glücklich ausgeführt hat, er ſollte nun ſelbſt ein blinder Heide ſeyn? Unmöglich! Auch dieſe Schmach muß, auf eine oder die andere Weiſe, nothwendig von ihm abgewälzt werden.

Und ich werde ſie abwälzen; der geneigte Leſer wolle mir nur ferner ein williges Ohr dazu leihen.

Erſtlich fodere ich hiemit die ganze beleſene und gelehrte Welt auf, mir aus ältern oder neuern Berichten von heidniſchen Völkern, auch nur ein einziges Beiſpiel vorzuweiſen, woraus erhellen kann, daß die Stinkekugeln jemals irgendwo, bei irgend einem heidniſchen Volke, im Gebrauch waren oder noch ſind. Zwar habe ich, die Wahrheit zu ſagen, jene Nachrichten bei weitem nicht alle ſelbſt geleſen; noch weniger habe ich ſie in dieſen Tagen, für den gegenwärtigen Behuf, noch einmal alle wieder geleſen: aber das kann mich nicht hindern, jene Auffoderung eben ſo keck und zuverſichtlich zu thun, als wenn dies wirklich geſchehen wäre. Und warum das? Deswegen, weil ich von dem blinden Heidenthum, ſowol älte-

rer

rer als neuerer Zeit, wenigſtens ſo viel wirklich geleſen und in meinem Gedächtniß angeſchrieben habe, als erfodert wird, um völlig gewiß zu ſeyn, daß jene Heiden von jeher viel zu menſchlich, geſittet, ehrliebend und edel dachten und noch jetzt denken, um ſich einer ſo unmenſchlichen, ungeſitteten, unedlen und ehrloſen Art von Waffen, als die garſtigen Stinkekugeln ſind, jemals, ſelbſt gegen die Verworfenſten ihrer Feinde, bedient zu haben oder noch jetzt zu bedienen. Man weiß ja überhaupt, daß die edlere Art Krieg zu führen von jeher, nicht gerade unſere chriſtliche, ſondern vergleichungsweiſe vielmehr eher die heidniſche war. Selbſt das Schießpulver, wodurch die feigherzigſte Memme aus ſeinem entfernten oder verborgenen Schlupfwinkel den braveſten Mann zu Boden werfen kann, iſt ja bekanntlich keine heidniſche, ſondern eine chriſtliche, und zwar eine erzchriſtliche Erfindung, weil ſie von einem Mönch herrührt; und bis auf den heutigen Tag haben die rechten Heiden, d. i. diejenigen, deren heidniſche Sitten durch häufigen Umgang mit uns Chriſten noch nicht verfälſcht worden ſind, wie z. B. die Neu-ſeeländer, den Gebrauch deſſelben noch immer nicht angenommen. Man kann alſo ſchon von vorn her (a priori) mit einer an völlige Gewißheit gränzenden Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß ſie den noch viel unedlern Gebrauch der Stinkekugeln von

je

jeher noch viel ſtärker verabſcheuet haben und noch jetzt verabſcheuen.

In der ganzen Weltgeſchichte, ſo weit ich ſie kenne, iſt mir nur eine einzige Nachricht von einem heidniſchen Volke aufgeſtoßen, worin einer Art von Feuerwaffen gedacht wird, bei welcher eine mit Stinkekugeln angefüllte Einbildungskraft, ſich etwas Aehnliches einzubilden, allenfalls einige Veranlaſſung haben könnte. Dieſe Nachricht findet ſich in der erſten Cookſchen Reiſe um die Welt. Als dieſer große Welt-umſegler nämlich damals die Küſte von Neu-Guinea erreichte: ſtieß er daſelbſt auf Indianer, welche auf ihn und ſeine Gefährten folgenden ſeltſamen Angriff machten. Sie ſchleuderten, indem ſie heranrannten, etwas aus der Hand, das ſeitwärts flog, und wie Schießpulver brannte, aber keinen Knall von ſich gab; wobei ſie die Engländer unter unaufhörlichem Geſchrei zum Kampfe herausfoderten. „Was wir, fährt Cook fort, dabei unterſcheiden konnten, war folgendes: Sie hatten einen kurzen Stock, vielleicht ein hohles Rohr in der Hand; dieſes ſchwenkten ſie neben ſich ein paarmal im Kreiſe herum; dann ſahe man plötzlich Feuer und Rauch hervorkommen, beides in der Art, als wenn eine Muskete losgeſchoſſen wird; auch war es von eben ſo kurzer Dauer. Ihr eigentliches Gewehr war ein Wurfſpieß.“

Was nun dieſe Erſcheinung mit den Hoffmannſchen Kugeln gemein hat, ſchränkt ſich auf Folgendes ein:

1. Daß die Indianer die brennende Materie nicht geradezu, ſondern ſeitwärts warfen. So wirft Hr. Hoffmann ſeine Kugeln auch, wie wir nachher in dem Bilde, welches er auf den Umſchlag ſeiner Zeitſchrift geſetzt hat, noch deutlicher bemerken werden;
2. Daß dieſe Materie Rauch oder Dampf von ſich gab;
3. Daß ſie unter einem gräulichen Geſchrei abgebrannt wurde;
4. Daß die Indianer, bevor ſie dieſelbe abbrannten, erſt jedesmal Etwas, was ſie in der Hand hielten, einigemal neben ſich im Kreiſe herumſchwenkten, vielleicht um Aufmerkſamkeit zu erwecken; gerade ſo wie Hr. Hoffmann, bevor er ſeine Kugeln wirft, erſt jedesmal Etwas, das mit klingenden Schellen behangen iſt, in der Hamburgiſchen Zeitung ſchwenkt;
5. Daß kein Menſch dabei ums Leben oder um ſeine geſunden Gliedmaßen kam;
6. Daß die Wirkung dort, wie hier, nur einen Augenblick dauerte.

Dies

Dies iſt nun aber auch wahrlich alles, worin man zwiſchen jener brennenden Materie der Indianer und den Hoffmannſchen Stinkekugeln einige Aehnlichkeit bemerken kann. Allein wie groß und augenſcheinlich iſt nicht auf der andern Seite auch die Verſchiedenheit, die wir zwiſchen beiden erblicken!

1. Die brennende Materie der Indianer gab Licht und Flamme; die Hoffmannſche Artillerie hingegen gibt weiter nichts, als Dampf;

2. jene verbreitete ganz und gar keinen Geſtank, dieſe einen fürchterlichen;

3. jene ſollte nur ein Herausfoderungsmittel, kein Kriegswerkzeug ſeyn; dieſe hingegen iſt, ſcheint es, Hrn. Hoffmanns einzige Armatur. Würde ſie ihm genommen, ſo hätte er, beſorge ich, nichts, womit er ſeinen hohem Beruf ein Genüge thun könnte; dahingegen jene doch einen Wurfſpieß hatten;

4. die Indianer ſtellten ſich damit, als brave Kempen, ins freie Feld, Mann gegen Mann, Auge gegen Auge gerichtet; Herr Hoffmann hingegen (S. den Hamb. Korreſpondenten, und weiter unten ſein, von ihm ſelbſt uns geſchenktes theures Ebenbild)

stellt sich, wenn er seine Kugeln werfen will, hinter eine hohe und dicke Schutzmauer, hinter welcher für den, der vor der Mauer steht, nicht viel mehr, als seine Ohren, zum Vorschein kommt.

Ist nun noch irgend Jemand unter meinen Lesern, dem so wenig Scharfsinn zu Theil ward, daß er die große wesentliche Verschiedenheit, die zwischen beiden obwaltet, nicht gleichsam mit Händen greifen kann? Und ist nun noch irgend Jemand übrig, der sich zu behaupten getrauet: daß der Gebrauch, Stinkekugeln zu werfen, ein heidnischer sey, und daß Hr. Hoffmann, weil er sich dieser Kugeln, als des einzigen ihm zu Gebot stehenden Trutzgewehrs, bedient, selbst ein Heide seyn müsse? Er trete hervor, und ich will ihm ins Angesicht sagen: Freund, du redest nicht was wahr ist!

Aber wenn nun mein lieber theurer Beschätzer, wie Jacobson will, kein Christ, und wenn er, wie ich selbst so eben auf die bündigste Weise bewiesen habe, auch kein Jude, kein Muselmann und kein Heide ist: was in aller Welt mag er denn sonst wol seyn? — Ehrlich zu sagen, ich weiß es nicht; aber ich habe eine Vermuthung.

In einer aus mehrerlei Urſachen merkwürdigen Stelle ſeiner unſterblichen Zeitſchrift, (1. St. S. 102.) redet er einem gewiſſen Orden das Wort, den die ganze Chriſtenheit, deren ſchönſte Zierde er einſt war, mit unerhörtem Undank von ſich ausgeſtoßen hat, und den, ſo viel ich weiß, weder Juden, noch Türken, noch Heiden bei ſich aufgenommen haben, der alſo ſeitdem in der menſchlichen Geſellſchaft, wie die Hunde in Japan, privatiſirt und eine unſichtbare Kirche für ſich allein ausmacht. Dieſer bemürbige Orden verſchmähte bekanntlich kein, auch noch ſo garſtig ſtinkendes Mittel, wenn es nur zu ſeinem jedesmaligen Zwecke und — ad majorem Dei gloriam diente. Dieſer Orden wußte ſich auch immer gar fein und klug hinter die größten und mächtigſten Menſchen zu ſtecken, um dieſe für den Orden wirken zu laſſen, indem er ſie zu bereden wußte, daß ſie lediglich für ſich ſelbſt wirkten. Wie, wenn Hr. Hoffmann ein Mitglied dieſes unſichtbar gewordnen vortreflichen Ordens wäre?

Was der Sache einen gewiſſen Grad von Wahrſcheinlichkeit geben kann, iſt die Art und Weiſe, wie Hr. H. die bewußten Kugeln — ich bin es müde ſie bei ihrem häßlichen Namen zu nennen, und ich bitte das Zartgefühl meiner feinen Leſer und Leſerinnen tauſendmal um Vergebung, daß ich

dieſen Namen ſchon ſo oft vor ihnen auszuſprechen mich gezwungen ſah — zu präpariren gewußt hat. Bekanntlich hatte nämlich jener Orden auch darin eine ganz eigene Stärke, daß er das Materielle und Irdiſche unter dem Immateriellen und Ueberirdiſchen ſo geſchickt und ſchlau zu verbergen wußte, daß man nur das Letztere bemerkte, und von dem Daſeyn des Erſteren nichts vermuthete. Gerade ſo iſt nun auch Hr. H. bei der meiſterhaften Zurichtung ſeiner fürchterlichen Kugeln verfahren, ſo daß wir von den irdiſchen Ingredienzien, die dem obigen Recepte aus dem Struenſeeſchen Artilleriebuche zufolge, dazu genommen werden müſſen, keine Spur bemerken, ohngeachtet die Wirkung auf unſere Geruchsnerven ganz die nämliche iſt, die ſonſt nur jene Ingredienzien allein hervorzubringen pflegen. Dies verdient eine genauere Auseinanderſetzung.

Wir riechen z. B. indem Hr. H. ſeine Kugeln auf uns wirft, zuvörderſt Schwefel; und wenn wir zuſehen, ſo ſind es die niedlichſten Sprachberichtigungen und Sprachbereicherungen, womit der große Mann unſern Sprachſchatz zu vergrößern die Güte hat, z. B. Educationrath, Religiondiener, Regierungmethode, Aufklärungjubel, das Gethier (ſtatt die Thiere), es han-

handelt ſich, die allerphiloſophiſchten Pädagogen, giltig, Hilfleiſtung, Buchmachergehilfen, feuerſpriende (ſt. ſprühende) Gemählde u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir riechen ferner Salpeter und Kohlen; unterſuchen wir aber genauer, was es eigentlich iſt, das uns zur Naſe ſteigt: ſo finden wir eine Schreib-art, die in jeder Rückſicht ſo klaſſiſch muſterhaft, ſo rein, ſo fließend, ſo edel und ſo würdig iſt, daß Hr. Hoffmann wahrlich nicht Urſache gehabt hätte, uns erſt auf dem Titel ſeiner preiswürdigen Zeitſchrift zu belehren, daß er Profeſſor der praktiſchen Eloquenz ſey, weil dies Jedem, der für die Schönheiten eines klaſſiſchen Stiels nur im geringſten Sinn hat, ganz von ſelbſt einleuchten mußte.

Wir riechen drittens Harz und Schuſterpech, und würden, wären uns die Augen verbunden, darauf ſchwören, daß wir neben der Werkſtatt eines ehrſamen Schuhflickers ſtünden; thun wir aber die Augen auf und ſchauen hin: ſo ſind es neue höchſt-merkwürdige Entdeckungen, wodurch die ganze duumme Welt auf einmal aus irgend einem unverzeihlich großen Irthum geriſſen wird;

z. B., daß Friedrich der Große nur der ſogenannte Große war*) (1 Heft, Seite 29); daß ſein für Privatleute und für Fürſten großes Beiſpiel, kein großes, ſondern beim Lichte beſehn, nur ein für groß gehaltenes war (ebend. S. 30); daß dieſer ſogenannte Große es gern ſah, wenn man in ſeinen Ländern nicht aufklärte, ſondern vielmehr rohe und Köhlerreligion ſo viel möglich verbreitete (ebend.); daß er freilich (leider!) zwar hin und wieder Toleranz, aber auch ſehr wenig Aufklärung, ſelbſt nach dem Sinne der berühmteſten Aufklärer in Deutſchland, zu Tage legte (ebend.); daß er, wie Hr. H. aus zuverläſſigen Quellen weiß, an den heiligen Nepomuk zu Glatz und an die heilige Mutter Gottes zu Wartha in Schleſien, ſo gut als Hr. H. ſelbſt, glaubte (ebend.); u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir

*) Man bewundere bei dieſer und den folgenden Entdeckungen die mehr als hofmänniſche Feinheit des Hrn. Hofmanns, daß er dieſe auf vollkommene Sachkenntniß gegründeten Herabwürdigungen des ſogenannten großen Königs, dem königlichen Neffen deſſelben, unter deſſen Schutz und Beiſtand er, ſeiner Verſicherung nach, zu ſchreiben gewürdiget wird, ins Angeſicht zu ſagen die Höflichkeit hat. Das heiße ich: ſeinen Hof zu machen verſtehn!

Wir riechen viertens — ach, nur zu ſehr! — eine entſetzlich ſtinkende Maſſe hornichter Eſelsklauen; und ſpüren wir der eigentlichen Urſache davon nach, ſo ſind es — was vermuthet die Sagacität meiner Leſer? — Hrn. Hofmanns eigene geiſtreiche Finger, die er an dem Lichte der Aufklärung verbrennt, indem er es vergebens auszulöſchen ſucht. Das Licht brennt ruhig fort, indeß Hrn. Hoffmanns Schreibe-finger in Aſche zerfallen und die Atmoſphäre um ihn und ſeine köſtliche Zeitſchrift her, durch mephitiſchen Dampf verpeſten.

Wir riechen fünftens — ich warne noch einmal, Mund und Naſe wohl geſchloſſen! — aufrichtigen Teufelsdreck; und was finden wir, wenn wir auf die eigentliche Urſache dieſes unleidlichen Parfüms zurückgehn? Wir finden ſinnreich erdachte Ehrentitel, die für die Perſonen, die damit begnadigt werden, vollkommen eben ſo anpaſſend ſind, als der Titel: Profeſſor der praktiſchen Eloquenz es für Hrn. Hoffmann iſt, z. B., Revolutionsrath, Rebellionsrath, ſchreibende Gaſſenbeller und hämiſche Sudler, Sirenpfeifer und Glockenzieher, privilegirter Fackelmann, Vicepräſident des deutſchen Fackelweſens, Volksbetrüger, gemiethete Schnapphähne gegen Regierungen und Regenten, Pferde aus den

aufgeklärten Philoſophen-ſtutereien u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. Wir finden ferner äußerſt ſcharfſinnige Verdrehungen der unſchuldigſten Worte und der noch unſchuldigeren Gedanken gewiſſer Schriftſteller, denen ohne dergleichen künſtliche Verdrehungen ihrer Ausdrücke und Ideen, nicht wohl beizukommen war, z. E., wenn ich in meinen Briefen aus Paris geſchrieben*) gegen Tirannei und Despotismus zu eifern die Verwegenheit hatte, ohne erſt Hrn. Hoffmann um Erlaubniß dazu gebeten zu haben: ſo ſchiebt Hr. H., um mich auf einmal in meiner ganzen Strafwürdigkeit darzuſtellen, mir gar artig Regenten-autorität unter; und das mit Recht! Denn, ſagt er, man weiß (wer kann nun noch daran zweifeln?) daß Sie unter Tirannei und Despotismus nur Regenten-autorität verſtehen (S. 71). Wenn ich in der Vorrede zu jenen Briefen mein politiſches Glaubensbekenntniß über die dermaligen Volksgährungen ablege und darin ſehr beſtimmt und deutlich äußere, daß ich die gewaltſamen Revolutionen eben ſo wenig, als die zer-

*) Die, im Vorbeigehn geſagt, durch Hrn. Hofmanns gütige Empfehlungen ſo berühmt zu werden anfangen, daß ich nun ſchon mich wirklich genöthiget ſehen werde, eine vierte Auflage davon zu veranſtalten, die ich aber natürlicher Weiſe erſt bei Hrn. H. zur Cenſur und zur Verbeſſerung des Stils einreichen werde.

zerſtörenden Orkane und Erd-erſchütterungen für etwas Wünſchenswürdiges halte, ohngeachtet jene in der politiſchen Welt zuweilen eben ſo nothwendig und unvermeidlich, als dieſe in der Körperwelt ſeyn können; und wenn ich dem zufolge jedem Volke rathe, in dem alten baufälligen Hauſe, ſo lange es immer möglich iſt, lieber die größten Unbequemlichkeiten zu ertragen, als daſſelbe, durch übereiltes Einreiſſen, ſich und den Seinigen auf die Köpfe ſtürzen zu laſſen: ſo erklärt Hr. Hoffmann, der ohnſtreitig beſſer wiſſen muß, was ich glaube oder nicht glaube, als ich ſelbſt, dies geradezu für eine Maske; und das mit Recht! Denn, ſagt er, — und wem ſollte ein ſo ſonnenklarer Grund nicht einleuchten? — Ihre Briefe waren ja eher geſchrieben, als die Vorrede! (S. 64) — Wenn ich in der Vorrede zu Dokt. Fauſts merkwürdigem Buche über den Geſchlechtstrieb der Menſchen, ohne erſt Hrn. Hoffmanns Imprimatur! nachgeſucht zu haben, zu behaupten mich nicht entblödete: „daß die Lehrer und Leiter der Menſchen, die Erzieher, Schulleute, Prediger, Profeſſoren, Schriftgelehrten und Schriftſteller, dem Departement der Gedanken und der Sitten verſtünden, von welchem urſprünglich alles ausgienge und wohin am Ende alles zurückgeführt werden müßte:“ ſo verwandelt Hr. H., kraft der ihm beiwohnenden

Macht-

Machtfülle, dieſe meine unverſtändigen Worte, um Verſtand hineinzubringen und um ſie nachher in die Klaſſe der Aufklärungsſottiſen ſetzen zu können, mit Fug und Recht in folgende, die viel beſſer klingen: „der Vicepräſident des deutſchen Fackelweſens, Herr Revolutionrath Campe in Braunſchweig thut in einer gedruckten (man denke, ſogar in einer gedruckten) Schrift an (man merke, an) ganz Deutſchland kund und zu wiſſen, daß er und die deutſche Propaganda jetzt durch das ganze heilige römiſche Reich das Gedankendepartement habe, und daß aus der Studierſtube des Hrn. Campe jetzt im ganzen römiſchen Reiche alles ausgehe und am Ende in das Departement dieſes privilegirten Fackelmanns auch alles wieder zurückgehen müſſe u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir riechen endlich ſechstens Serapinſaft und Wanzenkraut; und ſehen wir genauer nach, ſo iſt es der reinſte klarſte Unſinn, und ein allerliebſtes Gemiſch von frappanten Widerſprüchen und gar niedlichen Albernheiten. So vertheidigt z. B. Hr. Hoffmann, wie es ſich geziemt,

ziemt, das von Fürſten ausgeübte Recht des Brief-erbrechens, welches ihnen nur von verrückten Volksſchulmeiſtern ſtreitig gemacht werden kann, da alle Briefe, von Privatperſonen geſchrieben, doch wahrhaftig weiter nichts, als nur ein armſeliges Privat-eigenthum ſind; beklagt ſich aber auch zugleich ſehr bitter, daß die Faktionen, Klubs, Sekten und Propaganden in Deutſchland ſich dieſes fürſtliche Vorrecht gleichfalls anmaaßen wollen. Will nun Jemand wiſſen, worauf die Klage über dieſen Unfug ſich gründe; ſo geht er ihm mit folgendem unumſtößlichen Beweiſe zur Hand: „Ich ſelbſt kenne in Deutſchland Leute, und ich gehöre ſelbſt darunter, denen binnen einem halben Jahre mehrere an ſie geſchriebene Briefe — nicht zugekommen ſind. (S. 99)" Alſo muß es ja nothwendig eine Propaganda geben, die ſie auffängt! Was kann ſonnenklarer ſeyn? Hr. H. muß wahrlich auch Profeſſor der Logik werden, weil er eben ſo richtig ſchließen, als beredt und klaſſiſch ſchreiben kann! — So wirft er ferner dem Hrn. von Knoblauch, der ſich in verſchiedenen öffentlichen Blättern beklagt hat, daß ihm Briefe, von Andern an ihn gerichtet und auf die Poſt gegeben, geſtohlen worden wären, ſehr naiv vor: warum er die geſtohlenen Briefe, die er, wohl zu merken! nie erhalten hat, nicht erſt vorlegte!

(S.

(S. 98). Ganz recht; wie darf man über Diebſtal klagen, wenn man das, was einem geſtohlen iſt, nicht zugleich vorzeigen kann? — So denuncirt er — und was kann gerechter ſeyn, als dieſe Denunciation? — den ſel. Baſedow und den Hrn. von Salis, die Stifter ehemaliger Philanthropine, nebſt den Freunden und Zöglingen dieſer Inſtitute, als Aufhetzer der Schwarzen, nun auch der Mulatten, auf St. Domingo und als Urheber des von dieſen unternommenen ſchrecklichen Aufſtandes (S. 70). Warum? Weil die Kolonie auf St. Domingo eine ähnliche Denunciation gegen die franzöſiſchen Philanthropen ausgeſtellt haben ſoll.*) Nun ſind aber die Geſellſchaft

*) In dieſem Augenblicke leſe ich in dem unparteiiſchen Hamb. Korreſpondenten, deſſen Untrüglichkeit bei Hrn. H. und mir bekanntlich keinem Zweifel unterworfen iſt: „die Kommiſſarien der Kolonie auf St. Domingo hätten neuerdings in der Nationalverſammlung im Nahmen ihrer Kommittenten angezeigt, daß nun doch nicht die Philantropen, ſondern die Mulatten auf Domingo, als die einzigen Urheber des Aufruhrs erkannt worden wären.“ (Num. 17. Art. Paris.) Ich muß geſtehn, daß ich eine Anzeige, wie dieſe, wodurch die ſchönſte Entdeckung des Hrn. H. auf einmal ſo unvorſichtiger Weiſe über den Haufen geworfen wird, von einem, ſonſt ſo gefälligen und treuen Bundesgenoſſen deſſelben nicht erwartet hätte.

ſchaft der Philanthropen in Frankreich, und die Stifter der Philanthropine in Deutſchland und in der Schweiz bekanntlich einerlei Perſonen: alſo ſind auch offenbar die Letztern ſo gut als die Erſtern, Urheber der Empörung der Schwarzen. — Armer Baſedow! Noch im Grabe einer ſo ſchwarzen That beſchuldiget und überwieſen zu werden! u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

So viel von der überaus feinen und geſchickten Art, womit Hr. H. die groben irdiſchen Ingredienzien ſeiner Kugeln mit einem feinen geiſtigen Vehikel zu verbinden und ſie dadurch völlig unbemerkbar zu machen gewußt hat. Ich hätte ſtatt einiger Beiſpiele, bei jedem Artikel hundert anführen können: aber wozu ſollte der Ueberfluß? — Ich überlaſſe es nun dem Leſer ſelbſt, zu beurtheilen: ob die Vermuthung, daß Hr. H. ein Mitglied der unſichtbaren Kirche jenes unſichtbaren Ordens ſey, hierdurch nicht einen beträchtlichen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhalte. Der Einwurf, den man dagegen von einer gewiſſen liebenswürdigen Einfalt und von einer gewiſſen milden Verſtandesſchwäche, die Hr. H. in jeder Periode ſeiner unvergleichlichen Zeitſchrift an den Tag zu legen ſich bemüht hat, hernehmen könnte, will hier wenig ſagen, könnte vielmehr, beim Lichte beſehen, wol gar einen neuen, noch viel ſtärkern

Bejahungsgrund für jene Vermuthung abgeben. Denn bekanntlich gehört ja kein geringer Grad des Verſtandes dazu, einen eminenten Verſtand, wie der des Hrn. H. ohnſtreitig iſt, ſo ganz zu verläugnen und zu verbergen zu wiſſen, daß man im ganzen Ernſt von Jedermann für einen entſchiedenen Dummkopf genommen wird. —

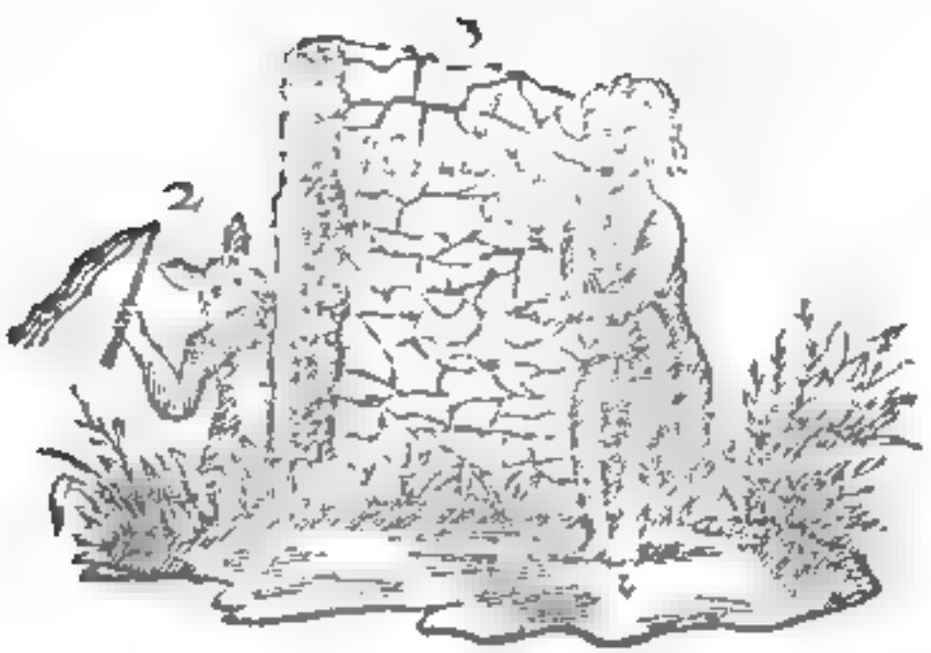
Was nun endlich die Wirkung betrift, welche die Hoffmannſchen Kugeln hieſigen Orts gemacht haben: ſo würde dieſelbe, wären nicht glücklicherweiſe zweierlei rettende Umſtände für uns eingetreten, ohne allen Zweifel grauſam und völlig zerſtörend geweſen ſey. Aber die beſagten beiden Umſtände haben uns für dasmal noch glücklich gerettet. Der erſte war, daß der gräuliche Dampf und Geſtank, die bei der Erſcheinung der Wiener Zeitſchrift unſern Dunſtkreis erfüllten, nur eine einzige Sekunde dauerten. Hätten ſie zwei Sekunden gewährt, ſo hätten wir Alle, ohne Gnade und Barmherzigkeit erſticken müſſen. Aber glücklicher Weiſe liegt es in der Natur ſolcher Dämpfe, daß ſie nicht länger, als einen Augenblick, ſich erhalten können, und alsdann nothwendig zu Boden ſinken und zu Schlamm werden müſſen, der denn nachher einen recht guten Dünger zur Kultur des Witzes und Verſtandes abgiebt. Der zweite glückliche Umſtand, der uns rettete, war der: daß dergleichen Kugeln, wie wir ſchon oben angemerkt ha-

haben, eigentlich nur für diejenigen gefährlich sind und sonst immer auch nur wider solche gebraucht werden, die in unterirdischen Gängen oder Minen, also in eingeschlossener Luft, arbeiten. Nun ist zwar unser Braunschweig eine Festung; aber wir wissen hier gleichwol nichts von Minen. Wir Alle, Groß und Klein, wandeln hier zu jeder Zeit ganz frank und frei unter Gottes offnem Himmel, in Gottes reiner Luft herum, und verkriechen uns niemals in unterirdische Gänge, weder um Andere anzugreifen, noch um uns gegen Anderer Angriffe zu schützen. Wir behaupten unsere Festung mit dem Degen in der Faust; und erwarten kalt und ruhig jeden Feind, der sie uns nehmen will. Diese Methode, uns nicht anders als frei und offen zu wehren, hat uns bisher auch nie im Stiche gelassen; und selbst die Franzosen, die sich auf das Miniren ehemals so gut verstanden, mußten im siebenjährigen Kriege, ganz unverrichteter Sache wieder von uns abziehn.

In einer solchen Stellung nun vermögen selbst die scheußlichsten Stinkekugeln, wenig oder nichts über uns. Ein augenblicklicher, schnell vorübergehender Gestank — das ist der ganze Nachtheil, den sie uns bringen können. Eine einzige Prieſe Taback macht auch diesen bald unmerklich.

Uebrigens ist das ganze Publikum dem vortreflichen Hrn. Hoffmann noch einen besondern

Dank für eine beſondere Gunſtbezeigung ſchuldig, die er ihm und der Nachwelt auf dem Umſchlage ſeiner unſterblichen Zeitſchrift erwieſen hat. Dies iſt die Mittheilung ſeines wohlgetroffenen, ohnſtreitig von einem großen Hiſtorienmahler in einer höchſt-bedeutungsvollen Situation gezeichneten Porträts. Um dieſes theure Geſchenk ſo viel möglich zu vervielfältigen, und auch diejenigen Antheil daran nehmen zu laſſen, welche vielleicht nie ſo glücklich werden, die weltberühmte Zeitſchrift zu Geſicht zu bekommen ohngeachtet dies wol nur bei wenig Menſchen der Fall ſeyn dürfte — habe ich keine Koſten geſpart, das unſchätzbare Stück von der geſchickteſten Meiſterhand nachſtechen zu laſſen, und verleihe es nun dieſem unſern armen Journale, um ihm doch auch einigen Werth zu geben, zur ewigen Zierde deſſelben hiemit ein:



Num.

Num. 1 iſt, wie der Leſer wol von ſelbſt bemerken wird, Einer der von Hrn. Hoffmann mit Recht gezüchtigten Schriftſteller, die ſich bekommen laſſen, Wahrheit zu ſchreiben, und ſie noch dazu ſo nackt und unverhüllt dahin zu ſtellen, als wenn ſie für Jedermann gehörte, und als wenn keine Gedanken-mautheſchau in der Welt wäre. Wie ruhig, frei und unbefangen er da ſteht, vor, nicht hinter der Mauer ſteht, ſo daß Jeder, der Luſt hat, ihn von unten bis oben betrachten und ſein Geſchreibe leſen kann! Er ſcheint das Schickſal, das ſeiner wartet, wie aus dem aufgehobenen Zeigefinger ſeiner linken Hand erhellet, zwar wohl vorher zu ſehn; aber er läßt ſich — der Unverſtändige! — dadurch ſo wenig irre machen; daß er vielmehr ruhig fortfährt, ſeine unverlangten Wahrheiten, wie Hr. H. ſie nennt, keck-lich hinzuſchreiben. Num. 2 iſt nun, wie ich wol nicht erſt anzuzeigen brauche, das beſagte wohlgetroffene Bildniß meines unvergleichlichen Beſchützers, des weltberühmten Profeſſors der practiſchen Elo-quenz, des Hrn. Leopold Aloiſius Hoffmanns ſelbſt. Er hat ſich, wie man ſieht, nach der ihm eigenen ſchlauen Politik, — von der er mit Recht behauptet, daß ich und meines Gleichen nichts davon verſtehen — hinter eine hohe und ſtarke Mauer Num. 3 verſteckt, wo ihm Keiner etwas anhaben kann, und hinter welcher er nur gerade

ſo weit hervorguckt, als erfodert wird, um dem unbefangenen Schriftſteller die bewußten Kugeln, in die Wiener Zeitſchrift eingewickelt — die hier ſymboliſch wie eine Peitſche abgebildet iſt — auf einmal an den Kopf zu werfen. Man ſehe, wie kraftvoll er ausholt, und vergeſſe doch auch ja nicht, das wohlwollende, überaus menſchenfreundliche Lächeln ſeines witzigen Mündchens zu bemerken, womit er ſich glücklich zu preiſen ſcheint, hinter einer ſolchen Mauer hervor ſolche edle und ruhmwürdige Streiche ausgehen laſſen zu dürfen!

Etwas, das ich ungern vermiſſe, hat der Künſtler zu meinem Bedauern ausgelaſſen. Dies ſollte ein in der Luft ſchwebender oder auf der Zinne der Mauer ſtehender hoher Genius ſeyn, der ihn zu dieſer ruhmvollen Unternehmung durch den Horaziſchen Zuruf ermunterte:

I, bone, quo virtus tua te vocat; i pede fausto,
Grandia laturus meritorum praemia!

Campe.
Deſignirter Vicepräſident des deutſchen Fakkelweſens.

2.

Paradoxa des Predigers zu Bergefeld.

(Fortſetzung.)

Zweites Interlocut.

Der Prediger von Bergefeld, der die Generalin, Schweſter des Geheimenraths, ſeines ehemaligen Eleven, nur in ihrer erſten Jugend gekannt hatte, aber, ſowol aus der Erziehung, die ſie damals genoſſen, als auch aus dem Glanze, darin ſie ſeit 8 Jahren bei Hofe lebte, auf ihren Karakter ziemlich richtige Schlüſſe machen konnte, wäre gerne der Unterredung, womit die Geheimeräthin ihn bedrohetete, ausgewichen. Als des folgenden Morgens der Läufer ihn mit ſeiner Frau zur Tafel bat, ſo hofte er auch, die Geſellſchaft würde für ein ſolches Geſpräch zu ſtark werden; aber die Geheimeräthin wußte alles ſo einzurichten, daß die Geſellſchaft, gleichſam unabſichtlich, getrennt wurde.

Die junge Baroneſſin bat, gleich nach gegebenem Kaffee, die Frau Predigerin, ſie und die beiden Fräulein von A** zu begleiten, und mit ihnen über den an den Garten ſtoßenden See, nach

einem kleinern, dem Geheimenrath zugehörenden Gut, zu fahren, wo ſie Befehl hatte, zum Thee und zur Abendmalzeit Anſtalt zu machen. Der Prediger mußte ſich zur Geheimenräthin und Generalin in den Phaeton ſetzen, um, am Ufer des Sees herum, eben dahin zu fahren. Bald bekam die Generalin Luſt auszuſteigen, um die neuen, am See fortlaufenden, Promenaden zu ſehen, die gleichfalls nach jenem Gute hinführten. In einem kleinen Pavillon, der auf einer Höhe angebracht war, wo man eine herrliche Ausſicht über den See hatte, mußte unſer Sonderling ſich zu den gnädigen Damen ſetzen, und die Generalin begann das Geſpräch wie folget.

Generalin. Ich höre, Herr Paſtor, daß Sie auch die Abſicht haben, Leute auſſer Brod zu ſetzen, eben wie Baſedow, Campe, Salzmann und Konſorten. Schämen Sie ſich der Sünde nicht?

Pr. Das iſt eine ſtarke Gewiſſensrüge, Ihro Gnaden, aber wetten mögte ich doch wol, das Baſedow, Campe und Salzmann eben ſo wenig, als ich, wiſſen, womit ſie eine ſolche Beſchuldigung von einer ſo edeln Dame verdient haben.

G. Hören Sie, ſo muß ihr Gewiſſen eben auch nicht zart ſeyn. Sind ſie nicht Schuld daran, daß

daß die Jugend jetzt ohne Friſur mit rund-abgeſchnittenen Haaren geht? Sind ſie nicht Schuld, daß ſo viele Friſeurs ihre Geſellen abſchaffen müſſen, und für ſich ſelbſt nicht einmal ſo viel zu thun haben, daß ſie Brod haben können? Denken Sie, neulich kam ein ſolcher armer Friſeur zum General, und bat um einen, auf unſerm Gut erledigten Schulmeiſterdienſt!

Pr. Ihro Gnaden billigen es doch, daß die guten Männer den menſchenfeindlichen Coup gegen die Perukkenmacher-zunft ausgeführt haben?

G. Wie? Ich ſollte das billigen? Woraus ſchließen Sie das?

Pr. Aus dem Haarputz der jüngſten Fräulein Tochter. Das rund-abgeſchnittene braune Haar, mit dem ſtampeln himmel-blauen Bande, ſteht dem lieben Kinde vortreflich.

G. Nun, wenn ich mich denn auch habe hinreißen laſſen, an der Verſündigung der Pädagogarchen gegen die armen Friſeurs Theil zu nehmen, ſo werde ichs doch nicht billigen, daß Sie damit umgehen, die armen Tanzmeiſter auſſer Brod zu ſetzen. Denken Sie doch! Es ſind ja auch Jugendlehrer, ſind, was Sie einſt waren, und noch ſind. (zur Baroneſſe) Was meinen Sie, Liebe, ſollte der fromme Hr. Paſtor vom Neide ganz frei ſeyn?

Pr. Die Tanz-meiſter, Ihro Gnaden, haben von einem armen Dorfpfarrer eine ſolche Revolution nicht zu beſorgen.

G. Ob Sie ihren Zweck erreichen, davon iſt hier die Rede nicht. Genug an dem guten Willen fehlts Ihnen nicht, alle Tanzmeiſter des Landes zu verweiſen, oder Hungers ſterben zu laſſen.

Pr. Beides wäre noch wol nicht nöthig. Es gibt, denke ich, unter den Tanzmeiſtern viele geſchickte und kluge Männer, die leicht ein nützliches und ehrſames Geſchäft finden, wenn ſie auch nicht mehr im Tanzen Unterricht geben könnten, und die Uebrigen —

G. Ja, und die Uebrigen, die ſonſt nichts gelernt haben?

Pr. Sind doch flink zu Fuß. Als Läufer und Poſtboten könnten die auch noch ihr Brod haben.

G. Et! wie gnädig! Dazu ſollten ſich die armen Leute erniedrigen?

Pr. Erhöhen, Ihro Gnaden. Sie wählten dann ſtatt eines ſchädlichen, ein nützliches Erwerbsmittel, und würden ſo, ehrenvolle Mitglieder der Geſellſchaft.

G. Gut für die armen Tanzmeiſter, daß Sie kein Fürſt ſind. Sie würden die Ballhäuſer und Tanzſäle gewaltig zerſtören.

Pr. Sollts klüglich ſeyn, Lazarethe zu zerſtören, ſo lange die Zahl der armen Kranken noch ſo groß iſt?

G.

G. Was? Sind Ballhäuſer Krankenlazarethe?

Pr. Lazarethe, Ihro Gnaden, wo moraliſche Kranke verpflegt werden, wenn gleich nicht geneſen. Herren, die an der Galanterie krank liegen, und Damen, denen es ſo ſehr Bedürfniß iſt, ſich von Tänzern manliren zu laſſen, als es einigen nervenkranken Schönen in Strasburg ſeyn ſoll, ſich von Magnetiſeurs manipuliren zu laſſen. Wenn ſolche Unglückliche keine Tanzſäle und Ballhäuſer hätten, ſo mögte es ihnen wie Trunkenbolden ergehen, die in Todesgefahr gerathen, wenn ſie plötzlich von ſtarken Getränken ganz abgehalten werden.

Die Geheimeräthin, die bisher bloß Zuhörerin geweſen war, merkte nunmehr zu deutlich, daß der feine Ton des Geſprächs verſtimmt war. Sie nahm alſo das Wort, vielleicht um der Generalin, bei der eine aufſteigende Röthe ſehr merklich wurde, Zeit zu ſchaffen, damit ſie ſich beſinnen könnte, daß ein Dorfpfarrer zu geringe ſey, um ſie beleidigen zu können. Die Geheimeräthin ſelbſt war zu gutherzig, als daß ſie einem ſonſt gutmüthigen Sonderling es verarget hätte, daß ſein Ausdruck etwas ſtark wurde, da ſeine Lieblings-idee auf eine ſolche Art angegriffen ward, wie es von der Generalin geſchah.

Baroneſſe. Herr Paſtor, ich erinnere mich, daß der Kaiſer, als ehemaliger Großherzog von

Toskana, in diesem Lande, den Luxus in Kleidern dadurch abschafte, daß er die Familien, welche Pracht in Kleidern zeigten, bei Besetzung der Aemter übergieng. Sollte das nicht auch anwendbar seyn, um der Tanzlustigen weniger zu machen?

Pr. Vielleicht. Es scheint wenigstens, daß auf solche Art lauter solche Personen nach und nach den Ton angeben würden, die die Denkungsart jener edlen Römer hätten, welche nicht nur sich und ihre Familien zu edel hielten, um zu tanzen, sondern auch, wie Juvenal, zu fein dachten, um ein Ballet nur anzusehen, sollte auch ein Vestris tanzen. Alle aus den gesittetern Ständen würden nach und nach denken, wie der Fürst, seine Beamten und Officire, und der Tanz würde bald zum Pöbel der Städte, oder aufs Land, zu solchen Menschen verbannt werden, deren Nerven durch schwere Arbeit zu sehr abgestumpft, deren Haut zu voll von Schwielen, und deren Gedanken zu sehr geschäftig sind, sich gegen den drohenden Mangel zu sichern, als daß die feinern elektrischen Funken der Wollust, so leicht bei ihnen zünden, und ihnen so gefährlich werden könnten, als dem feiner fühlenden Hofmann, dem gemächlicher lebenden Städter, und überhaupt denen, die Muße genug haben, um jeden Funken der Wollust,

durch

durch die ſchmeichelnde Phantaſie, zu lichten Flammen anzublaſen.

G. Nun, und ſo lange die Fürſten das nicht thun, wirds mit dem Tanzen wol beim alten bleiben. Nicht?

B. Ich kann mirs vorſtellen, daß auch Privatperſonen hiebei etwas wirken könnten. In Anſehung ihrer Kinder und Hausgenoſſen, haben dieſe, in ſolchem Fall, ſo ziemlich dieſelbe Macht, die der Fürſt im Großen hat.

Pr. Ich glaube ſogar, daß Männer, die wie Fürſten, Frauen die wie Fürſtinnen denken, auch ohne es zu ſeyn, durch ihr Beiſpiel, nicht bloß auf ihre Familie, ſondern auch aufs Publikum Einfluß haben. Was können Gründe nicht ausrichten, wenn ſie durch das Anſehn verehrter Menſchen unterſtützt werden?

G. Und dieſe verehrte Menſchen müßten doch erſt durch Ihre Gründe gewonnen werden.

Pr. Durch Gründe, Ihro Gnaden, gleichviel wer ſie vorträgt. Jeder rechtſchafne Mann, jedes tugendhafte Frauenzimmer, inſonderheit jeder Chriſt, und jede Chriſtin, wird ſich leicht entſchlieſſen, ſich des Tanzen zu enthalten, ſobald nur die Ueberzeugung da iſt, daß der Tanz, theils unanſtändig, theils, aufs gelindeſte zu reden, der Tugend gefährlich, zur Frechheit, zum Laſter der unreinen Wolluſt, einladend iſt.

G.

G. Nun, und das müßten doch wol ſolche ſeyn, von denen man nicht denken könnte, daß ſie ihres Standes, oder ihrer Jahre wegen dem Tanz entſagen müßten, wie Sie und ihre Frau?

Pr. Allerdings, Ihro Gnaden. Eines Predigers Beiſpiel wird in dieſem Fall, einem Jeden, der weiter nichts von ihm weiß, als daß er Prediger iſt, verdächtig ſeyn müſſen.

G. Nun, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß wenigſtens kein junges Frauenzimmer von Stande, ſich des Tanzens enthalten kann. Theils würde ſie, wenn ſie ſich dergleichen Sonderlichkeit merken ließe, ſich durchaus lächerlich machen, und theils, wenn ſie nämlich verheirathet wäre, würde ſie auch ihres Mannes Ehre aufs Spiel ſetzen.

Pr. Was das erſte anbetrift, ſo muß ich Ihro Gnaden freilich zugeben, daß eine junge Dame, die ſich durch Vorſichtigkeit, Unſchuld und einen tugendhaften ſittſamen Wandel auszeichnen will, ſich auch darüber mit fürſtlichem Edelmuth hinwegſetzen muß, wenn ein Stutzer oder eine Koquette in ein konvulſiviſches Lachen ausbricht. Solche bedaurungswürdige Menſchen, können ja durch nichts anders ihre Verlegenheit verbergen, die ſie fühlen, wenn ſie ſich, neben der Tugend, in ihrer ganzen Schändlichkeit erblicken. Wer ſich über ein Gelächter ſolcher verworfenen Elenden noch nicht wegſetzen kann, deſſen Tugend iſt nur

eine ſchöne Seifenblaſe. Was aber das zweite betrift, daß ſie nämlich, wenn ſie nicht tanzt, ihres Mannes Ehre aufs Spiel ſetze — das verſtehe ich nicht.

G. Nicht? Wird nicht ein Jeder gleich ſagen: der Mann ſey eiferſüchtig auf ſeine Frau, darum dürfe ſie nicht tanzen?

Pr. Vielleicht. Aber wird er denn dadurch an ſeiner Ehre gekränkt? Das würde, dünkt mich, eher geſchehen, wenn man das Gegentheil von ihm ſagte.

G. Behüte, Herr Paſtor! Ihre Biſarrerie geht doch wahrlich weit! Können Sie mir einen großen, klugen, edlen, und dabei eiferſüchtigen Mann nennen?

Pr. Ja, Ihro Gnaden. Es iſt der Liebling Ihres Herrn Gemals: Cajus Julius Cäſar.

G. Cäſar eiferſüchtig?

Pr. Ich meine, ſehr eiferſüchtig. Clodius hatte ſich bekanntlich am Feſte der Bona Dea in weiblicher Kleidung in Cäſars Haus eingeſchlichen, um Cäſars Gemalin zu ſprechen. Cäſar ſchied ſich, ohne weitere Unterſuchung, von ſeiner Gemalin, und gab zur Urſache an: „Auf Cäſars „Haus muß kein Verdacht der Unehre ruhen.“

G. Mit ihren alten Römern! Daß Ihnen da auch gerade Cäſar einfallen mußte!

Pr. Dieſer mußte mir ſchon aus der Noth helfen, Ihro Gnaden. Unter den Franzoſen fand

ich keinen. Nach der, ſeit Ludwig des Vierzehnten Zeiten, aus Paris ſich verbreitenden Mode, hätte Cäſar nichts anders thun müſſen, als dem Clodius ein Kompliment machen, und ſagen: Vous me faites beaucoup d'honneur, Monſieur!

B. Hören Sie, Hr. Paſtor, ich habe immer für Cäſarn eine große Hochachtung gehabt, aber dieſe Geſchichte gereicht doch eben nicht zu ſeiner Ehre. Es war ein unedles grauſames Verfahren gegen ſeine arme Gemalin. Denn ſagen Sie mir, was konnte das arme Weib dafür, daß der unverſchämte Menſch ſich in ihr Haus eindrang? Was konnte er ihr zur Laſt legen?

Pr. Wenigſtens Unvorſichtigkeit, wenigſtens irgend etwas, wodurch dem Läſterer Raum gegeben wurde. Es mußte doch etwas vorhergegangen ſeyn, wodurch Clodius zu einem ſo kühnen Wageſtück, daß ihm bald das Leben gekoſtet hätte, war aufgemuntert worden. Die Sklavin, die ihn einließ und verbarg, mußte doch etwas vor ſich haben, was ſie glauben machte: „Es würde dies ihrer Gebieterin nicht misfallen," ſonſt wagte ſie dabei weit mehr, als Clodius ihr erſetzen konnte. — So mußte Cäſar urtheilen. Dergleichen Urtheile mußte er von der ganzen Stadt erwarten, die, ſo verderbt ſie war, doch noch den Namen der Galanterie nicht kannte, und altfränkiſch genug dachte, um mit dem air degagé eine Schan-

de in Gedanken zu verknüpfen, die auf den Ehegatten, der mit dem air degagé ſeiner Gattin zufrieden iſt, zurückfällt. Wollte alſo Cäſar in demſelben alt-bürgerlichen Rom, ſeine Ehre retten, ſo mußte er, dünkt mich, thun, was er that.

G. Gut, in jenen Zeiten konnte Cäſar vielleicht nicht anders handeln. In unſern Tagen, wo ſolche entbrüſtige Nachgrübeleien nicht mehr weiſe ſind, hätte der große Cäſar edeler gehandelt. Das müſſen Sie doch geſtehen.

Pr. Anders, vielleicht, wenn er nämlich in Paris gelebt und es ihm bloß um die gute Meinung derer, die dort den Ton in ſolchen Dingen angeben, zu thun geweſen wäre; aber auch edeler? Wenn er ſo, einem galanten Clodius und ſeines Gleichen freien Spielraum gelaſſen, und, durch ſein Beiſpiel, eine Denkungsart begünſtiget hätte, nach welcher eine, eben ſo natürliche als edele, Leidenſchaft, die Eiferſucht, lächerlich gemacht wird? Dieſer ſo allgemeine Naturtrieb, den der Schöpfer beiden Geſchlechtern einpflanzte, um das Laſter des Ehebruchs zu erſchweren, mußte freilich, eben wie die natürliche Schamhaftigkeit der Jugend, erſt lächerlich gemacht werden, wenn das Sittenverderben eine ſo fürchterliche Höhe erreichen ſollte, als es leider erreicht hat; aber, ſo etwas begünſtigen kann doch ſchwerlich etwas edeles ſeyn. Sollte es nicht vielmehr bei einem

Man-

Manne von Cäſars viel-umfaſſendem Geiſte, eine ſchändliche Niederträchtigkeit geweſen ſeyn, wenn er ſich ſo ſklaviſch unter eine ſchädliche Volksmeinung geſchmiegt hätte?

B. Sie werden, dünkt mich, warm, Hr. Paſtor, Sie fangen an zu deklamiren. Um die Wahrheit zu erforſchen müſſen wir alle drei ganz kaltblütig bleiben. Ihre Vorſtellung von der Eiferſucht, das müſſen Sie geſtehen, iſt ſo ſehr der gewöhnlichen Meinung entgegen, ſo paradox, daß Sie es uns nicht verdenken können, wenn wir ſtrenge Beweiſe fodern. Ob Cäſar, in ſeiner beſondern Lage, recht oder unrecht, edel oder unedel handelte, das kann uns am Ende gleichviel ſeyn. Wir ſprechen von der Eiferſucht an ſich. Dies mögte ich indeſſen doch beiläufig bemerken, daß es, nach der Lehre Jeſu, unmöglich hätte können gerechtfertiget werden, daß Cäſar ſich von ſeiner Frau ſchied, ohne ihr wirkliche Untreue bewieſen zu haben. Der Ausſpruch unſerer chriſtlichen Gerichte wäre auch nicht zu ſeinem Vortheil ausgefallen.

Pr. Das Letztere Ihro Gnaden iſt unbezweifelt, ob aber die Lehre Jeſu ihm Unrecht gebe, das könnte noch ſehr bezweifelt werden. Nach dieſer Lehre iſt auch die feinſte Koquetterie ſchon Ehebruch. Jeſus ſagt: Wer ein Weib nur anſieht ihr zu begeh-

gebren, der hat ſchon die Ehe gebrochen in ſeinem Herzen. Wenn aber Jeſus lehrt, daß nur um Ehebruch willen eine rechtmäßige Ehe-ſcheidung Statt finde, ſo beſtimmt er gar nicht, ob er dies bloß von äußerlichem groben Ehebruch, oder auch vom Ehebruch im Herzen verſtanden wiſſen will. Daß ein Ehegatte ſich an dem andern verſündigt, wenn er auch nur durch Koquetterie ihn und Andere glauben macht, daß er, auſſer der ehelichen Liebe ſeines Gatten, noch eine ähnliche Liebe eines Andern gegen ſich wünſcht, das iſt doch wol ſicher; und der Heiland lehrt uns ſelbſt: Wenn Jemand uns beleidiget, wenn gütliche Vorſtellungen nicht helfen, ſondern die Kränkungen fortdauern, ſo ſollen wir gegen ſolche Beleidiger thun, was die Juden gegen Heiden und Zöllner thaten, das heißt offenbar, wir ſollen uns ganz von ihnen trennen. *)

G. Auf die Art darf eine Frau nie munter ſeyn in irgend einer Geſellſchaft, ohne zu fürchten, daß ihr Mann ſie für eine Koquette erkläre, ſie ſitzen laſſe, und in alle Welt gehe. Denn wie leicht kann in Geſellſchaft nicht ein Geck wie Clodius ſeyn, der jede freundliche Lebhaftigkeit für Aufmunterungen, oder für Einladungen zu Liebesbewerbungen hält?

Pr.

*) Matth. 18, 15-17.

Pr. Munterkeit und Lebhaftigkeit, Ihro Gnaden iſt etwas ſehr Liebenswürdiges bei einem Frauenzimmer; ich wenigſtens würde meine Frau nie geheirathet haben, wenn ſie nicht munter und lebhaft wäre. Aber Munterkeit ohne Klugheit und Vorſichtigkeit, iſt Leichtſinn und Unbeſonnenheit. Gegen einen Gecken, (und der iſt jedem nicht ganz einfältigen Frauenzimmer auf den erſten Blick kenntlich) muß das munterſte Frauenzimmer keine freundliche Lebhaftigkeit, ſondern erhabenen Ernſt und Würde, oder ein Betragen äußern, wodurch ſie ihm zeigt, daß ſie ſeine Galanterie von Herzen verachtet und verabſcheuet, und ſorgfältig alles verhüten, wodurch ein elender Stutzer glaubend gemacht werden könnte, daß ſie ihn zu Liebesbewerbungen einlüde. Beweiſet ſie eine ſolche chriſtlich-weiſe Vorſichtigkeit nicht, ſo kann ſie wegen der traurigen Folgen Niemanden als ſich ſelbſt anklagen. Dem Mann iſts nicht zu verdenken, wenn er ihr darüber Vorſtellungen macht, und, wenn dieſe fruchtlos ſind, ſie verläßt. Uebrigens hat die Ehefrau im umgekehrten Falle, daſſelbe Recht, was der Ehemann hat.

B. Aber das führt uns wieder von unſerm Zweck ab. Alles, was Sie da ſagen, kann wahr ſeyn, aber durch das Alles wird Eiferſucht doch nie etwas Edles. Bei dieſer Leidenſchaft liegt der ſcheusliche Neid zum Grunde. Niedriger

Ver-

Verdacht und Argwohn ſind ihre Begleiter. Quälende Vorwürfe, und andere Kränkungen, ohne Maaß und Zahl, machen ihr Gefolge aus. Und doch ſoll die Eiferſucht eine edle Leidenſchaft, und der Mangel an Eiferſucht ſchimpflich ſeyn? Das haben Sie behauptet, und darüber fodern wir Beweis.

Pr. Die Frau Geheimeräthin haben da wirklich die Eiferſucht ſo ſchauerlich gemahlt, daß einen grauen ſollte, ſie anzuſehen. Und ich muß noch hinzuſetzen: Ihro Gnaden haben ſie, nach meinem Bedünken, ſehr richtig gemahlt, und nichts übertrieben. Bei dem Allen will ich verſuchen, was ich zum Beſten dieſer ſo ſtark angeklagten Leidenſchaft ſagen kann. Erſtlich, iſt es wahr, bei der Eiferſucht liegt Neid zum Grunde, und Neid iſt abſcheulich und zugleich närriſch in allen Fällen, einen einzigen ausgenommen.

G. Bewahre! Hr. Paſtor, wo gerathen Sie hin! Sie wollen ein Lehrer der Religion Jeſu ſein, und vertheidigen den Neid! Iſt der Neid nicht die Leidenſchaft, die den Teufel antrieb, unſere erſten Eltern zu verführen?

Pr. Ich vertheidige den Neid nur in einem einzigen Fall, Ihro Gnaden, und in dem Fall war wenigſtens der Teufel gerade gar nicht.

G. Nun den Fall mögte ich doch wahrlich wiſſen.

Pr. Es iſt der, wenn es ganz ausgemacht iſt, daß Jemand ein ausſchließendes Recht hat, eine Sache blos für ſich allein zu beſitzen. In dieſem Fall iſt offenbar die Eiferſucht, oder wenn Ihro Gnaden es ſo auszudrücken belieben, der Neid, pflichtmäßig, etwas Lobenswerthes und Liebenswürdiges. Ich bitte, daß es mir erlaubt ſeyn möge, das mit einem Beiſpiel zu erläutern.

G. Sie haben unſere völlige Erlaubniß. Nur her mit dem Beiſpiel! Denn mir iſt es noch ſehr dunkel.

Pr. David war von dem ganzen Volke Iſrael zum Könige gewählt und gehuldiget. Wenn nun ein benachbarter König in ſein Land einfiel, und ſich einen Theil deſſelben, oder das ganze Land unterwürfig machen wollte?

B. Nun, da müßte er als König ſein Land vertheidigen.

Pr. Hätte er nicht edler gehandelt, nicht die Liebe und das Lob ſeines Volks ſich erworben, wenn er dabei lieber gleichgültig geblieben wäre, und dem fremden Könige einen Theil ſeiner Herrſchaft oder auch das ganze Reich abgetreten hätte?

B. Gar nicht. Man hätte ihn verachtet und verabſcheuet. Er wäre nicht werth geweſen je zum Könige gewählt zu ſeyn.

Pr.

Pr. Alſo glauben Ihro Gnaden, daß er von ſeiner Alleinherrſchaft, dazu er ein ausſchließendes Recht hatte, keinem Andern etwas gönnen durfte?

B. Freilich das durfte er nicht.

Pr. Auf die Art hätten Ihro Gnaden mir ſchon einen wichtigen Satz zugeſtanden!

B. Nun, welchen?

Pr. Den: „Es gibt einen Fall, wo Neid und Mißgunſt nicht ſchändlich, ſondern pflichtmäßig und rühmlich iſt.“ Denn ein König kann, darf, muß, auf das ihm einmal freiwill'g übertragene Recht der Alleinherſchaft, neidiſch, mißgünſtig, oder eiferſüchtig ſein: bliebe er gleichgültig dabei, wenn ihm auch nur etwas davon geraubt würde, ſo wäre er nicht werth je König geweſen zu ſein.

G. Gut, das iſt aber ein ganz einzelner und auſſerordentlicher Fall, der auf die Eiferſucht in der Ehe nicht anwendbar iſt. Der Ehemann iſt nicht König, und ſein Weib nicht ſeine Unterthanin.

Pr. Sehr wahr, Ihro Gnaden. Aber laſſen Sie uns anſtatt des Worts: Alleinherrſchaft, Alleinliebe, und anſtatt des Worts: König, Ehemann oder Ehefrau ſetzen. Kein König kann doch ein größeres Recht zur Alleinherrſchaft haben, als der Mann zur Alleinliebe ſeines Ehe-

weibes, und das Weib zur Alleinliebe ihres Ehemannes hat, da ſich Beide einander dieſelbe freiwillig, feierlich, eidlich, vor dem Angeſichte Gottes, verſprochen haben. Dies werden die gnädigen Damen doch nicht beſtreiten?

B. Das muß freilich zugegeben werden.

Pr. Nun, ſo wird auch der Satz unwiderſprechlich ſeyn: Ein Ehegatte, ſey es Mann oder Weib, kann, darf, ja muß, auf das ihm freiwillig, feierlich, eidlich übertragene Recht der Alleinliebe *) des andern Gatten, neidiſch, mißgünſtig, eiferſüchtig ſeyn. Bliebe Er oder Sie gleichgültig dabei, wenn dies Recht gekränkt würde, oder auch nur in Gefahr wäre gekränkt zu werden, ſo wären Beide der tiefſten Verachtung würdig, wenigſtens keiner von Beiden werth, je Gatte oder Gattin geworden zu ſein.

B. (Zur Generalin) Was meinen Sie, Liebe, geben wir ihm das zu?

G.

*) Ich hoffe, es werde hier Niemand das Wort, Alleinliebe, ſchikaniren. Zum Ueberfluß ſey es ſonſt bemerkt, daß hier von ehelicher Liebe die Rede iſt, der durch Liebe des Mitleids, wie elterliche Liebe gegen Kinder, durch Liebe der Dankbarkeit, wie kindliche Liebe zu den Eltern, endlich durch ganzgeiſtige Liebe, wie die zweier Freunde oder zweier Freundinnen, kein Eintrag geſchieht.

G. Wahrhaftig, das iſt unausſtehlich, daß man ſich ſolche paradoxe Sätze als Wahrheiten ſoll aufdringen laſſen.

B. Wirklich, Hr. Paſtor, mich ſollten Sie beinahe mit der Eiferſucht ausſöhnen.

Pr. Die Eiferſucht iſt in der That von dem Glück der ehelichen Liebe durchaus unzertrennlich. Denn, wenn ein Ehegatte den Andern, mehr als alle übrige Menſchen, liebt, ſo kann es ihm auch unmöglich gleichgültig ſeyn, ob er von dem Andern eben ſo wieder geliebt wird, oder nicht. Daher würkt auch die Eiferſucht in der Ehe auf beiden Seiten ein unaufhörliches Beſtreben, dem andern Gatten der geliebteſte Gegenſtand zu ſein, zu bleiben, und immer mehr zu werden. Der Mann, welcher eiferſüchtig iſt auf die Liebe ſeines Weibes, bemüht ſich ſicherlich, durch männliche Vollkommenheiten, durch Klugheit und Entſchloſſenheit in ſeinem ganzen Betragen, durch unermüdete Thätigkeit und Fleiß in ſeinen Geſchäften, durch Muth in jeder Gefahr, und durch zärtliche Bemühung jedem rechtmäßigen Wunſche ſeiner Gattin, wo möglich, zuvor zu kommen, immermehr achtungs- und liebenswerth in ihren Augen zu werden. Das Weib, welches eiferſüchtig iſt auf die Liebe ihres Mannes, wird eben ſo raſtlos ſein, um durch weibliche Tugenden, durch Sanftmuth

muth und Freundlichkeit, durch aufmerksame Gefälligkeit, und nachgebende Zärtlichkeit, endlich durch Ordnung, Reinlichkeit, und ämsigen Fleiß in ihren Geschäften, sich ihren Gatten immer unentbehrlicher und liebenswerther zu machen, damit sie immer gewisser werde, sein Herz ganz allein zu besitzen.

G. Sie kommen ausser Athen, Hr. Pastor. Das war einmal eine mächtige Lobrede auf die Eifersucht. Sonach müßte wol jedes Weib sich freuen, wenn ihr Mann recht eifersüchtig auf sie wäre. Meinen Sie nicht?

Pr. Glauben Ihro Gnaden, daß irgend eine tugendhafte, ihren Gemal liebende, Gattin sich einen Mann wünschen könne, der gar nicht eifersüchtig auf sie wäre?

G. Der gar nicht eifersüchtig auf sie wäre? Gibts deren?

Pr. O ja! In Paris, London, Napoli und Rom, an den meisten Höfen, gibts Männer genug, denen an der Alleinliebe ihrer Gattinnen gar nichts gelegen ist, die ihren lieben Eheweibern Galans zuführen, und sich derweile die Zeit bei einer Tänzerin vertreiben. Vom edelen Venetianer an, der seiner Gemalin ihren Cicisbeo, und sich seine Operistin hält, bis auf die Figaro's, welche schon ihren Bräuten die nöthigen Winke

ge-

geben, wie ſie ſich gelegentlich gegen ihre gnädigſten galanten Herren zu benehmen haben — —

G. O! Wer ſpricht von ſolchen niederträchtigen Elenden.

Pr. Das dünken ſich ſolche Leute nicht zu ſeyn, ſolche Marinelli's und Wilsdorfs, ſolche Nobili und Marquis, und Lords und Millionairs, die oft durch Band und Stern, Heiducken und Läufer, Reſpekt einflößen. Aber ſie ſind galant, haben monde, ſind du bon ton, das heißt, aufgeklärt genug, um ſich über Vorurtheile zu erheben, die nur für den Pöbel, oder, pour le Nord gehören, haben Gout genug, um im L'homme machine, in der Pucelle d'Orleans, in den Briefen über die Bibel im Volkston, in Beaumarchais luſtigen Tag, und in der Gallerie der Teufel, mehr bon ſens zu finden, als im neuen Teſtament — —

B. Halten ſie ein, Hr. Paſtor! Ich will Ihre Frage beantworten. Aber dann iſt auch die Reihe zu fragen an mich.

Pr. Ich erwarte ehrerbietigſt die Antwort und die Frage.

B. Die Antwort iſt die: Nur eine Gräfin La Motte *) und ihres Gleichen kann ſich einen Mann

*) Aus der Halsbands-geſchichte bekannt.

von der eben beſchriebenen Art wünſchen. Nun aber die Frage: Kann ein Frauenzimmer ſich einen Mann wünſchen, der aus Eiferſucht, wie der Türke, oder Spanier, ſie einkerkert, oder wenigſtens ſie beſtändig mit ungegründetem Verdacht, mit Argwohn und Vorwürfen quält.

Pr. Die oben beſchriebene Eiferſucht, die eifrig ſucht das Recht der Alleinliebe des andern Gatten ganz ungekränkt für ſich zu behalten, fühlt der Türke und Spanier, wenn er ſein Weib einkerkert, eben ſo wenig, als irgend ſonſt ein Mann, der fähig iſt, ſeine Gattin als Sklavin zu behandeln. Wenn ein Mann nur den geringſten Grad von Menſchenverſtand hat, ſo wird er erkennen, daß er ſeiner Gattin liebreich und nicht barbariſch begegnen muß, wenn er ſich ihrer Liebe verſichern will. Denn Liebe läßt ſich nicht erzwingen.

G. So? Und was ſollte denn den Türken oder Spanier antreiben, ſeine Geliebte einzukerkern, wenn er nicht eiferſüchtig auf ſie wäre?

Pr. Fielding, Ihro Gnaden, ſchrieb in ſeinem Fündling ein eignes Kapittel von der Liebe. Da unterſchied er zwiſchen der Liebe des Wohlwollens, und der Liebe des Appetits. Die Letztere empfand Hr. Bliſil gegen Sophie Weſtern. Die Erſtere zu empfinden war er nicht fähig.

B. Wenn das hieher gehört, Hr. Paſtor, ſo holen Sie gewaltig weit aus.

Pr. Ich bin ſchon wieder auf den Rückwege, Ihro Gnaden. Wenn der bloß thieriſche Appetit nach dem Genuß der Reize eines Frauenzimmers den edlen Namen: Liebe führen darf, ſo kann allenfalls der bloße Geiz auf ihren Alleinbeſitz und Alleingenuß auch den Namen Eiferſucht führen. Doch ſollten wir billig auch hiebei einen Unterſchied machen, zwiſchen der Eiferſucht des Wohlwollens, oder der zärtlichen Liebe, und zwiſchen der Eiferſucht der groben und thieriſchen Sinnlichkeit.

B. Nun, das iſt einmal wieder ein haarfeiner Unterſchied.

Pr. Sicher aber ſo groß, Ihro Gnaden, als der zwiſchen der Liebe des Wohlwollens und der des Appetits. Die Eiferſucht des Wohlwollens, oder der zärtlichen Liebe, kann nur der durch Vernunft und Religion aufgeklärte, edle, freundſchaftliche Gatte empfinden. Dieſer verabſcheuet alle Art von Tirannei, weil bei dieſer Eiferſucht der ernſtlichſte Wunſch zum Grunde liegt, der geliebteſte Gegenſtand des andern Gatten zu ſeyn. Die Eiferſucht der groben Sinnlichkeit hingegen, kann auch der Türke fühlen, der durch Erziehung, Gewohnheit, Beiſpiel, und ſelbſt durch ſeine Reli-

gion

gion angewiesen wird, vorzüglich nur nach sinnlichen Vergnügungen sich zu sehnen. Dem Türken ists genug, wenn seine Sklavin nur freiwillig oder aus Zwang? das ist gleich — ihn, sobald er es wünscht, mit allen ihren Reizen beglückt, und er sicher ist, sie unter Schloß und Riegel bloß für sich zu haben. Ob sie mehr Neigung zu einem Andern hat, als zu ihm, das kümmert ihn wenig. Der Gedanke erhöhet wol gar seine wollüstigen Empfindungen, daß er doch ihr Herr ist, daß er ihre Neigungen tiranniſiren, und sie als seine Sklavin behandeln kann, wie es ihm gelüstet.

B. Nun, dieser Art der Eifersucht, die über Unschuldige so namenloses Elend bringt, wollen Sie doch nicht das Wort reden, Hr. Pastor?

Pr. Ich fürchte nicht, daß Ihro Gnaden mich dazu fähig halten.

B. Wie, wenn ich Ihnen nun aber beweisen könnte, daß die andere Art von Eifersucht, die der zärtlichen Liebe, wie Sie sie nennen, für ganz Unschuldige, gleichfalls nur gar zu oft, eine Quelle des namenlosesten Jammers ist? Denn glauben sie nicht daß sehr oft ein zärtlich liebender, also kein türkischer, Gatte, durch diese Eifersucht sich hinreissen lässet, den andern Gatten mit Verdacht, Argwohn und Vorwürfen, über

nichts

nichts bedeutende Dinge zu quälen, über Kleinigkeiten, darauf er, ohne zur Eiferſucht geneigt zu ſeyn, gar nicht würde geachtet haben?

Pr. Es iſt ſicher eine ſehr richtige Bemerkung, Ihro Gnaden, daß der Eiferſüchtige oft Verdacht ſchöpft, wo der, ſo nicht eiferſüchtig iſt, keinen ſchöpfen würde. Gerade weil dem eiferſüchtigen Gatten ſo viel an der Alleinliebe des andern Gatten gelegen iſt, ſo iſt oft ein Wort, ein Blick, genug, ihn zu beunruhigen, wenn er daraus zu erkennen glaubt, daß die ihm zugeſchworne Liebe im Begriff iſt, einem Andern zuzufliegen, ja wol gar ſchon wenn er das Betragen des andern Gatten auch nur bloß für unvorſichtig hält, ſo daß dem Läſterer dadurch Raum gegeben werden könnte.

B. Nun, Hr. Paſtor, Sie, ein Menſchenfreund, können die Eiferſucht noch in Schutz nehmen, da Sie doch geſtehen müſſen, daß ſie ſo viel Elend anrichtet?

Pr. Ich habe gehört, Ihro Gnaden, Fräulein Louiſe habe geſtern den Arm verbrannt.

B. Ja, denken Sie! Geſicht und Bruſt hätte ſie verbrennen können, wenn ich ſie nicht geſchwinde aus dem Kamin weggeriſſen hätte. Aber wie kommen Sie jetzt darauf?

Pr. Ich denke nur an die Gefahr, die ſtets mit dem Kaminfeuer verbunden iſt.

B. Eigentlich war der glatte, getäfelte Fußboden Schuld. Mein Mann machte ſich bittere Vorwürfe, daß er, wie er ſagte, aus Sklaverei gegen die unſinnigſte aller Moden, einen Boden von Parquetage hätte machen laſſen, wodurch er hätte ein Mörder ſeines Kindes werden können.

Pr. Sonach wird das Kaminfeuer wol bleiben, und das ſchöne ſpiegelglatte, ſo künſtlich gearbeitete Parquet —

B. Muß fort, ohne Gnade, ſobald ich meinem Manne nach der Reſidenz folge.

G. (Zur Baroneſſe) Aber, Liebe, merken Sie die Liſt des Paſtoren nicht? Nun er in die Enge getrieben iſt, macht er Seitenſprünge, und bringt Sie auf Louiſens Brandhiſtorie, weil er wußte, die Geſchichte wäre der Mutter zu wichtig, um nicht darauf zu entriren, und alles Andere darüber zu vergeſſen.

B. Das wäre in der That artig. Wornach fragte ich zuletzt, Hr. Paſtor?

Pr. Ihro Gnaden fragten, wie ich die Eiferſucht in Schutz nehmen könnte, da ſie doch ſo viel Elend anrichtete.

B. Recht. Was können Sie darauf antworten?

Pr.

Pr. Ihro Gnaden nehmen auch das Kaminfeuer in Schutz, ſo viel Schmerz es auch der armen Fräulein Louiſe verurſachet hat.

G. Das Feuer hätte ſie nicht gebrannt, wenn ſie nicht hineingefallen wärt, und ſie wäre nicht hineingefallen, wenn der Fußboden nicht parqueſtirt geweſen wäre, und den glatten, getäfelten Fußboden nimmt meine Schwiegerin ſo wenig in Schutz, daß ſie ihn vielmehr nicht bloß aus ihrem, ſondern aus allen Häuſern in Europa wegbrechen laſſen würde, wenn ſie nur könnte. Da ſind kurz und gut ihre Gründe, warum ſie das Kaminfeuer in Schutz nahm. Nun hurtig! Welche ſind die Ihrigen, warum Sie die Eiferſucht in Schutz nehmen?

Pr. Ich bin in der That wegen meiner Antwort in Verlegenheit Ihro Gnaden.

G. Sagen Sie lieber, Sie wiſſen nichts zu antworten.

Pr. Ich mag mich wenden, wie ich will, ſo fürchte ich doch, daß meine Antwort ausſehen mögte, als wäre es Parodie auf das, was Ihro Gnaden, die Frau Generalin eben zu ſagen beliebten. — Und das wäre reſpektwidrig.

G. Nun, das ſoll Ihnen diesmal erlaubt ſeyn. Solche Winkelzüge helfen hier nicht. Her mit der Parodie! Nur keine weitere Vorrede.

Pr.

Pr. Befohlenermaßen also: die Eifersucht ist ein Feuer, welches nur erquicken und wärmen, nie brennen würde, wenn Niemand unvorsichtig damit wäre, und Niemand würde unvorsichtig damit seyn, wenn Tanz und einsame Begleitungen, Eitelkeit und Koketterie, Air degagé und Minauderie, Galanterie und beißende Spöttereien über alles, was gemeiniglich unter dem Namen Eifersucht begriffen zu werden pflegt, nicht Mode wären. Und alle diese Moden nehme ich so wenig in Schutz, daß ich sie vielmehr nicht bloß aus meiner Gegend, sondern aus dem ganzen heiligen deutschen Reich verbannen mögte, wenn ich nur könnte.

G. (Zur Baronesse.) Wahrhaftig, Parodie! Er faßt mich aufs Wort.

B. (Zur Generalin.) Tu l'as voulu George Dandain. Aber, Herr Pastor, glauben Sie, daß die Eifersucht ein Feuer ist, welches nie Unschuldige brennt?

P. Ich behaupte nur, Ihro Gnaden, es sey ein Feuer, das nie Unschuldige brennen würde, wenn nie Jemand unvorsichtig damit wäre. Ist aber Jemand dies, so brennt's nicht bloß den Schuldigen, sondern auch oft den Unschuldigen. Wenn ein liebender Gatte sehen muß, daß der andere leichtsinnig der ihm geschworenen Treue ver-

gißt

gißt, Fremden, die ihm allein gehörige Liebe ſchenkt, oder durch Galanterie, Koketterie, Minauderie, durch ſchmeichelnde Komplimente, durch eitles Präſentiren körperlicher Reize, durch Blicke und Seufzer einem Fremden anbietet, oder gar Mehrern feil bietet: ſo brennt die Eiferſucht den gekränkten liebenden Gatten, ohne ſeine Schuld, bis er fühllos gebrannt iſt, das heißt, bis entweder ſein Tod oder eine völlige Gleichgültigkeit von ſeiner Seite gegen den andern Gatten erfolgt.

G. Ja, die Eiferſucht iſt ein Feuer, das keinen Unſchuldigen brennen würde, wenn Niemand ſchwarzblütig wäre. Iſt aber Jemand dies, ſo brennt's nicht bloß den Schuldigen, der Verdacht und Argwohn fühlt, ſondern auch oft den unſchuldigen Gatten, der nicht ſelten wegen eines Seufzers, eines freundlichen Blicks, eines unbedachtſamen Worts die bitterſten Vorwürfe dulden muß u. dergl. Verzeihen Sie Hr. Paſtor, ich habe im Parodiren erſt ganz neulich Unterricht gehabt.

Pr. Die wohlgerathene Parodie iſt für mich ein ſchätzbarer Beweis, daß ich keine Ungnade befürchten darf. Aber Ew. Gnaden erlauben mir doch eine Frage?

G. Nun, welche?

Pr. Quält der ſchwarzblütige Gatte, den Andern mit Vorwürfen, weil er ſchwarzblütig, das heißt: krank iſt?

G. Ja, weil er krank iſt, aus Eiferſucht.

Pr. Alſo doch nicht wegen körperlicher Krankheit? Dies würde wenigſtens den Vorwürfen das Kränkende benehmen, und das um ſo mehr, je mehr der körperlich Kranke ein Gegenſtand des Mitleides iſt. Alſo, aus bloßer Eiferſucht?

G. Freilich, aus bloßer Eiferſucht.

Pr. Meinen Ihro Gnaden, die Eiferſucht der zärtlichen Liebe?

G. Freilich, der neſſelheißen zärtlichen Liebe.

Pr. Alſo doch nicht die Eiferſucht der groben Sinnlichkeit, oder den niedrigen Eigennutz oder Geiz auf den Alleinbeſitz, oder Alleingenuß der Reize des andern Gatten, vielmehr die edlere Art der Eiferſucht, die eifrig ſucht das ihm zugeſchworne Recht der Alleinliebe ungekränkt für ſich zu behalten?

G. Ich ſprach von der letzten.

Pr. Dann hätte ich Luſt zu behaupten: Entweder, daß der Gatte, ſo die Vorwürfe ertragen muß, Schuld hat, oder auch, daß ihm die Vorwürfe, nicht unerträglich, ſondern angenehm ſeyn müſſen.

G. Luſt es zu behaupten? Daran zweifle ich nicht, aber, auch es zu beweiſen? Sind Vorwürfe nicht ſtets etwas Unerträgliches?

Pr. Das älteſte Fräulein von K** Ihro Gnaden, erzählte mir neulich, da ſie mir einige Landſchaften wies, die ſie gezeichnet hatte, mit Freudenthränen, eine Geſchichte, die, dünkt mich, dieſe Frage entſcheidend beantworten kann: „Meine „Mutter, ſagte ſie, kam an ihrem letzten „Geburtstage auf mein Zimmer, ſahe mein Zeichenbuch, und ſagte: „Seit vierzehn Tagen, „Albertine, haſt du keinen Strich gemacht. Du „liebſt mich nicht, ſonſt wärſt du fleißiger. Ich „zitterte vor Freuden, zog ein Paar, für meine „Mutter geſtickte Manſchetten hervor, und ſagte, „da ich ſie übergab: Ich wollte dies ſo gerne zu „Ihrem Geburtstage fertig haben, liebſte Mama. „Künftig will ich beim Zeichnen fleißiger ſeyn.“

Der mütterliche Vorwurf erhöhte, dünkt mich, der Mutter Zärtlichkeit, der Tochter Freude.

G. Ja, die Mutter ließ ſich leicht überzeugen, daß der Vorwurf ungegründet war, weil ſie es ſelbſt aus Liebe zum Töchterchen wünſchte.

Pr. Der aus zärtlicher Liebe eiferſüchtige Gatte wünſcht aus derſelben Urſache auch, daß ſeine Vorwürfe ungegründet ſeyn, und wird ſich alſo auch, eben deswegen, gern überzeugen laſſen.

G. Wenn er ſich aber doch nicht überzeugen läſſet?

Pr. So müſſen ſeine Vorwürfe auch nicht ganz ungegründet ſeyn.

G. Was aber zum Grunde liegt, iſt oft eine unbedeutende Kleinigkeit.

Pr. Sollte irgend etwas bei der Liebe Kleinigkeit ſeyn?

G. Oder bloße Unvorſichtigkeit.

Pr. Darf ich fragen: Eine innere, oder äußere Unvorſichtigkeit?

G. Eine innere Unvorſichtigkeit? Was iſt das?

Pr. Wenn ein Ehegatte auf ſein Herz nicht Achtung gibt, und irgend eine Neigung darinnen aufkommen läßt, die der, dem andern Gatten zugeſchwornen Alleinliebe zuwider iſt, als: wirkliche Liebe die auf einen fremden Gegenſtand fixirt, oder Eitelkeit, Begierde zu glänzen, Koquetterie, Eroberungsſucht, die nicht auf einen beſondern Gegenſtand fixirt iſt.

G. Nein, davon rede ich gar nicht.

Pr. Dergleichen iſt ſonſt zuerſt auch bloße Unvorſichtigkeit, weil die Folgen davon nicht überdacht, Vernunft und Gewiſſen nicht zu Rath gezogen worden. Aeußerliche Unvorſichtigkeiten ſind

das

davon die natürlichen Folgen. Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über, und weß das Herz voll iſt, deß gehen auch Mienen, Stellungen, Blicke und unwillkührliche Seufzer über.

G. Nein! Nein! Ich rede bloß von äuſſerlichen Unvorſichtigkeiten.

Pr. Sollten äußerliche Unvorſichtigkeiten von Erheblichkeit, das heißt, ſolche, worüber der andere, wirklich liebende, Ehegatte, nicht leicht könnte beruhiget werden, ohne vorhergegangene innere Unvorſichtigkeiten wol überhaupt Statt finden können?

G. Nun, warum nicht?

Pr. Die, denen es ein Ernſt iſt reines Herzens zu ſeyn, die keine unerlaubte Neigung, keinen unrechtmäßigen Wunſch bei ſich dulden, die werden ihren Ruhm darin ſuchen, ſtatt des air dégagé, die, auf ihren Gatten fixirte Alleinliebe, in ihrem ganzen Betragen zu zeigen. Sie werden, weder durch Zurſchauſtellung körperlicher Reize, noch durch galante Worte, noch durch verbuhlte Blicke, noch durch irgend ein anderes, von den tauſend Hülfsmitteln der Koquetterie, Jemanden erobern, oder brilliren, und Fremder Augen auf ſich ziehen wollen. Man reinige nur das Inwendige, ſagt der größte Menſchenkenner, ſo wird auch das Auswendige rein ſeyn. Auch Unſchuld und Reinigkeit des Herzens

geht über in Blicke und Worte, in Mienen und Gebehrden.

G. Sie fangen an zu predigen, Hr. Paſtor.

Pr. Darüber erwarte ich von Ew. Gnaden eben die großmüthige Nachſicht, die ſie einem Trunnion, oder Paf, wegen ihrer Seemanns-ausdrücke, widerfahren laſſen.

B. Eine Frage noch, Hr. Paſtor. Wenn der eine Gatte nun auf türkiſch eiferſüchtig iſt, ſo leidet doch der andere Gatte ganz unſchuldig?

Pr. Ja, wenn er den Hang des andern Gatten zur türkiſchen Eiferſucht nicht vorher gekannt, ehe er ein ſo feſtes Band mit ihm knüpfte, oder, wenn er, dem ohngeachtet, durch äuſſere Verhältniſſe dazu gezwungen worden, wider Willen dieſes Band zu knüpfen; ferner, wenn er ſich durchaus frei weiß, von innern ſowol als äuſſern Unvorſichtigkeiten; endlich, wenn er vergeblich die Mittel angewandt hat, um die türkiſche Eiferſucht des andern Gatten in die edle Eiferſucht der zärtlichen Liebe zu verwandeln — ſo leidet er freilich ohne ſeine Schuld.

B. Meinen Sie, daß es Mittel gäbe, dadurch ein Gatte die türkiſche Eiferſucht des Andern in die Eiferſucht der zärtlichen Liebe verwandeln könnte?

Pr.

Pr. Sicher, Ihro Gnaden, gibts ſolche. Auſſer der innern und äuſſern Vorſichtigkeit, um ja den türkiſchen Tick des Andern nicht zu reizen, gehört dazu, daß er den Andern, an ſich, lauter liebenswürdige Eigenſchaften ſehen, und immer mehrere entdecken laſſe. Als Mann, muß er Klugheit und unverdroſſene Thätigkeit, Entſchloſſenheit und Muth in Gefahren zeigen, und dabei unermüdet ſeyn, jedem rechtmäßigen Wunſch ſeiner Gattin, wo möglich, zuvor zu kommen; als Weib, muß ſie, aufmerkſame Gefälligkeit, Freundlichkeit und nachgebende Sanftmuth, ämſigen Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit zeigen. Iſt denn der andere Gatte nicht ganz Böſewicht, oder ganz Vieh, ſo wird er ſicher den Werth des gekränkten Gatten erkennen, eiferſüchtig auf ſeine Alleinliebe werden, und eifrig ſuchen, ſich derſelben durch edles, freundſchaftliches, liebenswürdiges Betragen würdig zu machen.

G. Aber, ich weiß gar nicht, wie wir auf das Kapittel von der Eiferſucht gekommen ſind. Vom Tanz wollten wir mit Ihnen ſprechen, und davon haben Sie uns ſo liſtig abzuführen gewußt. Der Lieutenant v. S* trieb neulich unſern Prediger * zu B** ſehr in die Enge, denn er bewies ihm, daß einer der weiſeſten und rechtſchaffenſten Männer des Alterthums vom Tanz ganz anders geurtheilt, ja ſelbſt getanzt habe.

Pr. Socrates vielleicht?

G. Eben der. Der Hr. v. S* fragte den Paſtoren, ob er ſich für weiſer als Socrates hielte? „Allerdings, ſagte dieſer; Socrates hatte die Bi„bel nicht, und durch die bin ich, und jeder Chriſt, „weiſer als er.“ „Wo ſteht das denn in der „Bibel, fragte v. S* daß Tanzen Sünde ſey?“ Da konnte der Paſtor ihm nun keine einzige deutliche Stelle anführen Der Mann gerieth in jämmerliche Verlegenheit.

Pr. Von der Beſchaffenheit der Tänze, die Socrates tanzte und anempfahl, ward alſo wol nicht geredet?

B. Davon hatten Beide vielleicht nie etwas gehört oder geleſen.

Pr. Die Tanzkunſt, welche Socrates empfahl und worin er ſelbſt excellirte, war von der Beſchaffenheit, daß der ſtrengſte Moraliſt nichts daran tadeln konnte. Da wurden keine Liebes-intriguen, kein Paaren, pantomimiſch vorgeſtellt. Zu Socrates Zeiten erzählte man durch Tanzen, Geſchichte. *) Man beſchrieb gewiſſe Arbeiten, z. B. die Wein-

*) Τὰς Διὸς γενὰς ὀρχούμενον τὴν καὶ τὰ τοῦ Κρόνου παιδοφαγίαν, d. i., einer tanzte die Geburt des Jupiters und das Kinderfreſſen des Saturnus. Lucian de Saltat.

Weinerndte. *) So hatten ſie Trauertänze, ſatiriſche Tänze, Kriegstänze.

G. Halten Sie einen Augenblick, Hr. Paſtor! Laſſen Sie mich auch einmal zu Wort kommen!

Sie erzählten, ſagen Sie, durch Tanzen, Geſchichte? Ohne zu ſprechen?

Pr. Ohne zu ſprechen. Ihro Gnaden, blos durch Gebehrden. Die Göttin des Tanzes, ſagt ein alter Schriftſteller, **) bezeichnet alles mit der Hand, ſpricht alles durch Gebehrden. Die Alten ſcheinen

*) Meurſius führt aus Longi Παστόρικων. L. II. die Stelle an:

Dryas vero exsurgens, jubensque sibilare Bachicum cantum, saltabat ille saltationem ad torcular solitam, videbaturque, nunc quidem vindemianti similis, nunc ferenti corbes, deinde calcanti racemos, mox implenti dolia, tum bibenti mustum. Ista omnia tam decenter saltavit Dryas et manifeste, ut viderentur cernere et vites et torcular et vere Dryanta bibentem. v. Meursii Orchestra sive, de saltationibus veterum, liber singularis sub voce, Ἐπιλήνιος

**) Signat cuncta manu, loquitur Polyhymnia gestu.

Ansonius. Idill. XX.

Kurz vorher beſchreibt ebenderſelbe die Erato, als die Göttin des Tanzes mit folgenden Worten:

Plec-

es darin in der That noch weiter gebracht zu haben, als ein Nicolini und ein Garrick zu unſern Zeiten. *)

V. Für einen ſo weiſen Mann, wie Socrates war, ſcheint doch dieſe Kunſt gar zu kindiſch geweſen zu ſeyn. Mich dünkt Socrates wäre im Vers

Plectra gerens Erato saltat pede, carmine, vultu. Vielleicht ward ihr beſonders der hiſtoriſche Tanz zugeſchrieben. Denn Erato war die Muſe, welche Virgil anrief, als er Geſchichte erzählen wollte.

Nunc age, qui reges, Erato, quae tempora rerum etc. etc.

Aeneid. L. VIII.

*) In meinen Excerpten aus dem Lucian finde ich die Anekdote, daß ein gewiſſer Demetrius, ein cyniſcher Philoſoph, der verächtlich von der Tanzkunſt geſprochen, doch hernach zu einem ſolchen Tänzer voll Verwunderung ſagte: Ἀκούω, ἄνθρωπε, πάντων. Οὐχ ὁρῶ μόνον, ἀλλά μοι δοκεῖς καὶ ταῖς χερσὶ αὐτῶν λαλεῖν.

Menſch, ich höre, was du thuſt. Ich ſehe nicht bloß, ſondern du ſcheinſt mir auch mit deinen Händen zu reden. Orchestarum loquacissimae manus, linguosi degiti, silentium clamosum, expositio tacita, quam Musa Polyhymnia reperisse narratur, ostendens, homines posse sine oris affatu, velle suum declarare. Cassiod. var. Epist. L. IV. Ep. 51.

Verhältniß gegen ſolche Tänzer geweſen, was Leibnitz gegen Nicolini und Newton gegen Garrick ſeyn müßte. Beluſtigend mogte dieſe Tanzkunſt wol ſeyn, aber auch doch ſo wenig nützlich, als die Kunſt des Mannes, der in ziemlicher Entfernung, ohne zu fehlen, Erbſen durch ein kleines Loch werfen konnte, und den Alexander blos damit belohnte, daß er ihm einen Scheffel Erbſen geben ließ.

Pr. Sollten Ihro Gnaden dieſe Kunſt nicht zu tief herabſetzen? Bei einem Inſtitut von Taubſtummen würde, däukt mich, ein Dryas nicht unnütze ſeyn. Die Weltumſegler könnten ſolche Kunſttänzer gleichfalls brauchen, wenn ſie zu Völkern kämen, deren Sprache ihnen ganz unbekannt wäre.*) Und was würde ein Redner nicht ausrichten, wenn er mit den Gaben eines Cicero die Kunſt eines Roſcius verbände, der mit dieſem großen Redner wetteifern, und das, was Cicero, in verſchiedenen Phraſen, mit Worten ausdrückte, eben ſo oft ims

*) Lucian erzählt, daß ein aſiatiſcher Prinz den Kaiſer Nero um einen ſolchen Kunſttänzer gebeten habe, um ihn als Dollmetſcher in Verhandlungen mit ſeinen Nachbaren brauchen zu können. Lucian in Orchest. p. 94.

immer wieder auf verſchiedene Art mit Gebehrden ausdrücken konnte? *)

G. Und das meinen Sie alſo wäre die Tanzkunſt, die Socrates geliebt und angeprieſen?

Pr. Die Art, wie Plato ſich über die Tanzkunſt ſeines Lehrers Socrates ausdrückt, widerſpricht wenigſtens dieſer Vermuthung nicht. **) Vielleicht ſuchte er ſolche Tänze in den Aſſembleen bei Aspaſien einzuführen, um ſchlechte Geſpräche und unſittliche Vergnügungen zu verdrängen. Vielleicht waren es indeſſen auch kriegeriſche Tänze, die Socrates liebte und ſelbſt tanzte.

G. Kriegeriſche Tänze? Was verſtehen Sie darunter?

Pr. Nun, ich denke, es war die Tactic der Alten, eine Uebung in allen Bewegungen und Wendungen des Körpers, die im Kriege beim Angriff ſo-

*) Satis constat, contendere eum (Ciceronem) cum histrione (Roscio) solitum, utrum ille saepius eandem sententiam variis gestibus efficeret, an ipse per eloquentiae copiam sermone diverso pronunciaret.
Macrob. Saturnal. L. II. Cap. 10.

**) Plato, de legibus. L. 7.

ſowol, als bei der Vertheidigung nöthig waren. *)

G. Alſo etwa unſer Rechtsum kehrt euch! Marſch! Halt! Richt euch!

Pr. Ohngefähr das.

G. Wie ſchickte ſich das für einen Weltweiſen?

Pr. Es war für ihn, als Bürger einer Freiſtadt vorzügliche Tugend, ein guter Soldat zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß er, in der Schlacht bei Potidea gegen den Philippus ſich tapfer hielt. Wenn Epaminandas und andere griechiſche Helden, in der Geſchichte als gute Tänzer gerühmt werden, ſo heißt das vielleicht nach unſerer Sprache nichts anders, als: Sie waren große Meiſter in der Tactic.

G. Ja, vielleicht! vielleicht! Eben ſo könnte man auch ſagen: Vielleicht haben ſie gewalzt, und getanzt wie bei uns.

Pr.

*) Dazu gehörte wahrſcheinlich Paläſtrik und Gymnaſtik. Dann mögte Sokrates, Rollins Tadel darüber, daß er mit dem Alcibiades nackend gerungen, nicht ſo ganz verdienen.

Histoire des peuples anciens.
Tom. IV. Cap. 4. §. 8.

Pr. Ich kann das wenigstens nicht ſagen, darum weil ich nirgend in den Alten *) die Beſchreibung eines Tanzes gefunden habe, in welchen beide Geſchlechter, ſo wie bei uns, zum Vergnügen **) getanzt hätten.

B.

*) Meurſius führt freilich eine Stelle aus dem Athenäus an, wo es von einem gewiſſen Tanze heißt: καὶ ἐστι ὑπορχηματικὴ ἔχουσα ᾠδὴν καὶ γυναῖκας. Vid. Meurs. Orchestr. sub voce Ὑπορχηματικὴ. Allein erſtlich kann dieſe Stelle ohne Zwang überſetzt werden. Hyporchematik iſt ein Tanz, den ſowol Männer als Weiber tanzen. Alſo entſcheidet die Stelle noch nichts. Zweitens ſcheint mir, ſo viel ich aus der etwas dunkeln Stelle verſtehe, hier eigentlich von einer Art dramatiſch-komiſcher Vorſtellungen verſchiedener (männlicher und weiblicher) ſingenden Chöre die Rede zu ſeyn.

**) Die von Lykurg in Sparta verordneten Tänze beider Geſchlechter gehören nicht hierher. Sie waren wenigſtens gar nicht zum Vergnügen beſtimmt. Ob ſie, wider des Geſetzgebers Abſicht, Reizung ſinnlicher Wolluſt wurden, läßt ſich von uns nicht gut beſtimmen, da wir nicht wiſſen, bis zu welchem Grade von Apathie die übrige lacedämoniſche Erziehung die Jugend zu bringen vermogte.

B. Wann und wie kamen denn unſere jetzigen Tänze auf?

Pr. Eine ſchwere Frage, Ihro Gnaden. Vielleicht nahmen Bachanen und Bachantinnen, von den, von Lykurg zur Bezwingung ſinnlicher Begierden, zu Sparta verordneten, Tänzen, Anlaß, dergleichen, zur Reizung ſinnlicher Wollüſte, bei den Eleuſinſchen Geheimniſſen nachzuahmen, und ſo gingen ſie von da ins Publikum über. —

B. Es iſt ſpät; unſer Wagen wartet dort unten am See.

3.

Schreiben des Obriſtlieutenant Mauvillons an Hrn. Profeſſor Aloyſius Hoffmann zu Wien, über deſſen Aufſatz im 1ten Stück der Wiener Zeitſchrift S. 97 bis 100, betitelt: Ueber das Recht und Nichtrecht Briefe zu erbrechen und zu unterſchlagen.

P. P.

Wenn es nicht viele achtungswürdige Menſchen in Deutſchland gäbe, die ſich des Gedankens nicht erwähren können: „Das und das iſt gedruckt worden, und ohne Widerlegung geblieben; folglich iſt es wahr," ſo würde ich nicht ein einziges Wort gegen Ihren mich namentlich betreffenden Aufſatz in Ihrer Zeitſchrift vorbringen. Denn nach meiner Denkungsart bringt mir, nächſt dem Beifalle vernünftiger Menſchen, nichts mehr Ehre in meinen eignen Augen, als wenn Schriftſteller von Ihrer Gattung recht weidlich auf mich ſchimpfen. Allein jener zahlreichen Menge Mitglieder unſers leſenden Publikums wegen, kann und darf ich es nicht ſo hingehen laſſen: daß

Sie

Sie mich unter die Klaſſe derjenigen Menſchen ſetzen, auf welche Landesregierungen ein eben ſo wachſames Auge haben müſſen, als auf Mordbrenner und Diebe.

Sie müſſen ja nicht ſagen: Sie hätten an der Stelle nur einen Satz im Allgemeinen vorbringen wollen. Ihre Worte haben entweder gar keinen vernünftigen Sinn, oder ſie ſollen auf mich gehen. Sie lauten folgender Geſtalt. „Meine ganz einfache und beſtimmte Meinung „in dieſer Sache iſt: daß jeder Staat wol „das unbedingte Recht und ſogar die Pflicht hat, „auf notoriſch verdächtige Korreſpondenten mit eben der offiziellen Aufmerkſamkeit „zu wachen, wie auf die nächtlichen Mordbrenner und Diebesbanden ꝛc.:“ Den Satz an ſich wird niemand beſtreiten; die Frage iſt nur: Läßt er ſich auf dieſen Fall anwenden? Sie wenden ihn aber ausdrücklich auf denſelben an; und ſagen; das ſey Ihre Meinung in dieſer Sache. Ueberdem wozu die Stelle, die Sie aus meinem Briefe an Hrn. Cuhn anführen, wenn ſie nicht beweiſen ſoll, daß wir wirklich ſolche Korreſpondenten ſind? Von dem Hrn. v. Knoblauch meinen Sie zwar ſey dieſes nicht völlig entſchieden: allein eben daraus zeigt ſich, daß Ihnen wegen Hrn. Cuhn und mir nicht der geringſte Zweifel übrig bleibt. So muß man Sie verſtehn, oder

es bleibt ausgemacht, daß Sie auf eine ganz ſinnloſe Art ſchreiben. Geſetzt aber Sie hätten ſo geſchrieben, und Sie könnten das ſelbſt eingeſtehn, ſo würde ich dennoch genöthigt ſeyn dagegen aufzutreten; weil jeder andre Menſch, der Ihre Zeitſchrift lieſt, Ihre Reden, ſo wie ich hier ſage, verſtehn muß und zugleich glauben könnte, es läge etwas Wahres darin.

Um das Gegentheil begreiflich zu machen, brauche ich Ihnen nur die Frage vorzulegen: Ob Sie die Sache, über welche Sie hier ein ſo fürchterliches Urtheil ſprechen, recht genau und authentiſch wiſſen? Sollten Sie ſich wol entſchlieſſen können, dieſe Frage mit Nein zu beantworten? Das kann ich kaum denken; denn Sie ſagen ja ſelbſt: „Wer kann ohne eine genaue Kenntniß des Corpus delicti irgend einen und ſelbſt den unbedeutendſten Proceß ſchlichten?“ Ich muß aber weiter fragen, kennen Sie die Menſchen genau, die in dieſem Handel verwickelt ſind, und deren einige Sie in die Klaſſe der Mordbrenner ſetzen? Denn das gehört auch dazu. Duo cum faciunt, und gewiß noch mehr dum ſcribunt idem, non eſt idem. Wenn ein redlicher Mann und ein Böſewicht einerlei Sache ſchreiben, ſo kann das bei jenem nur als eine Unbedachtſamkeit im Ausdruck gelten, was bei dieſem ſchon Anzeige eines beabſichteten Verbrechens

chens abgeben dürfte. Wenn Sie nun aber obige Fragen mit Ja beantworten, (und das müssen Sie, falls Sie nicht alle Ansprüche auf den Namen eines ehrlichen Mannes verlieren wollen) warum erzählen Sie sie nicht vollständig, damit das Publikum eben so gut davon urtheilen könne als Sie? Das hätten Sie thun müssen, und ich wünsche weiter nichts als dieses, um mich gerechtfertigt zu sehn.

Man könnte vielleicht von mir verlangen, daß ich das thäte. Allein erstlich könnte das nichts helfen, da ich selbst Partbei bin, und meine Erzählung also verdächtig vorkommen könnte, wenn ich sie nicht mit Belegen dokumentirte. Zweitens bin ich nicht nur ausser Stande letzteres zu thun, sondern in der That ich habe gar keine eigenthümliche Kenntniß von der Sache, und weiß im Grunde nichts mehr davon als das ganze übrige Publikum. Ich setze sie also hier so voraus, wie sie demselben bekannt ist, um daraus meine Unschuld zu erweisen. Aus diesem wenigen, wenn man es mit dem zusammenhält, was Sie vorbringen, erhellt indeß schon so viel ganz deutlich, entweder daß Sie eine Erzählung, die Sie besser wissen, mit Fleiß entstellen, um über Leute, die Ihnen mißfallen, nachtheilig urtheilen zu können; oder daß Sie völlig ohne Kopf urtheilen, und auf ganz unzusammenhängende widersinnige

Thatſätze bauen. Dies will ich kürzlich beweiſen.

Sie ſagen z. B. Mein Brief an Hrn. Cuhn, ſey in des Hrn. Landgrafen Hände gekommen. Haben Sie doch die Güte und erzählen Sie uns wie? Denn das iſt ein Hauptpunkt. Man kann nur zwei Fälle annehmen. Entweder die Poſtbediente in den Heßiſchen Landen haben Befehl, wo nicht alle, doch gewiſſe Briefe aufzubrechen; oder ſie thun das für ſich ohne Befehl. Wenn ich den letzten Fall annehme, ſo müßten doch wol die Poſtbediente geſtraft werden, die ſich ſo etwas unterſtehen, und wenn ſie auch eine wahre Verſchwörung dadurch an den Tag brächten. Ein Räuber bleibt immer ein Räuber, und wenn ſchon durch die geraubten Sachen, eine andre Räuberbande wäre entdeckt worden. Es läßt ſich aber ohnehin gar nicht denken, daß ſich Jemand ungeheißen ſo etwas unterſtehen ſollte. In Anſehung des erſtern Falls beſcheide ich mich zwar herzlich gerne, daß der Hr Landgraf in Höchſt Dero Landen alle beliebigen Befehle ergehen laſſen können, und ich mir ſie gefallen laſſen muß. Allein die Maaßregel iſt doch immer etwas ſtark, und es iſt traurig wenn es im deutſchen Vaterlande dahin gekommen iſt, daß Regenten dieſelbe für nöthig halten. Denn ob ich ſchon, um von mir ſelbſt zu reden, nichts in der Welt Gottes dage-

gen

gen habe, daß der Hr. Landgraf ſelbſt alle Briefe leſen mögten, die ich ſchriebe; ſo wird doch ein Jeder leicht einſehn, daß das nicht geſchieht. Man bringt nicht den ganzen Braß von Briefen aus dem Poſthauſe an den Landesfürſten zu höchſteigner Eröfnung; ſondern andre Leute eröfnen und leſen ſie, und legen dem Regenten die vor, die ſie für gut befinden. Iſt es aber nicht eine fürchterliche Sache fürs Publikum, zu wiſſen, daß das mit ſeinen Briefen geſchieht, ja ſogar mit den blos durchgehenden Briefen, wie der war, den ich an den Hrn. J. R. v. Knoblauch ſchrieb? Welche verdrüßliche Folgen kann das nicht haben? Sie werden aber wol behaupten, dies geſchähe blos in Anſehung meiner, und da denke ich Ihnen nun gerade hier zu beweiſen, daß ich das keinesweges verdiene; Sie aber hätten billig, wenn Sie doch für gut fanden von der Sache zu reden, das Gegentheil darthun, und nicht ſo einen erbärmlichen Zehler im Räſonniren dabei machen müſſen; daß Sie zum Beweiſe, eine Stelle aus den aufgefangnen Briefen anführen. Denn man kann es doch einem Briefe von außen nicht anſehen was darin ſteht; und auf dem Kouverte hatte ich die von Ihnen angeführten Worte doch gewiß nicht geſchrieben.

Aber nun ein Wort von der angeführten Stelle ſelbſt. Haben Sie meine Briefe vor Au-

gen gehabt, da Sie dieſelbe in Ihrer Zeitſchrift einrückten? So unwiſſend ſind Sie doch nicht, daß Sie nicht einſehn ſollten, wie man die unſchuldigſte Rede, ſobald man einige Worte daran verändert, oder wenn man ſie auch nur aus dem Kontexte herausgeriſſen vorträgt, zur allerſtrafbarſten machen kann. Was müſſen Sie aber für eine Moral haben, wenn Sie den Brief nicht im Original, oder wenigſtens in einer authentiſchen und ſidimirten Abſchrift vor Augen gehabt haben, und ehrlicher Leute guten Namen, ſo gut Sie es können, verdächtig machen, indem Sie Dinge vorbringen, die Sie ſo blos durch einen unbeſtimmten Ruf erfahren haben.

In Anſehung meines Briefs an Hrn. Cuhn befinde ich mich in einer ziemlich ſonderbaren Lage. Seit dem Jahre 1790, da ich wegen gewiſſer Angelegenheiten in der Gegend von Caſſel, durch dieſe Stadt gereiſet war, fieng ich mit dieſem Gelehrten einen Briefwechſel an, der, weil wir Beide ſehr viel Geſchäfte haben, eben nicht beſonders lebhaft getrieben wurde. Er arbeitete damals an der Geſchichte der letzten Holländiſchen Unruhen und da ſchickte ich ihm dazu: ein kleines Pamphlet, das ich in der Sache geſchrieben hatte, und das Ihnen ſelbſt gefallen müßte, denn es war gegen den Grafen von Mirabeau ſelbſt gerichtet. Es heißt: Obſervations d'un

vral

vrai Républicain sur la révolution des provinces unies au sujet d'une lettre de Mr. de B. à Mr. le Comte de Mirabeau. Da war nun wol ein Vierteljahr vergangen, ohne daß mir Hr. Cuhn geschrieben hatte; als ich einen Brief von ihm erhielt, worin zufälliger weise folgende beide Fragen standen. Was ich bei Mirabeau Tode, dessen Freund ich gewesen war, empfunden hätte? und was ich von Burkens Buch über die franzö-sische Revolution hielt? Ich schreibe alle meine Briefe currente calamo, ohne sie einmal wieder zu überlesen wenn ich sie geschrieben habe, ge-schweige denn daß ich eine Abschrift davon behal-ten sollte. Also halte ich von dem, was ich an Hrn. Cuhn geschrieben haben mag, nur eine dunk-le Erinnerung. Sie ist aber doch so stark, daß ich es wage, Sie mein Hr. Hoffmann, in An-sehung der angeführten Stelle aus meinem Briefe, hier öffentlich Lügen zu strafen. Allerdings habe ich darin etwas von Orden gesprochen, da Hr. Cuhn und ich, beide Freimaurer und zwar Glie-der desselben Systems in diesem Orden sind. Aber ich behaupte, daß, in demjenigen, was ich davon gesagt habe, etwas stehn muß, welches ganz andre Gesinnungen zeiget, als diejenigen, die man aus Ihrer Zitazion herausfolgern könnte. Das bin ich mir fest bewußt; und in diesem Vertrauen for-dre ich Sie auf, meinen Brief an Hrn. Cuhn

drucken zu laſſen, wenn Sie ihn beſitzen. Haben Sie ihn aber nicht geſehn, ſo müſſen Sie geſtehn, daß Sie eine Handlung begangen haben, die einem ehrlichen Manne ſchlecht anſteht; indem Sie eine Beſchuldigung gegen mich auf ein bloßes Gerüchte bauten. Sollte aber mein Brief gedruckt werden, ſo verlange ich auch, daß mir das Original vor Augen gelegt werde, damit ich ſehe, ob der Abdruck völlig genau damit übereinſtimmt.

Sie ſagen ferner: „Weil Hr. Cuhn ſich nicht zu der ihm angewieſenen Profeſſorſtelle in Marburg habe bequemen wollen, ſo habe er die von ihm geſuchte Entlaſſung aus den Landgräflichen Dienſten erhalten.“ Wer kann in dieſer Erzählung Zuſammenhang finden? Wäre ſie Ihnen wirklich ſo mitgetheilt worden, und Sie hätten ſie bona fide ſo erzählt, ſo ließe ſich doch die Einſchränkung Ihrer Verſtandeskräfte kaum denken. Ich kann zwar nicht ſagen, daß ich aus Ihrer Wiener Zeitſchrift eben einen hohen Begrif von denſelben bekommen hätte; allein ſo tief iſt er doch nicht herabgeſtimmt, als daß ich glauben ſollte, Sie hätten nicht ſelbſt eingeſehn, daß die ſo erzählte Sache gar keinen vernünftigen Zuſammenhang hat. Sie wiſſen alſo mehr, und daher fodre ich Sie auf, ob Sie es läugnen können, daß Hrn. Cuhns Verſendung nach Marburg eine

Stra-

Strafe ſeyn ſollte, und mit ſolchen Bedingungen verbunden war, welche Sie zu einer ſehr harten Strafe machten. Das ſagt die bloße Vernunft demjenigen, der da weiß, daß Hr. Cuhn darauf ſeine Entlaſſung foderte. Einen ſolchen Schritt aufs Gerathewohl thut kein Menſch ohne triftige Gründe. Es mag zwar ein groſſes Glück ſeyn in der Reſidenz des Hrn. Landgrafen zu leben. Allein einem Gelehrten, einem vernünftigen Menſchen kann der Umſtand, blos daraus wegverſetzt zu werden, doch unmöglich ſo höchſt ſchrecklich ſcheinen, daß er darum allein gleich aus dem Lande liefe. Das wäre ja ganz unvernünftig; denn dadurch würde er ſich auf ewig aus dieſer Wohnung der Seligkeit verbannen. Wenn alſo die Sendung nach Marburg durch andre Umſtände eine ſehr harte Strafe war, ſo betrachten Sie einmal wie ſonderbar einem folgendes ſcheinen muß. Hr. Cuhn wird um einen Brief geſtraft, den ich an ihn geſchrieben habe! Auf die Art ſtünde es ja bei mir die Leute unglücklich zu machen. Ich dürfte ihnen nur im Tone des Einverſtändniſſes etwas höchſten Orts misfälliges ſchreiben. Ueberlegen Sie einmal das, und dann wagen Sie es, wenn Sie dürfen, in Ihrer Zeitſchrift zu behaupten, Hrn. Cuhns Sache ſey völlig ausgemacht; und ſo wie Sie thun, über uns Beide den Stab zu brechen.

In Anſehung des Briefs an den Hrn. von Knoblauch, führen Sie eine andre Sprache. Da ſagen Sie, die Sache ſey nicht liquid, und fodern dieſen Herrn auf, das Corpus delicti dem Publikum vor Augen zu legen, weil es ſonſt nicht davon urtheilen kann. Mit dem Hrn. von Knoblauch habe ich blos eine philoſophiſche Korreſpondenz, wo niemals ein Wort von Staatsſachen erwähnt worden iſt. Auſſerdem weiß ja das Publikum, daß, weder der Hr. v. K. noch ich, Landgräflich Heßiſche Unterthanen ſind, und das mögte allein ſchon hinreichen, um ein Urtheil zu fällen. Endlich aber kann nichts ſeltſameres gedacht werden, als Ihre Auffoderung an dieſen Herrn das Corpus delicti drucken zu laſſen. Wiſſen Sie denn nicht, daß weder Hr. Cuhn noch Hr. v. Knoblauch je die Briefe wegen welcher ſie moleſtirt worden ſind, mit Augen geſehn haben? Wiſſen Sie das und können ſo reden? Was für ein Menſch ſind Sie? Welche Moral, welche Denkungsart haben Sie? Wiſſen Sie das nicht, ſo lege ich Ihnen abermals dieſe Fragen vor; und zwar deshalb, weil Sie es wagen können über eine Sache zu ſchreiben, und ſo zu ſchreiben, wie Sie thun, von der Sie ganz und gar keine Kenntniß haben.

Ich habe Sie ſchon oben gefragt, ob Sie uns wohl ſo genau kennen, meine Freunde und mich,

mich, daß Sie behaupten dürften: wir wären notoriſch verdächtige Menſchen, und der Staat dürfe und müſſe deshalb auf uns ein wachſames Auge haben, eben ſo wie auf Mordbrenner. Wenn man überlegt, daß Sie ſogar wiſſen, wie Ihre Gegner die Haare tragen und daraus eine Ihrer völlig würdige Quelle witziger Einfälle herleiten; ſo ſollte man glauben, Sie erkundigten ſich gewaltig genau nach allen Umſtänden der Menſchen, die Sie anfallen wollen. Ob das nun zwar unter Gelehrten und Schriftſtellern für ein ſehr unwürdiges Verfahren gehalten wird, ſo nöthigt mich daſſelbe doch hier zu zeigen, daß Sie mich von der Seite entweder gar nicht kennen, oder verläumden. Die Rechtfertigung der andern beiden Herrn über dieſen Punkt, überlaſſe ich ihnen, wie billig, ſelbſt. Sie wird ihnen gewiß ſehr leicht werden.

Ich darf mich ſchmeicheln, daß Ihr Durchlaucht der Hr. Landgraf ſelbſt mich nicht in dieſem Lichte betrachten konnten. Zwar nicht unter dieſen Fürſten zu dienen habe ich das Glück gehabt. Allein ich habe doch vierzehn Jahre in Heſſen-caſſelſchen Dienſten geſtanden, und die letzten acht Jahre in einem ſehr mühſamen und gewiß nützlichen Poſten. Wie ich mich die ganze Zeit über darin betragen habe, das kann nicht nur der ſehr ehrenvolle Abſchied, den ich daraus er-

erhalten habe, bezeugen; ſondern ich getraue mich allenfalls, mich auf Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht eignes höchſtes gnädiges Zeugniß deshalb zu berufen. Wenigſtens da Sie als Erbprinz in Caſſel waren, haben Sie die Gnade gehabt, mir Höchſtdero Zufriedenheit über meine Dienſte auszudrücken und mich Ihrer Gnade zu verſichern. Wie ich mich aber übrigens als Officier und als Mann in heſſiſchen Dienſten aufgeführt habe (ein Dienſt, der, wie bekannt, in allem, was zur Ehre gehört, einer von den delikateſten in der Welt iſt) deshalb berufe ich mich auf das Zeugniß der ganzen caſſelſchen Garniſon, von der ich noch im Frühjahr 1790 mit einer nie zu vergeſſenden Gütigkeit und Liebe aufgenommen worden bin.

Seit ſieben Jahren hat mich ein andrer, und welcher Regent! aus heſſiſchen Dienſten in die Seinige berufen. Da erkundigen Sie ſich doch einmal an dem Orte, wo ich lebe, nach meinem Betragen. Fragen Sie ein wenig, ob ich ein Menſch bin, der mit Mordbrennern und Dieben verglichen zu werden verdient. Ich glaube behaupten zu können, daß mir Jedermann bezeugen wird, ich führe hier ein ſehr ſtilles und ruhiges Leben, und ich ſey bloß bedacht, nach meinem beſten Vermögen, die mir als Officier, als Gatte, als Vater, als Menſch obliegenden Pflichten zu erfüllen.

Also gehöre ich durchaus nicht zu denenjenigen, auf die jeder Reichsfürst die Pflicht oder auch nur das Recht hat, mit officieller Aufmerksamkeit zu wachen, und mir aus diesem Grunde meine Briefe aufzubrechen und unterzuschlagen; am allerwenigsten solche, die ich an fremde Unterthanen schreibe. Ich bitte Sie um Gottes Willen, was soll aus Deutschland werden, wenn jeder Reichsfürst die bloß durchgehenden Briefe eröfnen, sich auf diese Art zum Vormund der andern aufwerfen, und nicht jedem derselben für die allgemeine Sicherheit innerhalb seinem Gebiete sorgen lassen will? War man indeß nicht berechtigt, vorher meine Briefe zu eröfnen, so entsteht hier die Frage: ob sich in denselben etwas gefunden hat, das, wo nicht das Recht, doch wenigstens die Klugheit dieser Maaßregel ex post facto darthäte. Und da sage ich nun und behaupte nochmals: es ist eine Lüge, daß ich so geschrieben haben sollte, wie Sie es in Ihrer Zeitschrift angeben. Indeß, wenn ich nun auch so geschrieben hätte, wie Sie sagen, so wäre das noch lange nichts Strafbares. Sie setzen folgendes als meine Worte hin: „Mit „der Revolution in Frankreich geht es immer beser, Hoffentlich schlägt in einigen Jahren auch „in Deutschland die Flamme überall hervor, und „dann kann der Orden viel würken.“ Sie sehen erstlich, daß gar nicht gesagt ist, was der Orden

würken ſoll, und man kann alſo meinen Worten eben ſo leicht eine gute, als eine böſe Deutung geben. Da behaupte ich aber: es muß gerade hier in meinem Briefe etwas ſtehn, das ihnen dieſe gute Deutung, die ſie wirklich haben ſollten, ganz ausdrücklich giebt; und das Sie oder Ihr Referent ſchändlich ausgelaſſen haben. Ich provocire dabei auf den Druck meines Briefs. Treten Sie damit hervor, wenn Sie ihn haben, und ſchämen Sie ſich, (falls Sie das können,) wenn Sie ihn nicht haben. Allein auf alle Fälle zeigen meine Worte, daß meine Freunde und ich keinen Komplott machen. Der Orden ſoll ja warten bis die Flamme erſt ausbricht, folglich ſoll er ihren Ausbruch nicht bewürken, folglich ſind auch die Glieder des Ordens ruhige Bürger. Geſetzt ich hätte auch hoffentlich geſchrieben, ſo iſt doch ein groſſer Unterſchied dazwiſchen, zu hoffen, daß eine Sache geſchehn werde, und ſie ſelbſt thun zu wollen. Man macht niemanden den Proceß als einem Meuchelmörder, wenn er ſchon einmal geſagt haben ſollte; ich hoffe daß der Menſch bald ſterben wird, und dann wollen wir dies und jenes mit ſeiner Erbſchaft anfangen. Allein ich behaupte immer, es iſt nicht einmal wahr daß ich hoffentlich geſchrieben habe; denn ich weiß gewiß daß ich das nicht hoffe, was hier geſagt wird, ſondern daß ich es beſorge, und um ſo

mehr,

mehr, je ſtärker man darauf losarbeitet es zu verhüten, und je deſpotiſchere Verfügungen man deshalb trift. Ob aber an der Stelle hoffentlich ſteht oder nicht, das macht, wie man wol ſieht, einen gewaltigen Unterſchied. Alſo nochmals heraus mit meinen Briefen! Hr. Hoffmann; oder geſtehn Sie daß Sie ein leichtſinniger Verläumder ſind.

Unterdeſſen kann ich Ihnen und dem ganzen Publikum noch einen Beweis geben, daß ich in der Sache völlig unſchuldig bin und ſeyn muß. Ich kann nämlich auf Ehre und Reputation hier öffentlich verſichern, daß mir von meinen Vorgeſetzten wegen dieſer ganzen Sache auch nicht ein einziges unfreundliches Wort geſagt worden iſt. Daraus folgt nun ganz offenbar: entweder daß die Briefe meinem allergnädigſten Landesfürſten gar nicht zugeſchickt worden ſind, und das kann wol keinen andern Grund haben, als weil man gefühlt hat, ein Fürſt von Seiner Denkungsart könne nichts wahrhaftig Strafwürdiges darin finden. Denn ſonſt iſt es doch wol in die Augen leuchtend, daß ich allein, und nicht die Menſchen, an die ich geſchrieben, geſtraft zu werden verdient hätten. Oder ſie ſind Sr. Durchlaucht vor Augen gelegt worden, und dieſer Fürſt hat wirklich, da er ſonſt mit meiner Aufführung zufrieden iſt,

nichts

nichts darin gefunden, das auch nur einen Verweis verdient hätte.

Wenn ich es für erlaubt hielte in einer so wichtigen Sache zu scherzen, so getraute ich mir aus Ihrer eignen Zeitschrift darzuthun, daß Sie ein verkappter Anhänger und Beförderer der Parthei sind, gegen die Sie Ihre Schriftstellerei gerichtet haben; weil Sie die Sache der Gegenpartbei sogar ungeschickt verfechten. Ich dürfte nur behaupten Sie wären ein Mann von Einsichten und Kenntnissen, der unmöglich anders als aus heimlichen Absichten seinem öffentlich angegebenen Zwecke so entgegen arbeiten könnte. Denn gewiß, Sie handeln darin auf eine ganz auffallend verkehrte Weise, daß Sie mich wegen der von Ihnen erörterten Angelegenheit in Ihren Streit bei den Haaren hineinziehn. Wodurch habe ich das veranlaßt? Welch gedrucktes Wort über die französische Revolution ist von mir jemals in die Welt geschickt worden? Selbst über den Vorfall meiner erbrochnen Briefe hatte ich bis jetzt keine Silbe geschrieben, eben weil er nicht die geringste wesentliche Wirkung für mich hervorgebracht hat. Aber das kann ich freilich nicht dulden, daß man mich deswegen zum Mordbrenner mache. Da muß ich nun wol dem Publikum, das über diesen Punkt nur eine Stimme gehabt hatte, zeigen, wie sehr Sie es hierin irre leiten wollen,

und dabei kann ich nicht umhin, ſo ungern ich es thue, die Sache auseinander zu ſetzen. Ehe die Briefe waren erbrochen worden, kannte niemand, meine intimſten Freunde ausgenommen, weder meine politiſchen noch meine religiöſen Meinungen, und ich dächte dieſe beſcheidene Zurückhaltung hätte einige Schonung und Achtung verdient. Ich muß ſie aber nun ablegen, und mich gegen ungerechte Beſchuldigungen rechtfertigen.

Dieſe Beſchuldigungen beruhen meines Erachtens auf drei Punkten: 1) Daß ich mich über die franzöſiſche Revolution freue, und ihr eifrig den beſten Fortgang wünſche. 2) Daß ich auf eine ähnliche Revolution in Deutſchland hoffe. 3) Daß ich Mirabeaus Freund und Mitarbeiter geweſen bin. Ueber dieſe Punkte will ich ſuchen mich zu rechtfertigen.

Glauben Sie etwa ich würde es leugnen, daß ich mich über die franzöſiſche Revolution recht herzlich freue, und ihr den allerglücklichſten Fortgang wünſche? Im geringſten nicht, denn wo ſteht es denn geſchrieben, daß man das nicht thun dürfe? Da ſich die Schweden und Ruſſen zuſammen ſchlugen, habe ich viele Leute geſehn, die jenen, und viele andre, die dieſen Glück wünſchten; habe aber in meinem Leben nicht gehört, daß man irgend Jemanden ein Verbrechen

daraus gemacht hätte. Warum ſoll es denn nicht eben ſowol erlaubt ſeyn, bei dem Streite zweier Theile deſſelben fremden Volks, dieſer oder jener Parthei wohl zu wünſchen, als wenn zwei fremde Völker mit einander ſtreiten? In welchem göttlichen Geſetze, in welcher Verordnung des Heil. Röm. Reichs iſt denn das verboten? Bis jetzt habe ich zwar immer meine Gedanken darüber verſchwiegen, weil ich keinem Menſchen unnöthiger weiſe mit meinen Meinungen habe läſtig fallen wollen; aber jetzt, da man es doch einmal weiß, will ich es nur laut herausſagen und geſtehn, daß dieſe Denkungsart ſo tief in meinem Herzen verwebt iſt, daß man es mir aus dem Leibe reiſſen muß, wenn man ſie vertilgen will.

Dazu habe ich aber außerdem noch ſehr gültige Urſachen. Es iſt zwar allen eingeſchränkten Menſchen eigen, daß ſie nicht glauben können, man denke wirklich und aufrichtig anders als ſie, und deshalb würde ich mir umſonſt Mühe geben, wenn ich Ihnen meine Gründe begreiflich machen wollte; allein ein vernünftiges Publikum wird ſie wol faſſen. Ich bin Gott ſey Dank ein Proteſtant; und zwar ein wahrer Proteſtant; d. h. ein ſolcher, der in Religions-ſachen keinen andern Schiedsrichter erkennt als Gott ſelbſt. Auch bin ich nicht nur ein Proteſtant, ſondern ein Reformirter, und ſtamme noch obendrein von väterlicher

und mütterlicher Seite von französischen Religions-flüchtlingen her. Wie süß ist mirs folglich nicht, Gottes Gerechtigkeit und Güte darin zu erblicken, daß er nun auf einmal meinen Glaubensgenossen zur völlig freien Religions-übung verholfen hat; daß er jene stolze, jene herrsch- und habsüchtige, jene grausame Klerisei, welche meine Voreltern verfolgte, quälte, marterte, und um sie recht bequem martern zu können, ihnen nicht einmal erlauben wollte aus dem Lande zu gehn, von ihrer stolzen Höhe herabgestürzt hat; daß er endlich den Monarchen, die sich alle, entweder aus Schwachheit oder aus Grausamkeit, wenigstens gegen das Ende ihres Lebens, hierin immer von der Klerisei lenken ließen, auf ewig die Macht benimmt jemals diese und ähnliche Greuel zu begehn. Ja ich bin entzückt, und warum sollte ich Protestant, im deutschen Reiche, wo alle drei Religionen gleiche Rechte haben, und in einem protestantischen Lande es nicht sagen können? Ich bin entzückt von der Hofnung, daß der Papismus in Frankreich seinem völligen Umsturz zueilt, dessen Vertilgung auf Erden ich herzlich wünsche. Die Männer, die dieses bewirkt haben, besitzen auf ewig meine ganze Bewundrung, Liebe und Verehrung, und ich wünsche ihnen alles mögliche Glück, Heil und Segen, jeden Lohn, den Gott und Menschen geben können. Laßt das

immerhin den Mächtigen in Frankreich Thränen und Herzensangſt koſten. Meine Vorfahren, meine Glaubensbrüder haben ganz anders geweint, wenn man ſie ins Gefängniß geworfen, ihnen ihre Kinder geraubt, (ſind Sie Vater Hr. Hoffmann?) ihnen die Beine am Feuer gebraten und mit heißer Butter begoſſen hat, um ſie zu zwingen ihre Religion abzuſchwören; und das waren auch Menſchen ſo gut wie Könige und königl. Prinzen und Prinzeßinnen. Laßt auch jetzt in Frankreich manches geſchehn, das anders und beſſer ſeyn könnte; dieſes alles muß ich wegen des großen Guten, was dadurch hervorgebracht wird, überſehen. Ich verabſcheue den Laternenpfahl, aber er kann mich in dieſen Empfindungen nicht wankend machen: denn ich bedenke, daß er doch in Vergleich mit andern Begebenheiten eine wahre Kleinigkeit iſt. Wie ſollte ich auch anders denken? Es ſind noch keine hundert und funfzig Jahre verfloſſen, ſeitdem wir uns dreißig Jahre lang hier in Deutſchland in Blut gebadet haben, und ſeitdem uns übermenſchliche Tapferkeit aus der Pfaffengewalt, Gott gebe auf ewig, entriſſen hat. Und doch jauchzen wir Proteſtanten alle vor Freuden, über dieſen fürchterlichen Krieg; und ich ſollte über die franzöſiſche Revolution, die daſſelbe bewirkt, mich deswegen nicht freuen, weil ein Lannai, ein Toulon, ein Berthier und noch einige Andre ge-

waltſam hingerichtet worden ſind? Denn ſagen Sie es ſelbſt Hr. Hoffmann: was iſt das alles gegen die einzige Bluthochzeit? Und liegt nicht hierin das einzige Mittel, wodurch wir ſicher ſind, daß wir eine ſolche Begebenheit als letztere, nie wieder erleben werden? Ich begreife gar nicht wie ein Proteſtant anders denken und wie man verlangen kann, daß ein proteſtantiſcher Schriftſteller anders ſchreiben ſoll. Das begreife ich aber ſehr wohl, daß Sie, als ein eifriger Katholik ſo nicht denken können; und gerade dasjenige, was meine Freude bei dieſer großen Staatsveränderung ausmacht, Ihren Zorn dagegen erwecken muß. Allein ich werde Ihren moraliſchen Karakter nie deshalb angreifen, und Sie einen Mordbrenner und Dieb ſchelten, weil Sie dieſelbe verabſcheuen; nur hätten Sie auch eine gleiche Billigkeit gegen mich beobachten ſollen, da Sie erfuhren, daß ich mich darüber freute.

Wenn ich nun alſo auch hoffte, daß eine ſolche Revolution bald in Deutſchland Statt finden würde, was wäre dabei Strafbares? Darf ich als Proteſtant nicht mehr die Ausbreitung meines Glaubens wünſchen und hoffen? Ich meine das Recht zu haben, laut zu ſagen, wie ich recht herzlich wünſche, daß die drei geiſtlichen Churfürſten Proteſtanten werden und in den Stand der heil. Ehe treten mögen; daß eine gleiche Religionsveränderung bei den Churfürſten von der

Pfalz und von Sachſen bei allen katholiſchen Souveräns und bei dem Erzherzoge von Oeſterreich ſelbſt eintrete; und daß dieſe ſämtl. Regenten, eben wie unſre Fürſten ſchon längſt, und neulich die Nationalverſammung, gethan haben, der katholiſchen Kleriſei alle Gewalt und Güter wegnehmen. Wie das geſchehen ſoll, das überlaſſe ich Gott den Allmächtigen, aber wünſchen thue ich es, und es geſchehe wie es der Himmel will; ich werde mich immer herzlich darüber freuen.

Allein höre ich Sie ſagen, die Revolution iſt nicht blos religiös, ſie iſt auch politiſch, und nun werden Sie mich quäſtioniren, um zu wiſſen ob ich auch dieſe in Deutſchland wünſche.

Ehe ich Ihnen indeß hierauf antworte, muß ich Ihnen begreiflich machen, daß ich dergleichen für mich gar nicht wünſchen kann. Ich befinde mich in allem Betracht recht wohl und behaglich. Wie groß meine Verdienſte ſeyn mögen, weiß ich nicht und überlaſſe es, wie billig, Andern zu beſtimmen; allein auf alle Fälle ſind ſie weit über meine Erwartung belohnt worden. Ich mögte gern in dieſer Schrift nicht ein Wort von demjenigen Regenten insbeſondre ſagen, in deſſen Dienſten ich ſtehe. Allein hier kann ich doch nicht unangemerkt laſſen, daß die Sonne am Firmamente nicht unwandelbarer in ihrer Bahn iſt,

iſt, als er in ſeiner Gerechtigkeitsliebe, und daß man bei ihm von keiner Kabale, und wäre ſie noch ſo geſchickt angelegt, das geringſte zu beſorgen hat. (Wer Fürſten kennt, wird begreifen, was das ſagen will.) Alſo kann ich gewiß ſeyn, daß wenn ich nichts Straffälliges thue, der ſehr glückliche Zuſtand, worin ich lebe, unverändert bleiben wird. Ueberlegen Sie dabei, daß das Alter bei mir heranrücket, und daß ich noch zwei unerzogne Kinder habe. Alle dieſe Umſtände müſſen machen, daß mir die höchſte Stabilität aller menſchlichen Dinge um mich herum höchſt erwünſcht ſcheine. Selbſt Krieg, wonach ich mich ſonſt immer ſehr geſehnt habe, kann mir nun, nach den Regeln der Selbſtliebe, nicht mehr erwünſcht kommen, und ich geſtehe es allerdings, mein ehemaliges Verlangen darnach fängt an ſich zu legen. Mit einem Worte bei keiner Veränderung kann ich viel gewinnen, und bei den allermehrſten ſehr viel verlieren. Alle meine Leſer mögen mirs verzeihen, daß ich ſo lange von meinen perſönlichen Umſtänden geredet habe; allein ich mußte es thun, um Ihnen, was ich jetzt ſagen werde, recht begreiflich zu machen.

Ich muß Sie aber dabei auch von einer Gattung Menſchen unterhalten, von welcher Sie Sich, mein Herr, gewiß keine Begriffe machen können; die aber doch wirklich exiſtirt. Das

ſind ſolche, die wenn ſie ſie ſich gleich ſatt gegeſſen und getrunken haben, deshalb nicht glauben, daß allen Menſchen wohl iſt; und die doch wünſchen daß allen Menſchen ſo wohl ſeyn mögte, als es nach Gottes Willen und Einrichtungen möglich wäre. Dieſe lieben die Menſchheit, und ſuchen ihr Wohl nach allen Kräften zu befördern. Wahrheit iſt ihnen heilig, denn ſie glauben feſt, daß darin die Quelle aller menſchlichen Glückſeligkeit liegt. Wenn ſie müſſen, ſo verſchweigen ſie dieſelbe freilich; allein eine Lüge zu verbreiten, dazu können ſie ſich nicht entſchlieſſen, und wenn ſie damit wüßten des Krösus Schätze zu gewinnen. Solche Leute müſſen Ihnen wahrſcheinlich ſehr närriſch vorkommen; allein ich muß mich dennoch entſchlieſſen in Ihren Augen für einen Thoren zu gelten, und Ihnen rund herausgeſtehn, daß ich zu dieſer Art von Menſchen gehöre. Bei Ihnen mein Hr. Hoffmann, mag das Argument à tuto viel gelten, allein ich kann ihm ſo wenig in der Politik als in der Religion einen Werth beilegen. Mit ſo einer ſeltſamen Art von Menſchen haben Sie es alſo hier zu thun.

Doch noch eins, ehe ich als ein ſolcher Ihre Frage: ob ich eine Revolution in Deutſchland wünſche oder nicht? beantworte: Wir müſſen uns nämlich erſt über das Wort Revolution einverſtändigen, ſonſt würden Sie und Ihre Konſorten mich bald mit der

Zwei-

Zweideutigkeit deſſelben quälen. Eine Revolution, nenne ich, eine Veränderung in der jetzigen Lage der politiſchen und religiöſen Dinge, ſie geſchehe auf welche Art ſie wolle, nur wo möglich, nicht mit Gewalt, nicht mit Blutvergieſſen. Alſo mache ich einen großen Unterſchied zwiſchen Revolution und Rebellion. Vor letzter möge uns Gott bewahren, aber erſtere wünſche ich allerdings; und was wäre denn in dieſem Wunſche böſes, zumal wenn ich nichts Geſetzwidriges thue, um dieſelbe zu befördern? Ein Wunſch iſt ja eine Empfindung der Seele die ſich kein Menſch geben noch nehmen kann; und es gehört eine ſpaniſche Inquiſition dazu, um dieſe an Jemanden beſtrafen zu wollen. Die Gründe, die mir dieſen Wunſch auspreſſen, will ich Ihnen indeß gerne darſtellen.

Legen Sie die Hand aufs Herz, Hr. Hoffmann, und ſagen Sie es ſelbſt als ein ehrlicher Mann: können Sie behaupten, daß alle Regenten Europa, oder nur in Deutſchland ihre Staaten gut regieren? Woran liegt das nun wol anders als an einer fehlerhaften Verfaſſung, vermöge welcher dieſe Herrn im Stande ſind, ihre Unterthanen unglücklich zu machen? Wäre es alſo nicht zu wünſchen, daß ſich ſolche Umſtände ereignеten, wodurch dergleichen Landesherrn genöthigt würden beſſer zu regieren? Denn bemerken

Sie wohl, daß Sie mir hier nicht ſagen dürfen: dies oder jenes Land wird doch gut regiert. Ich hoffe doch, daß Sie mir das nicht vordociren wollen. Wer kann das beſſer wiſſen als eben ich? Allein dies große und ſeltne Glück hängt doch überall und allezeit an dem ſeidnen Faden des koſtbaren Lebens eines ſolchen Fürſten. Stirbt dieſer, ſo ſtürzt daſſelbe höchſtglückliche Land faſt immer in den Abgrund des Verderbens.

Werden Sie etwa ſagen, die deutſchen Fürſten würden durch das Reichsband und durch ihre Landſtände in den gehörigen Schranken gehalten? Welche Fürſten ſind denn das? Allenfalls gerade diejenigen, wo es am wenigſten nöthig wäre. Die kleinern Fürſten haben ein viel zu ſtarkes Intereſſe bei dem Wohlſtande ihrer Unterthanen, als daß ſie ſogar ſehr dawider handeln könnten; wenn ſie eine Rolle in der Welt ſpielen wollen, müſſen ſie nothwendig ſuchen Einſichten und Verdienſte zu erwerben; und dann haben ſie noch den Vorzug, daß ſie ihr Regentengeſchäft weit beſſer überſehen können. Kein Menſch kennt das Glück der kleinen Staaten Deutſchlands beſſer und keiner hat es lebhafter geſchildert als eben ich, in dem Werke de la Monarchie Pruſſienne. Dennoch ſchlagen auch dieſe Gründe ſehr oft fehl und werden von tauſend Gegengründen überwogen. Indeſſen wirken ſie doch manchmal und in vielen

Punkt

Punkten. Allein haben Reichsgerichte, haben Landstände es verhindert, daß die Pfalz am Rhein im Religionswesen nicht fürchterlich gedruckt worden wäre; oder das zwei Auguste in Sachsen, und ein Minister Brühl dies Land nicht höchst unglücklich gemacht hätten? Ward dadurch verhindert, daß ein Erzbischof von Salzburg die Menschen nicht zu tausenden, der Religion wegen, aus seinem Lande vertrieb? Sie verlangen doch wol nicht, daß ich Ihnen neuere Beispiele dieser Art angeben soll? Die Zumuthung wäre so unbillig als unnöthig. Denn da sich seit der Zeit in der Verfassung der deutschen Staaten nichts wesentliches geändert hat, so gilt mein Satz noch immer ohne weitere Beweise.

Indeß wäre das doch immer das wenigste. Fast mit allen Regenten, so wie sie anjetzt größtentheils sind, ließe sichs in der That noch wol leben und fertig werden. Ein Hauptdruck der Menschheit liegt in den Landständen selbst. Sie sind überall so zusammengesetzt, daß dadurch nothwendig die unbilligen Foderungen von wenigen, über das Wohl der mehresten triumphiren müssen. Fast immer habe ich gesehn, daß sie zu nichts dienen, als in dem Lande, wo man einmal die Quaterne eines weisen, einsichtsvollen, guten und standhaften Regenten zugleich gezogen hat, dessen Bemühungen fruchtlos zu machen.

Denn

Denn der rechtſchaffne Fürſt wünſcht den groſſen Haufen glücklich zu ſehen. Die Landſtände aber, beſtehn aus dem Adel, und aus den Deputirten der Städte, d. h., aus denen, die in ihren Ringmauern Gewalt haben; und ſorgen alſo blos, daß alle Laſten und alle Abgaben auf den Bauer und auf den geringen Bürger fallen mögen.

Ich bekenne es Ihnen aufrichtig, der Hauptdruck der Menſchheit in Deutſchland liegt in dem Adel. Wenn man bedenkt, daß in Deutſchlands Umfange wenigſtens ſechzehn Millionen Kreaturen, die Gott mit Vernunft begabte, durch denſelben in einer mehr oder minder harten Knechtſchaft gehalten werden, ſo wünſchen ſo kurios geſinnte Menſchen, als wir, Ihre Antagoniſten, von Herzen eine Revolution. Nicht für mich wünſche ich ſie, Hr. Hoffmann! ich als Officier fühle wol gewiß nichts vom Drucke des Adels, mit dem mich mein Stand völlig al pari ſetzt; ſondern für die armen Bauern, deren Zuſtand durch ganz Deutſchland höchſt, höchſt elend iſt. Indeſſen will der Adel doch nirgends dem Elende abhelfen; alle desfallſigen Verſuche der Regenten werden durch ihn vereitelt; ja er droht wol gar mit Empörung und Widerſtand wenn ein kluger und barmherziger Regent, ihm ſein Recht, den armen Landmann zu drucken, ſchmälern will. Das

dach-

dächte ich wäre nun dagegen eine Sache, die brauchte ich Ihnen nicht erſt vorzudociren?

Man muß, ſo wie ich, den Bauern in der Nähe beobachtet haben, um ſein Elend recht zu kennen. Todt muß er ſich arbeiten, und kann doch nichts vor ſich bringen. Er hat Kühe, Kälber, Schweine, Federvieh, Eier, Butter; und von allen dieſen genießt er nichts. Alles, alles muß er weggeben oder verkaufen, um die Abgaben zu bezahlen. Regenten können und wollen zum Theil nicht helfen. Der Adel für ſich will in der Sache kein Einſehn haben. Er iſt ſo blind, daß ich ſelbſt eine Dame, an der man Einſichten und ein ſogenanntes zärtliches Herz rühmte, habe ſagen hören; bei ihr müſſe der Bauer eine Nacht um die andre ſchlaflos zubringen wenn er leben wollte; und doch behauptete ſie, er befände ſich beſſer ſo, als wenn er frei würde. Ich geſtehe es, ohne Entſetzen habe ich dieſe Rede aus einem ſo ſchönen Munde nicht hören können, und ſie zeigte deutlich wie weit auch der ſogenannte gebildete Theil des Adels davon iſt, den Bogen von ſelbſt abzuſpannen. Bei uns iſt es zwar in einigen Gegenden ſo arg nicht; überall aber muß ſich doch der Bauer durch übermäßige Arbeit vor der Zeit abſtumpfen.

Daß bei jetzigen Zeitläuften dieſer Zuſtand nicht dauern kann, iſt leicht einzuſehn. Alſo has

he ich ohne ein Verbrechen zu begehen, meinen Freunden wohl prophezeihen können, der überspannte Bogen würde bald brechen. Ich bin nicht so wie der Hr. v. Schirach, daß ich meine Prophezeihungen, wenn sie mir auch noch so gegründet scheinen, durch die ganze Welt posaunte. Also habe ich sie ganz in der Stille an einen guten Freund geschrieben. Der Brief ist erbrochen worden, und hat Aufsehn erregt. Und nun sagt Hr. Hoffmann nicht nur, ich hofte auf eine Revolution, sondern ich wollte gar eine machen. Allein, wie gesagt, ich läugne schlechterdings, daß etwas von dieser Art in meinem Briefe gestanden hat. Man zeige mir meinen ganzen Brief.

In mehreren Schriften habe ich gesucht durch Anpreisung des physiokratischen Systems das Mittel anzugeben, wodurch Regierungen den Zustand der Menschheit merklich verbessern, und ihre eignen Grundlagen wieder befestigen könnten. Zuletzt ist das noch im Werke von der preußischen Monarchie geschehn. Herzlich gern bescheide ich mich, daß meine Arbeiten einen sehr geringen Werth haben. Allein weit beßre Schriftsteller haben ähnliche Versuche gemacht, und sie sind eben so fruchtlos gewesen. Es wird kein einziger Schritt gethan. Bei diesen Umständen erblicke ich nun, ich gestehe es, in der französischen Revolution, das beste Mittel, um die großen herrlichen Veränderungen hervorzubringen,

die mein Herz wünſcht, und das zwar ſo, daß Regenten und Adel ſie von ſelbſt werden bewirken müſſen, und daß folglich dabei alle Unruhe und Unordnung wird vermieden werden; und in dieſer Muthmaßung kann unmöglich etwas böſes liegen.

Endlich hätte ich noch die dritte Beſchuldigung zu berichtigen; die nämlich, daß ich ein Freund und Mitarbeiter des Grafen Mirabeau geweſen bin. Sie ſagen zwar, man kenne deren mehrere in Braunſchweig; allein darin irren Sie: ich bin der einzige geweſen. Meine Rechtfertigung über dieſen Punkt wird entweder nächſtens erſcheinen, oder ſchon erſchienen ſeyn, wenn man dieſen Aufſatz leſen wird. Für jetzt ſey es genug zu ſagen, daß ich allerdings das Werk über die preußiſche Monarchie nach Leitung und unter Aufſicht des Grafen geſchrieben habe. Es enthält alle meine Grundſätze, beſonders über die deutſche Reichsverfaſſung. Was finden Sie daran auszuſetzen? Ich glaube nicht, daß ich mich derſelben zu ſchämen brauche. Mein Landesherr beſitzt zwar alle Landeshoheitsrechte; da er aber ein Reichsſtand iſt, ſo habe ich als ſein Unterthan gewiſſe Pflichten gegen das Reich und deſſen Oberhaupt. Allein wo habe ich etwas geſagt, daß dieſen Pflichten zuwider liefe? Ihnen kann es zwar mißfallen, wenn in dieſem Buche ſteht: man müſſe ſich vor dem raſtloſen Ehrgeitze des

Hau-

Hauſes Oeſterreich in Acht nehmen: aber ein Wiener Gelehrter müßte doch wiſſen, daß der Kaiſer und der Erzherzog von Oeſterreich nicht einerlei Weſen ſind. Ich weiß wol was man dagegen einwendet. Leopold, der beide Würden in ſeiner Perſon vereinigt, iſt ein gütiger, billiger, mäßigdenkender Regent. Wer läugnet das? Allein muß man denn das Verhältniß der Staaten nach dem jedesmaligen Regenten derſelben berechnen? Das wäre ſehr unverſtändig gehandelt. Erſtlich haben die Staaten ein gewiſſes Syſtem, dem der Regent folgen muß. Zweitens, ſo iſt heute der Regent genügſam, morgen aber ſein Nachfolger vielleicht herrſchſüchtig. Alſo taugen alle vom Karakter der Regenten hergenommene politiſchen Gründe nie etwas. Folglich kann ein Schriftſteller zu allen Zeiten ſagen, man muſſe auf alle Schritte dieſes oder jenes Staates wachen, und nicht leiden, daß er einen einzigen zur Vergrößerung ſeiner Macht thue, damit ein zukünftiger Regent ihn nicht zur Unterdrückung der andern einmal misbrauche, und darin iſt gegen den zu der Zeit lebenden Regenten nichts reſpectwidriges. Ich geſtehe es zwar: alles dieſes paßt nicht in das jetzige Syſtem; ob das aber ein großer Vortheil für Deutſchlands Freiheit und für die proteſtantiſche Sache insbeſondre iſt? das wäre eine andre Frage, die ich indeſſen hier

weder erörtern kann noch will. Mir iſt genug wenn ich gezeigt habe, in meiner für Mirabeau gemachten Arbeit liegt nichts Böſes, nichts Strafwürdiges.

Nun habe ich lange genug von mir geſprochen. Erlauben Sie mir anjetzt, daß ich ein Wort von Ihnen und Ihrer Zeitſchrift hinzuſetze.

Sie haben es unternommen die Menſchen zurechte zu weiſen; und gegen diejenigen Schriftſteller zu kämpfen, von denen Sie meynen, daß ſie jene irre führen. Wie glücklich Ihr Kampf ausfallen wird, muß die Zeit lehren. Was mich betrift; entweder ich verſtehe gar nichts von dem, was in der ſchriftſtelleriſchen Welt Ehre bringen kann; oder Sie werden gewiß mit Ihrer Schreiberei ſehr wenig Ehre einlegen. Sie behängen Sich zwar über und über mit Briefen und andern Beifallsbezeugungen der Mächtigen dieſer Erde, wie Hr. Chiarini mit Schildern und Medaillen von eben denſelben, wenn er vor ſeiner Reutergeſellſchaft her durch alle Straßen einer Stadt reitet. Allein Sie müſſen eine ſeltſame Art von einem Gelehrten ſeyn, wenn Sie nicht wiſſen, daß das alles nichts hilft, um ſich wahren Beifall zu verſchaffen. Und wenn Sie Briefe von allen hohen Potentaten in ganz Europa drucken ließen; von dem König von Portugal am ſüdlichen

Ende an, bis zum König von Dännemark hin, der das äußerſte Thule unter dem Polarzirkel beherrſcht; ſo giebt Ihnen das in der gelehrten Welt nicht einen Gran von Verdienſt mehr. Belohnen können dieſe Sie allerdings, und wenn der Bauch Ihr Abgott iſt, ſo werden vielleicht Ihre Wünſche befriedigt werden. Wenn Sie aber den höheren Genuß des Schriftſtellers verlangen, nämlich den Beifall ſeiner Mitbürger in der gelehrten Republik; dann haben ſie ſehr falſche Mittel dazu ergriffen. Alles andre ſteht in den Händen der Regenten, nur nicht das Departement des vernünftigen Denkens. Da gilt keine Auktorität; da iſt und bleibt ewig eine freie Republik, wo allein die unbeſtechliche Mehrheit der Stimmen gilt; und wo Verdienſt und Nutzbarkeit allein ihren Mann am Ende emporbringen. Höchſtens gilt da die Stimme derer etwas, die ihr Lebelang ſich auf vernünftiges Denken befleißigt und bewieſen haben, daß ihre Mühe nicht fruchtlos darauf verwendet worden iſt. Dieſe aber werden Ihnen, meyne ich, ſagen; daß in ihrer Zeitſchrift gar zu wenig auch nur ſcheinbare Gründe vorgebracht werden; daß Sie darin gar zu gewaltig ſchimpfen, und immer einen gar zu erbärmlichen Witz anbringen. Doch ich überlaſſe es andern, zu zeigen, wie ungeſchickt Sie Ihre Sache vertheidigen; das iſt hier nicht mein Zweck.

Haben Sie etwa gesucht, Sich gegen solche lautgesagte Urtheile zu schützen, indem Sie Sich gerühmt haben, Ihro kaiserl. Majestät sey sogar Ihr Mitarbeiter? Man weiß wahrlich nicht, was man zu einer solchen Aeußerung sagen soll. Sie macht einen stutzig, wenn man bedenkt, daß Sie dieselbe von Wien aus in den Hamburgischen Zeitungen ausposaunt haben, und daß ihr nicht widersprochen worden ist. Es ist doch wahrlich unmöglich sich in einer schlechtern literarischen und schriftstellerischen Gesellschaft zu befinden, als in der Ihrigen. Ich mögte gern hier alles vermeiden, was einer Schmähung ähnlich klingen könnte. Aber das Verfahren, dessen Sie Sich in Ihrer Zeitschrift schuldig machen, ist dem eines ehrliebenden Schriftstellers schnurstracks entgegengesetzt, und man kann es nicht anders, als schändlich nennen. Sie denuncliren uns nämlich überall an unsre Regenten: Sie tadeln dieselben laut, daß sie uns nicht strafen, und fodern fast auf jeder Seite ihre ganze fürchterlichste Rache gegen uns auf. Billigen Ihr kaiserliche Majestäten wirklich ein solch Verfahren; und rücken Sie solche Dinge mit Höchstdero Genehmigung ein? Dann ist unser Zustand wahrlich betrübt; und ich bitte Sie, reden Sie deutlicher, damit wir wissen, was wir zu gewarten haben. Was sollen die Regenten in Ansehung unsrer thun? Sollen Sie uns Leben und

Freiheit nehmen? oder nur uns aus unſern Aemtern und aus dem Lande jagen? Ferner: ſagen Sie ſolche Dinge blos für Sich, oder ſind Sie höchſtens Orts authoriſirt ſo zu reden und drücken Sie etwa damit der Allerhöchſten kaiſerlichen Majeſtät eignes Verlangen aus? Es wäre doch gut, wenn man das genauer wüßte. Auf alle Fälle, mein Herr, giebt es eine ſchlechte Idee von Ihrer ſchriftſtelleriſchen Courage, daß Sie gegen uns ſchreiben wollen, und dabei zu ſolchen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, um uns den Mund zu ſtopfen. Sie müſſen ein verzweifelt ſchlechtes Zutrauen zu Sich und zu Ihrer eigenen Sache haben, um ſo zu verfahren. Sie wollen die Wahrheit vertheidigen und lehren; ſie wollen die öffentliche Meinung herumlenken: und greifen zu ſolchen Mitteln! Das iſt wirklich höchſt erbärmlich. Sehen Sie, wie ganz anders wir handeln. Treten Sie auf und ſchreiben Sie was Sie wollen; man erlaube uns nur frei und ungehindert gegen Sie zu ſchreiben: und wir ſind verſichert, daß wir nicht den geringſten unſrer Anhänger verlieren, ſondern vielmehr deren eine Menge neue erhalten werden. Die Welt mag Gründe und Gegengründe abwägen und dann urtheilen. So denken wir, und wenn Sie Sich noch ſchämen können, ſo ſchämen Sie Sich Ihres Verfahrens. Sie machen es gerade wie einer der jemanden heraus-

foderte, und dann zu deſſen Obrigkeit liefe um ihn zu verklagen, damit ſie den Menſchen verhinderte, ſich zu ſtellen.

Ich hoffe zwar nicht, daß es mit Ihren Reden in dieſer Rückſicht ſo viel zu ſagen haben wird, als man wol daraus ſchließen könnte; oder daß dieſe einen großen Eindruck in Deutſchland machen werden. Sollten Sie es indeß auch dahin bringen können, daß einer von uns, durch einen Machtſpruch, wie man es nennt, unglücklich würde: ſo müſſen Sie nicht meynen, daß ein Mann von Vernunft und Ehre, wenn er ſich das Zeugniß geben kann, daß er es nicht verdient hat, ſich davor fürchtet. Cyrenaeum Theodorum, (wenn Sie lateiniſch verſtehn) nonne miramur? Cui cum Lysimachus rex crucem minaretur: Istis quaeſo, inquit, ista horribilia minitare purpuratis tuis. Theodori quidem nihil intereſt humine an ſublime putrescat. So lange ich nichts Böſes gethan habe, ſchrecket mich kein Schickſal, das mir bevorſteht. Soll in Deutſchland wirklich eine Staats- und Religions-inquiſition eingeführt, und ich ein Schlachtopfer derſelben werden: In Gottes Namen! Den Meinigen ſoll alsdann, hoffe ich, das Andenken, was ich hinterlaſſen werde, wenigſtens nicht ſchaden, und das übrige kümmert mich wenig. Sollten aber auch dieſe,

die ich weit mehr liebe als mein eigen Leben, dadurch ins Verderben ſtürzen, ſo iſt auch das eine Sache, die in der Vorſehung Hand ſteht. Es gibt ja ſo viel andre Fälle, wodurch eben dies geſchehen kann, daß ich nicht einſehe, warum ich mich für einen ſolchen Fall mehr in der Welt, ſo erſtaunlich fürchten ſollte. Es darf ja nur eine Grille durch den Kopf einiger hohen Häupter in Europa fahren, einen Krieg zu wege bringen, und dieſer die Gegend überſchwemmen, wo wir leben: ſo wird ſich dieſer Fall eben ſowol eräugnen, wie ich das bei tauſend und tauſend Familien im ſiebenjährigen Kriege geſehn habe. Ob nun alſo ein ſolch Unglück aus einer allgemeinen oder aus einer auf ein Individium gehenden Kaprize der Mächtigen dieſer Erde entſteht, was kann das für einen Unterſchied machen? Im Gegentheil wenn ſie einen Menſchen allein betrift, ſo haben ſeine Angehörigen doch noch eher Beiſtand von den übrigen verſchont gebliebenen Menſchen zu erwarten, als wenn halb Deutſchland mit ihnen ins Elend herabgeſchleudert wird. Doch genug von einer Möglichkeit, die Ihr gutes, menſchenfreundliches Herz uns zwar allen wünſcht, die aber vielleicht doch nie in Wirklichkeit übertreten wird.

Um dieſen Ihren edlen Zweck zu erreichen, ſtellen Sie uns immer als Menſchen vor, die

einen Komplott, eine Bande von Verſchwornen gegen den Staat ausmachen. Sie ſprechen von nichts als von Klubs, von Propaganden ꝛc. Dieſe jetzt ſo geläufigen Redensarten und Begriffe finde ich nöthig ein wenig zu erläutern. Einige läugnen, daß eine ſolche Freiheitspropagande exiſtirt; andre behaupten es ſteif und feſt. Beide Meinungen ſind wahr und auch falſch, je nachdem man den Begriff der Sache feſtſtellt. Verſteht man darunter einen förmlich geſchloßnen Komplott, der ſeit der Revolution von Paris ausgegangen wäre, und von dort aus dirigirt würde, ſo iſt das eine abſurde Vorſtellung, die nicht den aller geringſten Grund hat und keine Widerlegung verdient. Der eigne Widerſpruch der Menſchen, die das behaupten, zeigt das Lächerliche davon. Die Anhänger der Freiheit in Frankreich, die Häupter des famöſen Jakobinerklubs ſollen elende Menſchen ſeyn, die nichts haben und aus Hunger, Noth und Schulden zu dem Unfuge angeſpornt werden, den ſie treiben; und doch ſollen dieſe Menſchen uns beſtochen haben, und beſolden, damit wir die Nation hier zu gleichen Thaten verleiten. Welche Vortheile könnten uns denn ſolche hungrige Menſchen anbieten, die das aufwögen, was wir jetzt beſitzen, und was wir wahrlich nur bei der jetzigen Verfaſſung der Dinge behalten können? Man ſieht wol, daß

das ſolche Widerſprüche ſind, die nur blinde Leidenſchaft glauben, und ſelbſt dieſe nur bei einem ziemlichen Mangel an geſunder Vernunft ſagen kann. Nicht einmal in Deutſchland machen wir eine ſolche Verbrüderung aus. Man frage doch alle Gelehrte, die ſich in Deutſchland als Anhänger der religiöſen und der politiſchen Freiheit gezeigt haben, ob ſie verbunden ſind; man wird finden, das nicht das geringſte gemeinſchaftliche Band unter ihnen herrſcht. Jeder thut, wirkt, arbeitet für ſich, zu dem großen gemeinſchaftlichen Zwecke.

Auf der andern Seite aber, iſt doch das auch wahr; daß, ſobald das Panier der Freiheit in Frankreich zu ſchweben angefangen, es auch durch ganz Europa eine erſtaunliche Menge Anhänger gefunden hat, die es im Herzen ſchon lange waren, und die insgeſamt ihre Augen nach der aufgehenden Sonne hinrichteten, ſobald ſie zu leuchten anfing. Dieſe machen gleichſam die Gläubigen einer unſichtbaren Kirche aus. Ihre Menge in Deutſchland iſt zum Erſtaunen groß; allein ſie halten ſich, eben ſo wie die wahren Gläubigen im Chriſtenthum, ſo lange ruhig, bis einmal ohne ihr weiteres Zuthun, als ſanfte und weiſe Lehren nebſt ihrem rechtſchaffnen Exempel, die ſtreitende und gedrückte Kirche zur triumphirenden erhoben wird. Dieſe edlen Männer wirken

allerdings zu dieſem Zwecke ſo weit es die Geſetze geſtatten, und das kann nicht anders ſeyn; denn wer kann, in Dingen, die die Geſetze nicht beſtimmen, anders als nach ſeinen Neigungen und Ueberzeugungen handeln. Allein das thun ſie von ſelbſt, ohne einen Komplott zu formiren. Da können nun freilich ſolche Leute, wie Sie leicht glauben, das ſey eine Propaganda; weil ſie nicht einſehen, daß es allgemeine Denkungsart iſt.

Ich erzähle Ihnen hier die Sache wie ſie ſich verhält; und gebe Ihnen in vielen Dingen Recht. Es finden ſich dergleichen Propagandiſten in allen Dikaſterien, in allen Aemtern, in allen Stellen; ſie üben einen erſtaunlichen Einfluß aus. Die Büchercenſur iſt auch, wie Sie ſagen, an manchen Orten in ſehr gefährlichen Händen, und das dürfte immer der Fall ſeyn; weil man ſie doch ſolchen Leuten übertragen muß, die wenigſtens das Aushängeſchild der Gelehrſamkeit an ſich tragen; daher fällt ſie oft in die Hände wahrer Gelehrten, weil man nicht überall einen Profeſſor Hoffmann findet, wo man einen Cenſor anſtellen muß. Allein gegen die Leute zu verfahren, und ihrem Einfluß entgegen zu wirken, dürfte ein gewaltig ſchweres Unternehmen ſeyn. Die Sache hat erſtaunlich viel ähnliches mit der Ausbreitung des Chriſtenthums. Das Blut der

Märtirer machte da immer neue Proſoliten, und ſo mögte es hier auch gehen. So viel bleibt auf alle Fälle gewiß, daß das Verfahren dieſer Propagandiſten nicht anders als durch eine wahre Inquiſition geſtraft werden und Verfolgungen nach ſich ziehen kann. Alles läuft dabei doch am Ende auf Privatmeinungen hinaus; denn ſobald Jemand genau die Geſetze beobachtet, wer kann ihm mit Recht etwas anhaben? Man kann aber viel wirken, ohne dieſe zu übertreten, und das thun dieſe von Ihnen angefeindete Menſchen allezeit, ſo oft und ſo viel ſie können. Da dürfte das erſte und einzige Mittel ſeyn, alles Bücherſchreiben und drucken laſſen, völlig zu verbieten. Glauben Sie mir, die Pfaffen zeigten einen ſehr feinen Inſtinkt, als ſie der Buchdruckerei, bei ihrer erſten Entſtehung ſo ſpinnefeind waren. Sie iſt an allem ihren jetzigen Drangſalen ſchuld.

Sie, Hr. Profeſſor, ſcheinen mir von Schriftſtellerpflichten, und Schriftſtellergewiſſen keinen Begriff zu haben. Allein ich will Ihnen doch ſagen, daß es dergleichen wirklich gibt. Der Mann im gemeinen Leben und der Schriftſteller ſind zwei ganz verſchiedne Weſen. Jener folgt ganz der Richtung, die ihm der Staat gibt; dieſer ganz ſeinem eignen Antriebe. Der Gelehrte weiß, daß das, was er als Menſch thut, über-

gäng-

gänglich ist, und also auch nur auf eine übergängliche Art wirkt. Das Buch aber, was er schreibt, besteht, und wirkt in Raum und Zeit fort. Je mehr er nun in sich Kraft zu wirken fühlt, je mehr hütet er sich, wenn er ein ehrlicher Mann ist, falsche Wirkungen hervorzubringen. Die Gesetze können ihn zu wirken hindern, sie können ihm Stillschweigen gebieten; aber sie können ihn nicht zwingen anders zu wirken als er es für gut und nützlich hält. Diese Gesetze sind ausserdem auf alle Fälle immer ungerecht; denn nur durch die völlig freie Mittheilung aller Gedanken kann Wahrheit wirklich gefunden werden. Daher macht man sich auch nicht das geringste Gewissen daraus, alle solche Gesetze auf jede nur mögliche Art zu eludiren, und geht immer bis an ihre äusserste Gränze um die Wahrheit zu lehren, die man zu erkennen meynt. Und wie viel Mittel gibts nicht dazu! Lesen Sie einmal Wielands philosophische Gespräche; was steht darin? und was steht nicht darin? Bald bedient man sich also einer solchen Einkleidung um tiefgehende Dinge anschaulich zu machen. Bald übertreibt man die Albernheit, um sie in ihrem grellsten Lichte zu zeigen, und thut dabei so treuherzig als möglich. Wer kann die tausend Listen erzählen, womit man die Tyrannen der Seele hintergangen hat und noch hintergehn wird? Ja selbst das

Schwei-

Schweigen kann manchmal von groſser Wirkung ſeyn. Das dächte ich wüßte kein Menſch beſſer als Sie. Sie klagen ja daß die Wiener Gelehrten Ihnen keinen Beitrag zu Ihrem Journale geſchickt haben. (Stellen Sie mir nicht etwa die Hrn. Alxinger u. Waterott entgegen. Jener fühlt es ſichtbarlich, in welcher ſchlechten Geſellſchaft er hier auftritt. Zudem iſt er ja ein Dichter, und da Sie von Klopſtocken und Wielanden in dieſer Eigenſchaft ſo deſpektielich reden, ſo können Sie unmöglich mit Hrn. A. Mitarbeiterſchaft groß thun wollen: und die Ehre, die Ihnen der Aufſatz des andern Herrn macht, wird Ihnen jeder gern überlaſſen.) Dieſer Männer ihr Schweigen alſo, iſt ſehr viel bedeutend, und macht ihnen auſſerordentlich viel Ehre; das kann ich Sie verſichern. Und ſehen Sie! alle Monarchen dieſes Erdbodens können ein ſolch beredtes Schweigen nicht zum Schweigen bringen (wenn ich mich dieſes Wortſpiels bedienen darf,) denn ſie können wol ſagen: ſchreib nicht, aber niemals: ſchreib. Ein ſolches Stillſchweigen könnte das italiäniſche Sprüchwort faſt Lügen ſtrafen, was da ſagt: Un bel tacere non fù mai ſcritto. So ſind alſo die Mittel beſchaffen, womit die Schriftſteller wirken können wenn ſie wollen, und womit die rechtſchaffnen Freunde der Menſchheit, die Ihnen ſo entſetzlich verhaßt ſind, und die Sie eine Propagande nennen, immer fortwirken werden. Ich dächte daher es wäre wol das Beſte, man ließe ſie immer frei

ſchrei-

ſchreiben was ihnen gut dünkte; denn wenn es falſch iſt was ſie ſagen, ſo wird es Niemanden verführen; wenn es aber wahr iſt, ſo iſt es gut und heilſam. Die Schriftſteller von Ihrem Kaliber ſprechen immer von Menſchenverführung durch Schriften. Das iſt aber lächerlich. Die Menſchen laſſen ſich in Maſſe nicht durch Bücher verführen. Wenn gewiſſe Bücher auf viele Menſchen großen Eindruck machen, ſo kömmts immer gewiß daher weil ſie gut und nützliche Wahrheiten enthalten. Wenn aber eine Wiener Zeitſchrift gegen die Campiſchen Schriften z. B. wenig wirken wird, ſo kömmt es auch eben ſo ſicher daher, weil ſie nichts nutzt, und falſche Sätze behauptet. Nun wiſſen Sie aufs Haar, mein Herr, wie es mit der Propagande ſteht, und darnach richten Sie, wenn Sie wollen, die unmaßgeblichen Rathſchläge, die Sie den Fürſten hierüber geben wollen.

Doch ich muß ein Wort von einer Aeußerung ſagen, die in Ihrem mich betreffenden Aufſatze ſteht. Sie klagen daß es Menſchen gibt die anderer Menſchen Briefe auffiengen, und geben deutlich zu verſtehen, daß unter andern auch welche von Ihnen auf dieſe Art wären aufgefangen worden. Bei jetzigen Zeiten iſt es wol ſehr leicht, daß ein Brief verlohren gehe, ohne daß Privatperſonen die geringſte Schuld dabei hätten. Die Klage über das Briefauffangen durch Privatpers

personen hat Hr. Starke auch in seinem famösen Processe, und wie ich meyne, zuerst vorgebracht. Ein bewiesenes Faktum ist aber nicht davon angeführt worden. Ich wüßte auch nicht wie man es bei der Beschaffenheit unsers Postwesens anfangen sollte, einen Brief von Jemanden auf solche Weise zu erhalten. Ich glaube alle die Herren sprechen nur davon um sich ein Ansehn von Wichtigkeit zu geben. Indeß betheure ich, daß weder ich; noch irgend eine Gesellschaft, womit ich in Verbindung stünde, jemals einen fremden Brief aufgefangen hat; am allerwenigsten einen von Hrn. Hoffmann: denn ich erkläre hiemit feierlich, daß jeder Mensch, jede Gesellschaft, die einen Brief von Hrn. Hoffmann auf unrechten Wegen zu erhalten suchen sollte, nicht nur eine sehr niederträchtige, sondern auch eine sehr abgeschmackte, sehr einfältige, und völlig unvernünftige That begehn würde. Nach diesem Bekenntniß zweifeln Sie doch nicht an meiner Unschuld?

Nun bleibt mir nichts übrig als Abschied von Ihnen zu nehmen, und hoffentlich auf immer. Ich wüßte nichts, was mich bewegen könnte, mich nochmals mit Ihnen zu beschäftigen. Denn sollten Sie auch wieder falsche Thatsachen vorbringen, so ist es ja wol genug, wenn man einmal gezeigt hat, daß ein Mann Unwahrheiten sagt, um ihm allen Glauben bei vernünftigen Leuten zu benehmen. Und was

das

das Schimpfen anbetrift; das können Sie ungehindert fortthun. Nichts ist mir in der Welt gleichgültiger als was Sie und alle Hofmänner in der Welt von mir denken und sagen.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

Mauvillon.

4.

Anekdote vom Prediger Schulz zu Gielsdorf.

Als der Prediger Schulz zu Gielsdorf neulich durch einen Kabinetsbefehl zur Inquisition nach Berlin gefodert ward: erklärte er vorher seinen drei Gemeinen von der Kanzel, daß er sich durch nichts in der Welt würde bewegen lassen, der Wahrheit untreu zu werden. Und damit sie dessen gewiß seyn könnten, gab er ihnen Folgendes zum Zeichen. „Entweder, sagte er, werde ich kassirt, oder gar aus dem Lande gejagt; und das wird euch ein Beweis seyn, daß ich nicht habe nachgeben, und heucheln wollen. Oder ich bleibe ferner euer Prediger; und dann mögt ihr Acht geben, ob ich um ein Haar anders lehren werde, als ihr bisher zu eurer Zufriedenheit von mir gewohnt gewesen seyd.“

In dem Verhöre, wo Hermes, Hilmer, und Huulbeck die Inquisitoren waren, kamen nun die allerabsurdesten Fragen zum Vorschein; und da er

alle aufgetiſchte Glaubens-artikel aus der alten Dogmatik ohne Umſtände verwarf, zugleich aber auch ſeine Gründe zu Protokoll zu geben anfing: ſo wurde den Herren dieſes zu weitläuftig, und ſie beſchloſſen, ihm eine beſondere Vertheidigungsſchrift ſeiner Behauptungen, die dem Protokolle beigefügt werden ſollte, zu geſtatten. Dieſe nun hat er zu Gielsdorf, 12 Bogen ſtark, aufgeſetzt, und ſie mit der Erklärung eingeſandt, daß er auf dieſelbe, entweder feierlich losgeſprochen, oder feierlich verdammt ſeyn wolle. In dieſer Schrift hat er ſich vornämlich angelegen ſeyn laſſen, die Quellen, aus denen die Kenntniß des Chriſtenthums geſchöpft werden muß, aufzuſuchen. Bloß die eignen Reden Jeſu bei den Evangeliſten, nimmt er dafür an, und verwirft die Apoſtel, welche, ihm zufolge, die Lehre Jeſu durch ihre jüdiſche Brille angeſehn, und ſie verunſtaltet haben.

Von dem Gange des merkwürdigen Proceſſes, den die gegen Hrn. Schulz angeſtellte Glaubensinquiſition veranlaßt hat: werden wir in einem der nächſten Stücke umſtändlichen Bericht abſtatten. Jetzt, da es an Raum dazu gebricht, ſchränken wir uns auf die Anzeige ein, daß die höchſt-intereſſante Amelangſche Vertheidigungsſchrift unter folgendem Titel bereits öffentlich erſchienen iſt: Zur Vertheidigung des Prediger Herrn Schulz zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirſchfelde, geſchrieben von dem Criminal-rath Amelang.

Schleswigsches

ehemals

Braunschweigisches Journal.

April 1792.

Altona, bei J. F. Hammerich.

Inhalt.

Seite

1. Historisch-moralische Schilderung des Einflusses der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten. von dem königl. dänischen Kammerherrn Hrn. von Hennings. 385
2. Wie ein Westphälischer Küster das Recht der Nationen, ihre Konstitution zu ändern, ansehe. 424
3. Merkwürdige Stellen aus dem politischen Testamente Josephs II. 455
4. Ueber des Herrn Kriminalraths Ameland Vertheidigung des Herrn Schulz, Predigers zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde. 476
5. Mein Trost bei den neuen Religions-anordnungen in meinem Vaterlande. 511
6. Die neueste und edelste Art zu kämpfen. 512

Dieſes Journal wird mit Anfang jedes Monats nach allen Haupt-orten Deutſchlands verſandt, wo es in den anſehnlichſten Buchhandlungen und auf allen Poſt-ämtern, der Jahrgang zu 4 Rthlr, zu haben iſt.

Ankündigung.

Einer Anweiſung im praktiſchen Briefſtellen, oder Formular-Brief-buch in klaſſiſch alphabetiſchen Abtheilungen; wo der hülfsbedürftige Briefſteller in den wichtigſten Fällen des thätigen Lebens, die ihn treffende Veranlaſſung', leicht bequem und ſicher aufſuchen und finden kann; wo er reichhaltige bearbeitete Materien für den Briefſtiel findet, die er nur auf ſeine vorliegende Lage und Umſtände anwenden darf. Ein ſolches Werk bin ich willens auf Pränumeration herauszugeben, und zwar den erſten Theil auf kommende Michaeli-meſſe, welcher in gr. 8 über zwei Alphabet und ohne die theoretiſchen Abhandlungen cirka tauſend Briefe ſtark ſeyn wird. Den Pränumerations-preis ſetze ich auf einen Rthlr. 8 Groſchen oder zwei Gulden preußiſch Kurrant, und den nachherigen Laden-preis auf

zwei

zwei Rthlr. Bis medio Mai a. c. wird die Pränumeration nur angenommen, und die öffentlichen Zeitungen werden hierzu hinlängliche Bequemlichkeit nachweisen. Da ich nun allerdings dafür ſorgen werde, daß das Aeußere ſich ſowol durch ſauberes Papier und Druck, als auch durch gute Anordnung und Korrektur empfehlen ſoll, ſo hoffe ich, daß man den Pränumerations-preis für billig finden wird, um ſo mehr da der Inhalt dieſes Werkes ganz von klaſſiſcher und didactiſcher Art mithin auch dem Hülfsbedürftigen zu jeder Zeit nützlich iſt. Breslau, den 20. Januar 1792.

Urſinus.

Königl. Preuß. Geheim. Secretair.

Nach-

Nachricht.

Zum Beweiſe, mit welchen Empfindungen das Publikum in allen Ständen die Vorſchritte der neuen anti-proteſtantiſchen Hierarchie anſieht, kann unter andern die Nachricht dienen, daß ein Pelz aus dem königl. Hauſe dem verfolgten Prediger Schulz zu Gielsdorf eine große goldene Medaille und dem einſichtsvollen und braven Vertheidiger deſſelben, dem Kriminalrath Amelang, ein beträchtliches Geldgeſchenk, als ein Merkmal ſeiner Achtung und ſeiner Zufriedenheit mit ihrem Benehmen, hat zuſtellen laſſen.

Schleswigſches Journal.

Viertes Stück.

April 1792.

I.

Hiſtoriſch-Moraliſche Schilderung des Einfluſſes der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten.

Suasit amor patriae civesque iuvandi cupido.

Er geht; — ihm folgt kein andrer Hofſtaat nach
Als voller Werth ſelbſteugner Tugenden;
Sein ganzer Schmuck, ſein Kleinod war er ſelbſt!
Weit feierlicher trat er ſo einher,
Als ein Monarch, von liſtgem Pomp umringt,
Wenn hinter ihm, das prachtige Geſchirr
Der handgeführten Pferde und die Gold-
Geſtickte Tracht der Läufer und Lakein
Der Pöbel, vor Verwundrung ſtarr, begaft.

Milton B. V.

Happy the people who preſerve their honour
By the ſame duties that oblige their Prince.

Cato.

Der zuerſt von gefährlichen Irthümern in Beſtreitung dogmatiſcher Sätze redete, verkannte die

Hoheit und Stärke der Wahrheit, und hätte verlacht werden ſollen. Der zuerſt Wahrheiten für kühn und gefährlich ausgab, entehrte Gott, Menſchheit und Vernunft, und verdiente, als Unterdrücker der Menſchheit beſtraft zu werden.

Heilig ſind die Namen Vaterland, Freiheit, Wahrheit, Religion, aber wer darf ſich rühmen dieſe Güter zu beſitzen? Wer darf es unternehmen das Forſchen nach ihnen zu hemmen? Keiner, der ihren ganzen Umfang kennet. Glücklich ſind diejenigen, die in der Laufbahn ihres Lebens Muth und Gelegenheit haben, ſie aufzuſuchen!

Einige, die auf Adlers-flügeln der Dichtkunſt, die Gefilde der Wahrheit und der Freiheit begrüßten, glaubten, vom Lichte geblendet, ganz im Lichte zu ſchweben. Aber langſam ſind unſere Schritte, wenn wir an der Hand der Muſe der Geſchichte wandeln, nicht jener trocknen Erzählerin ſorgfältig geſammelter Kleinheiten, ſondern jener Sitten-erzählerin, die einen Hume, Voltaire, Robertſon, zu Lehrer der Fürſten und der Philoſophen weihte.

In der Schule dieſer Lehrer mögte ich es verſuchen können, das Bild der Höfe darzuſtellen, und für Freiheit und Wahrheit zu reden. Weit entfernt von aller Perſönlichkeit, die jede Geſchich-

ſchichte verunſtaltet, und mehr noch das Herz des Geſchichtſchreibers entehrt.

Das Bild der Höfe iſt bald ernſthaft, bald ſcherzhaft gemahlt worden, aber wie es auch erſcheint, es ſey nun in der Skizze des Moraliſten, oder unter dem Schleier des verfeinernden Witzes eines Grammont, und einer Conde, oder in der völligen Offenheit neuerer Publicität, ſo hat es nie das Verderben völlig umfaßt, daß die Geſchichte durch die Reihe von Entſetzlichkeiten beſtätigt, die ſich aus dem, was bei Höfen angeſponnen, eingeleitet, enthüllt, oder im Verborgenen zur Reife gekommen iſt, auf dem Schauplatze der Menſchheit verbreitet haben.

Dieſes aus der Geſchichte darzuſtellen, würde eine Darſtellung der Geſchichte ſelbſt ſeyn. Ich bleibe, ſo viel meine Kräfte es erlauben, von ihrem Geiſte genährt, bei allgemeinen Betrachtungen ſtehen. Es iſt ſchwer, ſie methodiſch zu ordnen, ſo ſehr laufen die Gegenſtände in einander; doch bietet der Hof überhaupt, der Standpunkt des Fürſten in demſelben, und das Schickſal des Staats, verſchiedene Geſichtspunkte dar.

I.

Höfe, heißt es in den Staats-Anzeigen, *) ſind wahrlich die Peſt der menſchlichen

*) Schlözers St. A. Heft 36. 9. Band. Seite 361.

Gesellschaften, und, nach Montesquieu, ist am Hofe ein Tausch der wahren Größe gegen eingebildete, wodurch der Ehrgeiz sich in Müssiggang verhüllet, und die Niedrigkeit das Ansehen des Stolzes annimmt. Wo Eigennutz ohne Arbeitsamkeit, Abscheu vor Wahrheit, Schmeichelei, Verrätherei, Treulosigkeit, Wankelmuth in allen Verbindungen, Furcht vor den Tugenden des Fürsten, Hofnung auf seine Schwachheiten, kurz das ganze Gefolge des Betrugs und der Laster, unter der Larve der Größe, der Würde, des Anstandes, der feinen Lebensart, und wol gar der Tugend erscheint. Das, was der berühmte Verfasser des Geistes der Gesetze so beschreibt, nennet er air de cour, oder den herrschenden Ton.

Ce monstre ingenieux, en detours si fertile
Accablé de soucis, parait simple et tranquille,
Ses yeux creux et perçans, ennemis du repos,
Jamais du doux sommeil n'ont senti les pavots,
Par ses déguisemens à toute heure il abuse
Les regards éblouis de l'Europe confuse.
Le mensonge subtil qui conduit ses discours,
De la verité même empruntant le sécours,
Du sceau du Dieu vivant empreint ses impostures,
Et fait servir le ciel à vanger ses injures.

Vol-

Voltaire redet eigentlich von der Politik, doch trift ſein Gemählde unverkennbar jede niedere Intrigue; und ſelbſt die Politik in Welthändeln, die ſo ſehr von den Grundſätzen einer richtigen Staatskunſt abweicht, die einen Alberoni, eine Prinzeßin von Urſin, und andere Störer der Ruhe Europa's von einem Sully unterſcheidet, iſt eine Geburt der Höfe.

Der Hof iſt, im eigentlichen Sinn, die Haushaltung des Fürſten; deſſen, nicht des Staats, perſönliche Dienerſchaft. Jede perſönliche Dienerſchaft zweckt auf Bedienung im Ankleiden, im Eſſen und Trinken, in der Wohnung und in andern natürlichen und ganz individuellen Bedürfniſſen eines Menſchen ab. Die dazu, gegen Sold, gebrauchte Beihülfe unterſcheidet ſich, in den Benennungen und im Anſehen, nach dem Maaße des Reichthums und der Größe derjenigen, die ſich bedienen laſſen. Der wohlhabende Privatmann hat zu einem jeden Zwecke nur eine Art Diener, Lakeien, Mädchen, Köchinnen, Kutſcher, Jäger; der Stolzere hat Kammerdiener, Haushofmeiſter (Maitres d'Hotel), Köche, Tafeldecker, Friſeur, Frotteur, Schweitzer, Heiducken. In höhern Klaſſen ſucht man dieſe Benennungen noch durch Eintheilungen in Ober und Unter, oder durch das Beiwort Leib, als Leib-kutſcher oder durch ganz neue großklingende Namen zu veredlen. So ſind

die Namen Pagen, Kammer- Hof- Reit- Jagd- Junker, Hofdamen, Dames d'Atour, Dames du Palais, Jäger- Stall- Hof- Cerimonien- Garderoben- Meiſter, Intendante, Kammerherren, Hof- marſchälle entſtanden, und durch Groß, oder Ober, noch im Auge des Pöbels erhöhet worden.

Der vernünftige Mann, der, wie Ariſtoteles, über Politik denkt, oder, wie Curius, Dentatus und Catinat, Welt- und Vaterlandshändel zu behandeln wünſcht, ſieht unter dem blendenden Glanze der Eitelkeit nichts, als Dienſte, die, bei der Ungleichheit der Menſchen, der Aermere dem Reichern, gegen Lohn, leiſten muß, um ſein Fortkommen zu finden, die ihn zwar eigentlich nicht erniedrigen, weil res ſacra miſer eſt, die ihn aber nur in ſoferne veredlen, als er ſeinen übernommenen Dienſt, mit richtiger Vernunft und unbeſtechlicher Ehrlichkeit, treu und fleißig verrichtet und dadurch einen in jeder Klaſſe achtungswürdigen Karakter zeigt.

Edles iſt indeſſen in den eigentlichen Dienſtleiſtungen nichts. Epiktet kann, als Philoſoph, viele Größe üben und lehren, als Sklave iſt er nichts, als Sklave.

Dennoch ſind, durch Anmaßung eingebildeter Größe, die heutigen Hofleute ſo ſehr von ihrer eigenthümlichen Beſtimmung abgewichen, daß es

ihre Einbildung von ſich ſehr beleidigen würde, wenn man ihnen zumuthen wollte, dem Fürſten perſönliche Dienſte zu leiſten; und auch dann, wann ſie es bei feierlichen Gelegenheiten thun, wenn der Ober-kammerherr ſeinem gnädigſten Herren das Hemd überwirft, wenn der Ritter den Teller wegnimmt, wenn der Kammerjunker die Thür aufmacht, ſo hält er dies mehr für Repräſentation, als Dienſt. Im Grunde ſind alſo die eigentlichen Hofleute, Menſchen ohne Beſtimmung; Müſſiggänger. Der Haupt-nebenbegriff, in dem ſie ihre Leerheit verhüllen, iſt der, nahe um die Perſon des Fürſten zu ſeyn, und dadurch auf den Karakter und die Handlungen des Regenten wirken zu können.

Unter ihnen ſind von jeher biedere, einſichtsvolle und vortrefliche Männer geweſen, aber eine Rückſicht auf ſie gehört nicht hieher, da Individualität nicht mein Zweck iſt, ſondern der ganze Ton und das Weſen des Hofes überhaupt mich beſchäftigt. Wie weit verdienſtvolle Männer mit ihren Kenntniſſen und geraden Abſichten bei Hofe kommen, will ich ihnen ſelbſt zu beurtheilen überlaſſen.

Das Hauptſtudium des Hofmanns iſt der herrſchende Ton.

Die eigentliche erſte Quelle des Hoftons iſt die Neigung des Regenten. Weil aber die Bemü-

hung der Hofleute eben so sehr ist, sich diesen Neigungen gefällig zu machen, als sie ihren Absichten gemäß zu lenken, und an Höfen immer mehr oder weniger Personen Einflüsse auf den Karakter des Prinzen haben, so entstehet hieraus ein allgemeineres Interesse, welches zusammengenommen, den herrschenden Ton ausmacht. Doch mögen die Neigungen des Herrschers herrühren, woher sie wollen, so sind sie die ersten und nächsten Quellen des Hoftons.

Bedarf es eines Beweises, daß diese Neigungen nur in den Schwächen, nicht in den Tugenden des Fürsten bestehen können? Jene halten ihn in der Abhängigkeit von seinen Hofleuten, diese erheben ihn über dieselben. Jene ergreift jeder schmeichelnde Hofmann mit der zuvorkommendsten Gefälligkeit, diese scheucht ihn zurück; dort sieht er Glanz, Reichthum, Würde, hier sein Nichts. Wahr singt der königl. Dichter: Lorsqu' Auguste buvait, la Pologne était ivre, und eben so richtig ist das alte Sprichwort, regis ad exemplum totus componitur orbis. Aber welch ein Beispiel! Nicht das eines Titus, eines Mark Aurels, eines Ludwig XII. wohl aber das eines Caligula oder eines andern Wollüstlings.

Das Ausforschen der Mängel eines Fürsten gehet bis zum auffallend Lächerlichen, und würde

dem

dem Geſchmeichelten verächtlich ſcheinen, wenn nicht jede Schmeichelei, dem, der nicht den Muth hat, das ganze Heer der Schmeichler hinter ſich zu laſſen, angenehm und verzeiblich ſchien. Dem Hofmanne, der ausrief, Sire, wer hat Zähne! als der älternde Ludwig XIV. den Verluſt ſeiner Zähne beklagte, und der bei ſeinem Ausrufe einen großen Mund weit öfnete, und dem ganzen Hofe die ſchönſten Zähne von der Welt zeigte, lächelte der geſchmeichelte König, wo nicht Beifall, doch wenigſtens keinen Unwillen über die freche Unwahrheit zu. Als Dionyſius kurzſichtig war, hatte kein Hofmann Augen die in die Ferne ſahen, und die Scharfſichtigſten rennten einander über den Haufen, als ob ſie blind wären. Unter Alexander hatte das Gefolge des Weltbezwingers hohe Schultern. Aber unter einem Heinrich dem Vierten in Frankreich mußten wenige um ihn die Güte ſeines Herzens haben, nicht, weil ein Fanatiker ihn erſtach, ſondern weil er ſagen konnte, die Franzoſen werden mich erſt kennen, wenn ſie mich verlohren haben!

Iſt der Regent wirklich tugendhaft, ſo iſt er am meiſten in Gefahr, betrogen zu werden. Dann beherrſchen ihn Heuchler, dieſe gefährlichſte Art aller Menſchen. Dann wird Tugend das Steckenpferd der Höflinge, aber ſo hölzern, ſo unbeſeelt,

als je eines war, ſeitdem Yorrick das Seinige der Welt vorritt.

So lange ein natürlicher Ton herrſcht, können, wacht noch ein guter Genius über den Staat, unter den Höflingen ehrliche und fleißige Männer ſich auszeichnen. Sobald Heuchelei den Ton angiebt, wird das ſcharfſichtigſte Auge betrogen, ſo wie einſt der erfahrne Walſingham in Jakobs VI. Karakter. Wahres Verdienſt tritt beſcheiden zurück; der Heuchler drengt ſich vor, und lügt Tugenden und Kenntniſſe, mit denen er die ganze Welt betrügt. Wie leicht dieſe betrogen wird, ſehen wir an dem Glücke, das alle Charlatane in der großen Welt, oder an Höfen machen.

Es iſt daher einem Fürſten ſehr gefährlich, wenn er irgend eine Vorliebe für eine Wiſſenſchaft, oder Liebhaberei zeigt, und noch gefährlicher iſt es, wenn er gegen Schwächen der Menſchheit, intolerant iſt; den Devoten, den Heiligen oder auch den Cato ſpielt. So that Ludwig XIV. als er ſich in die Arme einer Maintenon eines La Chaiſe, eines Tellier, warf. Seine Eitelkeit, ſeine Prachtliebe, ſeine Kriege, ſchwächten den Staat, aber ſeine vermeinte Religions- und Tugendliebe griff das Herz der franzöſiſchen Nation an, und zertrat mit Füßen die heiligſten

Rech-

Rechte derſelben. So waren Englands ſchlechteſte Beherrſcher jene ſcholaſtiſche Könige, die ſich einbildeten, weiſe zu ſeyn, weil ſie barbariſch Schulgelehrt waren. So waren die Regenten die Unglücklichſten, die, wie Ludwig der Fromme, den Ruf der Heiligkeit ſuchten, und ihre Länder wurden unglücklich mit ihnen. Unter dem Scheine der Tugend und des Verdienſts reiften die gröſten Böſewichter und die entſetzlichſten Thaten, durch die Länder ſeufzeten und vor Thronen zitterten, wenn auch Plantagenets ſie bekleideten.

Soll denn, wird der Sophiſt fragen, der Fürſt keine Frömmigkeit und Tugend üben, und, wenn er ſie übt, ſie nicht ermuntern? Freilich ſoll er beides; aber Wie? Als Individuum, muß er ſeine Pflichten kennen und erfüllen, wie ein jeder Weiſer, nicht wie ein Thor; beſcheiden in ſich gehüllt, nicht prahlend, wie die Sophiſten, unter den Griechen, und die Phariſäer, unter den Juden. Als Individuum muß er ſich nicht um die Frömmigkeit und Tugend anderer Menſchen bekümmern, ſondern Jeden für ſein Heil und Wohl ſorgen, und die Folgen verantworten laſſen, die für ihn daraus flieſſen, ſo wie ein Jeder, der ſelbſt geſunde Vernunft oder geraden Menſchenſinn hat, einſieht, daß niemand etwas weiter, als eigene Vernunft, zum Selbſturtheilen

len gebrauchen kann. Als Volksleiter muß der Fürſt Geſetze und Ordnung aufrecht halten, und von ſeinen und des Staats Dienern fordern, daß ſie die ihrer Bedienung eigene Pflichten erfüllen aber auch zugleich auf Verdienſte ſehen, und ſie belohnen, oder ermuntern. Dieſes iſt eine weſentliche Befeſtigung zum Guten.

Dann tritt die, von den älteſten Zeiten her bekannte Wahrheit ein, daß Sitten mehr, als Geſetze, die Welt regieren; wie Tacitus von den Deutſchen ſagte *) und wie ſchon Iſokrates lehrte. **) Eine beſtändige Ausübung, eine unabläſſige Wachſamkeit auf die Befolgung der Geſetze, Polizei, Aufſicht, nicht allein über das gemeine Volk, ſondern Polizei-pflege über Richter, Beamten, Magiſtrate, Advokaten, Prieſter, Gelehrte, Heilungsweſen, erhält auch bei der unvollkommenſten Geſetzgebung, die beſte Ordnung im Staate. Athen hatte, nach Solons Geſetzen, und, nachmals Rom, Sittenrichter oder Cenſoren, Sparta ſeine Ephoren. In einer einzelnen Stadt ſind ſolche Richter möglich. In großen Staaten fallen ſie weg, aber doch bleibt eine Polizei übrig, die faſt in allen Staaten vernachläſſiget wird, und,

*) Plus hic mores valent quam alibi leges.

**) ad Nicoclem. T. 1. p. 165.

und, daher helfen Geſetze nichts. Dieſe Polizei liegt in der Thätigkeit, die ſich vom Throne bis zum unterſten Bedienten im Staate erſtreckt, und die der Indolenz einer bloſſen Beiſpiel-aufſtellung gerade entgegen iſt. Sie hat nicht mit der Individualität eigener Vorzüge des Regenten, ſondern mit der Emporhaltung der einem Jeden in ſeinem Berufe obliegenden Pflichten zu thun, und muß nothwendigerweiſe erſchlaffen, wenn der Fürſt glaubt, es ſey hinreichend, daß er ſich als einen Spiegel aufſtelle. So theilte Friedrich der Einzige, bei dem der Menſchen- und Volks-freund ſo gerne verweilt, ſeinen militairiſchen Geiſt ſeiner Armee nicht durch ſeine Helden-individualität mit, ſondern durch Entwickelung, Befeſtigung, Aufrechthaltung des von ihm geſchaffenen und belebten Militair-ſyſtems. So zeigte dadurch dieſer große König, wie in jedem Zweige der Regierungskunſt Vollkommenheit erreicht werden kann, und ſo beweiſet ſein edelmüthiger Nachfolger, wie ſehr die größte Güte des Herzens und die lauterſten Abſichten gemisbraucht werden, wenn Hofleute durch Religions- und Cenſur-edikte, ſo wie Prieſter ehemals unter Ludwig XIV. durch den Widerruf des Edikts von Nantes, ein dem Fortgang des allgemeinen Wohls unſtreitig ſchädliches und nur ihrer Eingeſchränktheit anpaſſendes Kompliment machen zu können glauben. Wie

wie

wenig hat das, in England ſelbſt, mit Entzücken angeſtaunte Familienbild des Königs auf die häusliche Sittentugend der Engländer gewirkt. So fruchtlos iſt jede Privattugend des Fürſten, und ſo unterſchieden von der Regententugend! Eben daher hat ſich nie ſittlicher Ton im Aufwande vom Throne in die Hütten verbreitet, und Aufwands-geſetze, ſo viele die Geſchichte auch vorzeigt, ſind vergebens geweſen, weil, um ſie in Execution zu erhalten, nicht wahre Regentenpflicht, ſondern eigentlicher Deſpotism eintreten muß. Will man in vollem Glanze ſehen, wie der Erſte im Volke auf ſein Zeitalter wirkt, ſo gehe man auf die Jahrhunderte zurück, die nach den Fürſten benennt ſind, die ihnen Daſeyn und Weſen gaben! Die Jahrhunderte der Wiſſenſchaften und Künſte unter einem Pericles, Alexander, Auguſt, den Medicis, Leo X. Ludwig XIV. Anna in England, fallen am meiſten in die Augen, aber von allen Jahrhunderten ſind mir die vier Jahrzehnte einer Eliſabeth, die zwei Jahrzehnte eines Heinrich IV. und die Regierungszeit eines Peter des Großen die ſchätzbarſten, weil in dieſen wichtigen Perioden jede Spur der bürgerlichen Sklaverei in Engeland verſchwand, Ackerbau, Handlung, Indüſtrie und Finanzen unter den Franzoſen blüheten, und in Rußland eine halbe Welt zur Bildung übergieng. Und bewirkten die

Re-

Regenten dies durch Aufstellung eigener Verdienste? Nein, so wenig als Pericles ein Bildhauer, Alexander ein Philosoph, August ein Dichter, Leo ein Mahler und Ludwig ein Theaterschriftsteller waren, eben so wenig spielten Elisabeth und Heinrich mit dem Pfluge, chinesische Komödien, dem Redner und Dichter ein schönes Bild, aber dem Staatsmanne unbedeutend wie alle Grimassen. Und wie wenig können Fürsten mit ihrem Beispiele lehren! Die Verstandskräfte des größten Geistes sind eingeschränkt, und selten sind große Geister auf Thronen. Groß ist dagegen der Wirkungskreis eines Fürsten, der nicht blos seine, sondern vorzüglich die Kräfte seiner Nation zu entwickeln sucht! Hiezu sind Gutmüthigkeit und richtiger Sinn hinreichend. Glücklich das Land, wo diese herrschen, und wo der Regent nicht sich, sondern sein Volk, Europa zur Nachahmung aufstellt!

Ich kehre zum Hofton zurück. Nicht alle Höfe haben einerlei Ton. Wer indessen ein wenig hofgewandt ist, lernt bald den kennen, den man annehmen muß. Der ehemalige Franzose sagte: Man muß den Finger in die Erde stecken, um den Boden kennen zu lernen.

Meine Arbeit würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Abarten des Hoftons durchgehen wol-

wollte, und doch würde ein ſolches Unternehmen nur einen ſehr unvollſtändigen Verſuch liefern.

Der beſte Hofton taugt nichts, denn Wahrheit und Karakteriſtik der Menſchheit haben keinen allgemeinen Ton, ſondern erſcheinen für ſich, wie ſie ſind. Indeſſen iſt es bekannt, daß die Grade des Verderbens der Höfe ſehr verſchieden ſind. Da, wo eine ſittenloſe Weichlichkeit den geſetzten Karakter des Mannes völlig entnervet, wo die größten Entſetzlichkeiten im Schwange ſind, wo die Intrigue ſich durch Gift und Beſtechungen einen Weg bahnet, wo unter der Larve verfeinerter Sitten, der Verſtand und das Herz ſich nur in Laſtern und Grauſamkeiten üben; will ich den Schleier der Vergeſſenheit ziehen. Die Zeiten der Borgia, eines Carls II. in England, der Höfe zu Konſtantinopel, ſind, wo nicht von unſerm Jahrhunderte, doch wenigſtens von meinem ruhigen Winkel der Erde zu weit entfernt, um bei dieſem entſetzlichen Anblicke zu verweilen. Doch kennt ein Jeder, dem der Schauplatz von Europa nicht fremde iſt, Höfe oder Zeitpunkte genug, wo der gute und edle Mann mit Cato ausrufen mußte:

When vice prevails and impious men bear sway
The post of honour is a private station.

Bei dem immerwährenden Wechſel am Hofe muß der Hofmann ſein ganzes Leben mit einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit auf den Ton beſchäftigen, den er annehmen ſoll. In Geſchäften reift der Geiſt, an Höfen nie. Der erfahrenſte Hofmann wird oft von dem jüngſten Pagen überliſtet. Der Tag entſcheidet, und daher iſt der vollkommenſte Hofmann der Mann des Tages, l'homme du jour. Jede neue Erſcheinung ſetzt den Beobachtungs-geiſt in Bewegung, und ſtößt alle mühſam geſammelte Erfahrungen über den Haufen. Eine andere Maitreſſe, ein anderer Günſtling, ein anderer Narciß oder Seian, eine andere Laune verändern das ganze Hofſpiel ſo ſchnell, als eine Opern-decoration. Daher das Oben und Unten, les hauts et le bas, der Höfe, dem der ſchlaueſte Hofgeiſt nicht entgehen kann. Daher die bizarreſten Kontraſte in einem und demſelben Karakter. Die größten Ungereimtheiten werden mit einander verbunden; die auffallendſten Widerſprüche vereinigen ſich; der Uebergang von einem Satz zum geradeſten Gegenſatze iſt das Geſchäfte weniger Augenblicke. Lange Regierungen geben hier die lehrreichſten Beiſpiele, wie die eines Ludwig XIV. wo der junge Sardanapal dem alten Fanatiker in der That eben ſo unähnlich war, als ein Lucull einem Heinrich den Achten. Die Antwort des Dauphins, der ſeine

Maitreſſe, die Demoiſelle Choin bei ſich hatte, und zu gleicher Zeit ſeinen Faſttag beobachtete und den Roſenkranz betete: Warum ſoll ich mich für zwei Urſachen verdammen laſſen? kann als ein Beiſpiel des Raiſonnements dienen, mit dem man ſich an Höfen begnügt, Widerſprüche an einander zu reihen.

Das den Hofleuten ſo furchtbare Lächerliche iſt nichts weiter, als eine Verfehlung des Tons. Wer ſich martialiſirt, anſtatt ſich zu adoniſiren, den Sybariten, anſtatt des Helden ſpielt; devot iſt, wenn er Freidenker ſeyn ſollte; den vernünftigen Mann in Ungnade dem Günſtlinge vorzieht; oder gar gleich einem Herrn von Montauſier zu Verſailles ſo roh iſt, überall keinen Ton annehmen zu wollen, als den des ſchlichten Menſchenverſtandes; oder des Miſantropen beim Moliere, der handelt, weder moraliſch, noch äſthetiſch, aber wol hofmäßig lächerlich.

Traurig iſt es, daß der Menſch ſich unter ſolche Kleinheiten beugen und ganz ſeine edle Beſtimmung verfehlen kann, und doch iſt es ſehr begreiflich, warum der Hofmann, anſtatt ſich mit freien Unterhaltungen ſeines eigenen Geiſtes zu beſchäftigen, ſich lieber ganz dem Sinne eines andern Menſchen aufopfere, und in dieſer Aufopferung alle eigene Kultur ſucht. Der Hofmann

weiß,

weiß, daß ein auſſerordentliches Verdienſt dazu gehört, um durch Wiſſenſchaften, oder Kenntniſſe, fortzukommen und aus einem Newton einen Münzmeiſter, einem Leibnitz einen Hiſtoriographen und Bibliothekar zu machen; daß dagegen ein bloßer Wurf des Hof-würfelſpiels dazu gehört, den Pagen Brühl in den Staatsbeherrſcher Bruhl, den Polizeimeiſter Sartine in den Seeminiſter zu verwandeln. Er hat daher keine andere Beſchäftigungen und Wünſche, als die Gunſt des Prinzen, oder des Günſtlings, oder des After-günſtlings zu gewinnen. Letztere dehnt ſich bis zum äuſſerſten Vorzimmer aus, und bringt bisweilen von da, mittelbar oder unmittelbar, ins Kabinet.

Bei dieſen Beſchäftigungen iſt es von der größten Wichtigkeit das Terrain (den Fürſten oder den Günſtling,) und die Avenüen (ein altes umfaſſendes Wort) zu kennen und unaufhörlich zu beobachten. Nichts iſt aus der Acht zu laſſen; das Spiel eines Le Kain iſt nicht ſo künſtlich, als das eines Höflings, der aus ſeinem eigenen Standpunkte auch genau die Verhältniſſe kennen muß, worin alle, die zum Hofe gehören, unter einander ſtehen. Er muß nicht allein wiſſen, wenn er heute demjenigen den Rücken zukehren kann, dem er geſtern die größten Schmeicheleien ſagte; ſondern auch die Grade der Schmeichelei und des

Hofmachens im Beiſein mehrerer richtig abwägen, damit der Ton, in welchem der eine gegen den andern erſcheinen kann, nicht verletzt; zur rechten Zeit gekannt und verkannt, gelobt, oder getadelt werde. Wie oft hat es mir ein mit innerm Unwillen verbundenes Lächeln abgepreßt, wenn ich zugleich das Niedere und das Komiſche in der ſtolzen Miene eines Höflings ſah, den ein eben gefallener Günſtling, ſeiner itzigen Unbedeutenheit noch nicht völlig gewohnt, mit alter Vertraulichkeit anredte! Wenn nun das Hofgeſchöpfe ſich ſchnell dem neuen Günſtling, mit einer Demuth zuwandte, der man deutlich anſah, daß es den geſtrigen Stolz abbitten wollte, mahlte ich mir, um die Scene des Lächerlichen zu vollenden, das Bild eines neuen Umſturzes der Hofgunſt, und dann begriff ich nicht, daß der jetzt geſchmeichelte Günſtling überſah, daß der ſtolze Blick auch auf ihn wartete, ſo bald ſeine Gunſt dahin ſeyn würde.

Wahr iſt es, dieſes Benehmen, ſo alltäglich es auch iſt, zeigt nicht die größte Gewandheit bei Höfen, und der iſt unſtreitig der Vollkommenſte in der Hofkunſt, der die Abgeſchliffenheit der Sitten bis zum größten Grade der Unbedeutenheit treibt. Doch wenige erreichen hier den Ruhm, den ſich ein Maurepas in Frankreich erwarb.

Die

Die äuſſere Politur, unter der der geſchickte Hofmann ſelbſt den Hofton zu verſtecken weiß, iſt allen Höfen gemein, ſo verſchieden auch der Ton, oder die Karakteriſtik eines Hofes ſeyn mag; und daher heißt ſie auch der Ton der großen Welt. Sie iſt eigentlich kein Ton, ſie iſt eine völlige Abſtimmung zum Nichts. Man nimmt gemeiniglich das Aeußere, Feine, Abgeſchliffene, Lächelnde, Leichte, nie Verlegene der Hoflebens-art, wodurch das Geſicht ganz aufhört, ein Wiederſchein der Seele zu ſeyn, und das ein Graf Oſtermann ſo weit trieb, daß er niemals die Augen aufſchlug, um durch ſeine Blicke nicht in ſein Inneres blicken zu laſſen; man nimmt es, ſage ich, für den höchſten Grad der Ausbildung, oder der Kultur, und freilich iſt es eine Ausbildung der Oberfläche des Menſchen, die der gröſte Geiſt Mühe hat, zu erreichen, wenn er nicht frühe mit dem Umgange der großen Welt bekannt wird. Aber welche Leere beweiſet eben dieſe Abgeſchliffenheit, und wer wird ſich ſo lange von ihrem Zauber bethören laſſen? Die wahre Grazie der Geſelligkeit, jene vielfache kleine Gefälligkeiten, die den Umgang ſo ſehr verſüßen, jene wichtigern Dienſtleiſtungen, jenes Zurechtweiſen, das uns in der Bahn des Lebens ſo oft gegenſeitig nöthig iſt, jene Aufmerkſamkeit und Schonung der Verträglichkeit und der Duldung, jene Offenheit, Munterkeit und Abwech-

ſelung in der Unterredung, fehlen ganz dem, hinter dem gleißneriſchen Weſen immer, an der Falle, auf der Lauer ſtehendem Höfling. Ein ewiges kaltes Einerlei wohnt auf ſeinem Geſichte und in ſeinen Geſprächen, und glücklich, wenn auch nur das in ſeinem Herzen wohnt! Wer den Umgang mit Freunden, mit denkenden Männern, mit gutmüthigen Leuten kennt, den wird das Abreiben der Hofleute an einander eben ſo wenig freuen, als nach einem bekannten Gleichniſſe, die Abgeſchliffenheit einer Münze, deren Gepräge man nicht mehr erkennt, und der wird es mit Ekel anſehen, daß bei Hofe alles Page iſt, vom Lakaien bis zum erſten Hofbedienten, und dieſem zu gefallen, bis zum erſten Rath. Weder Alter, noch Stand machen einen Unterſchied, eine 60jährige Kokette ſpielt die Liebhaberin, und ein Kind den Staats-miniſter; ſo wie der Staats-miniſter den Pagen. Man kennt die Antwort einer witzigen Dame, die zur Zeit der Maintenon von Verſailles zurückkam, und die man fragte, was ſie geſehen habe? Ich habe, ſagte ſie, die Liebe im Grabe, und das Miniſterium in der Wiege geſehen. Und wer, mögte ich fragen, hat je etwas anders, als Pagen-geſichter an Höfen geſehen? Die Ariſtokratiſchſte Miniſter-inſolenz beugt ſich auf die kriechendſte Art vor dem Götzen der Gunſt; Greiſe greifen nach der Schminkdoſe, um mit

Jüng-

Jünglingen zu wetteifern, und entlehnen dem Krämer eine Ausschmückung, wodurch sie den Frühling des Maies zu übertreffen suchen. Wer nicht von der Komödie, einem gestrigen Balle, von Pferden oder vom Wetter zu reden weiß, spielt eine einfältige Rolle. Nie ist an Höfen ein Wort gehört, das auf Wohl der Menschheit Beziehung hätte, und doch ist dort die Quelle dieses Wohls oder Wehs, und dort sollte der Kern der richtig, tief, und weise hierüber urtheilenden und mit einander gutmüthig sich besprechenden Männer seyn. Ich weiß nirgends einen näher sich zur Seite stehenden Kontrast der faden Hofweise und der freiern geselligen Mittheilung, als in den Schilderungen, die uns Reisende vom Palais Royal in Paris, im Gegensatze von Versailles, selbst zur Zeit des Despotism der Aristokraten, geben, und verweise daher auf dieselbe.

Mit dem Studium des Hofes ist eine Reihe kleiner Dienste verkettet, die ebenfalls die Anwendung zu allen ernstlichen Beschäftigungen an Höfen unmöglich macht. Besuche, Aufwartungen, Hofmachen, Hofertheilen, Lustbarkeiten, Toiletten, sind die wichtigen Gegenstände, zu denen ein Hofmann kaum Zeit genug erübrigen kann, wenn er irgend eine Rolle spielen, oder auf dem Wege des Hofes fortkommen will. Daß es Höfe ohne Intriguen gebe, läßet sich nicht gedenken, und daß,

wo dergleichen ſind, ein Jeder, der in ihnen verwickelt iſt, genug mit Hofſachen zu thun hat, iſt eine Erfahrung, die man ſehr leicht an Höfen machen kann.

Dies wäre denn das Bild des Hofes und der Hofleute, in dem meines Wiſſens, kein übertriebener Zug herrſchet, und das ich, wenn ich alle Laſter und Verräthereien darſtellen wollte und könnte, welche an Höfen vorfallen, mit weit lebhaftern Farben hätte ſchildern müſſen. Wo herrſchen mehr, als dort, die unnatürlichſten Vergehungen? Wo finden weniger als dort, Bande des Bluts, der Freundſchaft, des redlichen Vertrauens, und die ſüßeſten Bande, des partheiloſen Forſchens der Wahrheit und des Menſchenwohls, Statt? Wo haben die Ungeheuer, roués genannt, wo die liaiſons dangereuſes erdacht werden können? Man wende nicht ein, daß dieſe Gemählde ſich nicht auf Kopenhagen paſſen. Ich wiederhole meine Verſicherung, daß ich den jetzigen Zeitpunkt meines Vaterlandes ganz aus meinem Geſichtskreis geſtellt habe, weil ich die Perſönlichkeit verachte, daß derjenige, der eine Anſpielung zu finden glaubt, ſeine, und nicht meine, Anſpielung verantworten müſſe, daß ich meine Darſtellung aus der allgemeinen Geſchichte der Menſchheit entliehen habe, daß indeſſen für uns in der künftigen Generation das wahr ſeyn kann, was jetzt nicht Statt findet,

und daß der allgemeine Wunſch, daß es keine Höfe geben möge, mein Vaterland nicht ausſchlieſſet.

II.

In den Ephemeriden der Menſchheit iſt eine Vergleichung zwiſchen den Elephanten des Kaiſers von Siam, und den Europäiſchen Hofleuten angeſtellt, und die aufgeopferten Koſten und Menſchen ſind gegen einander berechnet. Die Oekonomie iſt zum Vortheil der Elephanten, und der Freund der Naturgeſchichte kann auch nicht anſtehn, ihnen den Vorzug des Anſehns beizulegen. Montaigne, deſſen naive Sprache ſich am beſten in alten Ausdrücken paßt, ſagt auf die ihm eigene Art*) Et ne m' eſt jamais tombé en fantaiſie, que ce fut quelque notable commodité à la vie d'un homme d'entendement d'avoir une vingtaine de controlleurs à ſa chaiſe perceé, ni que le ſervice d'un homme qui a dix mille livres de rente ou qui a pris Caſal, ou defendu ſiene, luy ſoient plus commodes et acceptables que d'un bon valet et bien experimenté.

Wollen wir wiſſen, wie glücklich Regenten ſind, die ihre kleinſten Handlungen dem ſpähenden Blicke der Hofleute nicht entziehen könnten,

*) Essais. L. 1. C. 380.

und die Bediente haben, die ſie mit Tauſenden beſolden, ſo können wir wol das Zeugniß eines Alphonſus und eines Hiero, als ziemlich allgemein gültig, annehmen. Dieſer beklagte ſich, daß ein König als ein Gefangener in ſeinen Staaten anzuſehen ſey, und jener beneidete Laſtthiere darin, daß man ihnen Freiheit lieſſe, zu weiden, und Könige nicht ſo viele Zeit und Freiheit von ihren Dienern erhalten könnten, um ruhig zu eſſen.

Der wahre Genuß des Lebens iſt, die Freuden zu Geſellen der Weisheit zu machen; und dieſen Freuden iſt der Zugang zu den Fürſten faſt ganz abgeſchnitten. Den Freuden, die der Leichtſinn in vollen Zügen genießt, und mit ſchneller Reizbarkeit ergreiffet, die zur Wolluſt und Unmäßigkeit ausarten, dann Ekel, Langeweile und Sättigung erzeugen, von ernſthaften Beſchäftigungen zerſtreuen und zu thätigen Tugenden unfähig machen; ſtehen die Pforten der Palläſte gemeiniglich weit offen, und ſie werden auch nicht ausgeſchloſſen werden; wenn Fürſten nicht edlere Freuden aufſuchen, wenn ſie ſich ganz den innigen Scenen der Menſchheit entziehen, und nicht als Menſch genieſſen, was ihre Regenten-größe ihnen nicht geben kann: die Freuden des Privatlebens; die Freuden, die Freiheit, ſtille Ruhe und unbemerkte Einſamkeit begleiten! Wem gefällt nicht Cyrus,

der

der ſeines Gartens pflegte; oder Diocletian, der den Abgeſandten Roms, die ihm den niedergelegten Scepter wieder darboten, antwortete: wenn ihr die Bäume geſehen hättet, die ich gepflanzt habe, und die Melonen kenntet, die ich ziehe, würdet ihr mir die Herrſchaft über Rom nicht wieder antragen. Selten hat ein Mann des verfeinerten Genuſſes des Lebens mehr gehabt, als Friedrich, der einſam in Potsdam lebte. Wenn gleich ſein Aufenthalt weder ein Muſter des Geſchmacks in der Baukunſt, noch von der Natur auſſerordentlich begünſtigt war, ſo fand man doch dort nicht das Sic Vos non Vobis, des Virgils, das man über alle Thore fürſtlicher Sitze ſchreiben mögte. Es iſt faſt zu alltäglich zu wiederholen, wie abgeſtumpft oder unerfahren die mehreſten Fürſten in dem eigentlichen Genuſſe des Lebens ſind. Man weiß wie ſchlecht ihre Tafeln beſetzt; ihre Keller verſorgt; ihre Zimmer meublirt; ihre Ställe mit Pferden verſehen werden; wie wenig die moderne Eleganz ſich bis zu ihnen verbreitet hat; wie wenig ihre Gärten für ſie blühen, und die Früchte koſtbarer Treibereien für ſie reifen. Und wie geſchmacklos ſind die Gärten der Beherrſcher, ſo ſehr ſich auch der edle Geſchmack wahre. Natur um Privat-wohnungen und um die Sitze einiger Fürſten, wie zu Wörlitz, und inſonderheit des Studium der Natur halben, in Kew, verbreitet haben.

Kö-

Könige müſſen Menſchen ſeyn, ehe ſie Herrſcher werden. Sie müſſen in ihrem eigenen nähern Kreiſe wirkſam ſeyn lernen, wenn ſie in dem großen Kreiſe ihrer Nebenmenſchen wirkſam werden wollen. Sind ſie in ihrem Hauſe unmündig, ſo ſind ſie es im ganzen Staate; halten ſie dort Ordnung, ſo halten ſie ſie auch hier. Wie aus dem Herzen das Blut hervorſtrömt und ſich in die entfernteſten Adern vertheilt, Leben und Bewegung zu geben, ſo entſpringt aus der Privat-tugend des Menſchen, die große Regentenpflicht.

As the small pebble stirs the peaceful lake;
The centre mov'd a circle strait succeeds,
Another still, and still another spreads.
Friends, parents, neighbours first it will embrace,
His country next, and next all human race.
Wide and more wide th' o'erflowings of the mind
Take ev'ry creature in, of ev'ry kind.
Earth smiles around, with boundless bounty bless'd;
And heav'n beholds its image in its breast.

Warum, fragt, ich erinnere mich nicht wo, irgend ein Schriftſteller, gefallen uns ſo ſehr die Bil-

Bilder der Dichter, und warum ſuchen wir ſie ſo wenig in der Natur auf? Wo iſt der Homer unſerer Zeiten, der die Sitten unſerer Höfe Odyſſeeiſch behandeln könnte, und ſind etwa unſere Regenten größer, als Ulyßes, Menelaus, Alcinous, Neſtor und ſeine Söhne? Wir leſen gerne beim Metaſtaſio, wenn Alexander ſagt:

Sarai buon Re
Se buon pastor sarai.

Wir irren gerne in den Wäldchen Jägerſpries, die Friedrich der Fünfte pflanzte, und es ſcheint uns zu befremden, daß Könige Hausväter, Privat-menſchen im Privat-zirkel, gleich andern redlichen Bürgern, ſeyn ſollen.

Im Genuſſe des häuslichen Lebens lernt ein Fürſt ein glücklicher und fröhlicher Menſch zu ſeyn; am Hofe iſt er in ſeinen erſten Bedürfniſſen ein Sklave ſeiner vornehmen Hof-officianten. Er kann nicht mehr befehlen, er muß intrigairen. Er wird fallen, ſagte, wo ich nicht irre, Ludwig XIV., von einem verdienten Manne, weil keiner ihn ſchützet, als ich. Auch muß ein Regent den um ſeine Perſon leiden, den, öffentlich wenigſtens, keiner, um ihn haßt, als er. Man weiß, wie Ludwig XIII. unter Richelieus Sklaverei ſeufzte, und des Tirannen ſich nicht entledigen konnte,

den

den ganz Frankreich verabſcheute. Was hielt den Böſewicht ſonſt, als daß er durch die Hof-kabale ſich Frankreichs Herrſchaft bemächtigt hatte, und wie hätte er dazu gelangen können, wenn keinem im Staate ein anderer Weg offen ſtünde, als der Gang in einem beſtimmten Geſchäfte? Gefeſſelt durch die königl. Kette des Hofes wird es Fürſten eben ſo ſchwer, ihren niedrigſten Bedienten, als ihren Hofchef zu verabſchieden, oder ihrem Miniſter den Proceß machen zu laſſen. Alles dies wird leicht, wenn der Gang der Geſchäfte und der Wahrheit, den Gang der Intriguen verdrängt, und reelle Männer, um den Fürſten einen beſtimmten Platz in Geſchäften einnehmen, von dem ſie Rechenſchaft thun müſſen.

Es iſt eine zu bekannte Regel, daß das Auge, oder die unmittelbare Aufſicht des Hausherrn den Wohlſtand des Hauſes befördere, um dieſe triviale Wahrheit, in der Anwendung auf Könige weitläuftig zu erweiſen. Nicht daß ich die Zeit der Regenten mit dem Detail des Hausweſens zu beläſtigen und ihn zum Rechnungsführer ſeiner Einnahme und Ausgabe machen will. Ich bin weit von allem Uebertriebenen entfernt, und weiß, was man, auch in dem Gleiſe der Menſchheit, der Würde eines Beherrſchers ſchuldig iſt. Jede Bequemlichkeit, durch Rechnungsführer, Verwalter, Aufſeher, welche die Führung einer Haushaltung wirk-

wirklich erleichtern, ſind nothwendig, aber zu dieſer Erleichterung gehören wahrlich nicht vornehme Höflinge, und, richtig verſtanden, kann ſie nicht hindern, daß alles am Hofe unmittelbar unter den Befehlen des Souverains ſtehe, wie unter dem großen Friedrich ſeine Leib-kompagnie ſtand. Der größte Souverain braucht nicht mehr, als der kleinſte Fürſt, zu ſeinem eigentlichen perſönlichem Dienſte, und zum Glanze ſeiner Würde hat er bequemere Mittel, als ſeinen Hofſtaat, wie ich nachher zeigen werde.

Auch iſt die faſt zum abſtrakten Gedanken gewordene Idee eines heutigen Fürſten, der ſich um nichts bekümmern darf, was eine gerade Beziehung auf ſeine Ichheit, oder ſeine Menſchheit, hat, ein erſt in neuern Zeiten entſponnener Gedanke Ariſtokratiſcher Hofränke, dem wir im Alterthum etwa die Aſiatiſchen Thronen-ſchwelger und die Galliſchen Rois fainéans zur Seite ſetzen könnrn; obgleich die Dunkelheit der Geſchichte uns bei dieſer Vergleichung im Zweifel läſſet, wo die größte Entnervung geherrſcht hat, oder noch herrſcht. Es iſt bekannt, daß die Königin Eliſabeth in England ſich mit ihrem Frauenzimmer häuslich beſchäftigte, und die däniſche Geſchichte gibt uns in der Lebensart eines Chriſtian IV. und Chriſtian V. Beweiſe haushälteriſcher Tugenden.

Aber welche traurige Aussicht, auf das ganze Leben eines Fürsten, der nicht frühe zu den Pflichten des Menschen gebildet wird. Hier zeigt sich die schädlichste Folge des Hofwesens, hier, bei der Erziehung der Fürsten-kinder, wo der Keim aller guten und wahren Natur-empfindung, von der ersten Kindheit an, ganz zerknickt, weder ein Mensch, noch ein Regent, sondern ein unglückliches Wesen, der künftige Sklave seiner Leidenschaften, seiner Unwissenheit, seiner verschobenen Eindrücke, gebildet wird.

Die erste Erziehung eines Menschen, wes Standes er sey, ist blos physisch. Wir vegetiren, ehe wir denken. Nach und nach entwickeln sich die Empfänglichkeits-fähigkeiten und die Erziehung wird moralisch. Die erste moralische Erziehung ist blos negativ. Wir müssen nicht die Natur unter schädlichen Eindrücken eine schiefe Richtung nehmen lassen. So wie die Verstandsfähigkeiten reifen, oder das Gefühl des Guten und Schönen erwacht, kann erst die moralische Bildung positiv werden. Diese Regeln sind für alle Menschen gemein, wenn gleich der Stand des Menschen, von der Wiege an, in der Befolgung derselben eine Ausnahme macht, und die Behandlung des König-sohns von der Behandlung des Bauernkindes unterscheidet. Aber so relativ auch

die

die Anwendung, oder Ausführung, einer Erziehung, oder ſo verſchieden die Leibes- und Geiſtesbeſchaffenheit und Ausbildung der Menſchen iſt, ſo unläugbar iſt es doch, daß erſt eine phyſiſche, dann eine moraliſche Erziehung, zum Grunde gelegt werden muß.

Wann unter einer moraliſchen Ausbildung des Zöglings Beurtheilungskraft eigene Kraft erhalten hat, und feſte geworden, ſo iſt es Zeit, den zum jungen Manne reifenden Fürſten zum künftigen Regenten zu bilden. Alsdann bedarf der moraliſch-ausgebildete Menſch wenig theoretiſchen Unterricht, um Regenten-pflichten kennen zu lernen, aber deſto mehr Sachen-kenntniß.

Dieſe kurzen Sätze, die einer großen Ausführung fähig ſind, können wir nicht unumſtößlicher beweiſen, als wenn wir auf die Schule zurückgehen, in der die wenigen guten und großen Regenten, die die Welt kennt, gereift ſind. Dieſe Schule heißt Widerwärtigkeit. In ihr bildeten ſich die größten Regenten, und wurden Männer, die ihre Widerwärtigkeiten beſiegen lernten. So erſchienen Alfred, Eduard III. Heinrich VII. in England, Heinrich IV. in Frankreich, Friedrich der Einzige, auf einmal, als glänzende Meteore am politiſchen Horizonte. Die guten Augenblicke des Lebens, ſagte Heinrich IV. wie-

gen die bösen nicht auf. Aber seine Größe wog sie auf.

Verlangen wir, daß Prinzen, um Regenten zu werden, Männer seyn sollen, wie können wir dann zu diesem Zwecke anders, als durch eine moralische Ausbildung, gelangen, und wie ist diese möglich, wenn ein Prinz von allen Verhältnissen ausgeschlossen wird, in denen ein Mensch, als solcher, gegen andere Menschen steht? Will man etwa eine trockne theoretische Lehrschule einer praktischen Sachen-anschauung vorziehen, und in den Jugend-jahren, in denen alles Thätigkeit ist, nach unserer traurigen Katechismus-methode, dem Fürsten-kinde durch ein moralisches Geschwätze einen Ekel gegen alles Erlernen beibringen? Und was bleibt weiter übrig, als unnütze Theorien, wenn Fürsten-kinder von allen dem nichts um und neben sich sehen, was die Menschheit angehet; wenn man sie, von der Wiege an, in ihre Fürstlichkeit vergräbt! Ich bin weit entfernt, eine misverstandne philantropische Erziehung empfehlen, oder behaupten zu wollen, daß der Unterricht spielend und ein Kind ohne Zwang seyn solle. Wollten wir, nach Rouſseaus Grundsatz, völlig glückliche junge Leute sehen, so müßten wir erwarten dürfen, glückliche Menschen zu formen. Ist aber Leiden und Ausdauren das Loos der Menschheit; will Rouſseau körperlichen Schmerz

nicht

nicht ausgeſchloſſen wiſſen, damit ſein Zögling leiden lerne; warum ſoll dann der Jüngling ſich nicht ſchon frühe gewöhnen, bei moraliſchen Uebeln ausdauern und ſich plagen zu können? Eine Anwendung des Geiſtes zu Geſchäften, denen wir uns einſt unterziehen müſſen, ſo ſehr uns auch dafür ekelt, iſt von Jugend an nothwendig. Doch müſſen wir die Grenze nicht überſchreiten, nicht Tirannen, oder Pedanten, werden, ſondern den eigenen Gang des menſchlichen Geiſtes aufſpüren. Und thun wir dieſes, ſo werden wir die Triebfeder der Neugierde, des Ehrgeizes, ſelbſt der Langeweile, nicht verkennen, durch die der Geiſt frühe zu Büchern und ſitzenden Arbeiten gezogen werden kann. Dieſe Anreizungen laſſen ſich bei einem blos theoretiſchen Unterricht gar nicht gedenken. Der Informator, der zu gewiſſen Stunden ſeinen Lehrling unterrichten ſoll, iſt ſehr glücklich, wenn er ihm keinen Haß gegen ſich und ſeine Lehren beibringt. An die Karakter-bildung des Zöglings iſt nicht zu denken. Nirgends lernt der Jüngling die Verhältniſſe anſchaulich kennen, in denen Kinder gegen Eltern, und Eltern gegen Kinder, gegen Geſinde, gegen Freunde und Fremde, in denen der Vater, als Bürger, gegen Mitbürger, ſtehet, und eben deswegen lernt er nicht an der Gutmüthigkeit und Liebe Antheil nehmen, die jeden friedlichen Hausſtand beſeelt, und deren in-

nige Vertraulichkeit ſich bis auf das Geſinde, ja bis auf die Hausthiere, erſtreckt. Frühe Eindrücke dieſer Pflichten, frühes Gewöhnen, ſie zu ehren, und ſich ihnen zu unterwerfen, ſcheint mir der Grund aller künftigen Moralität des werdenden Menſchen und Staatsbürgers zu ſeyn. Dieſe Grundlegung iſt ganz unmöglich, wenn der Fürſtenſohn nicht in ſeines Vaters Hauſe, und unter deſſen Augen erzogen wird, ſie fällt bei den mehrſten Erziehungs-inſtituten weg, die mir eben darum ſchädlich ſcheinen, am meiſten aber am Hofe, dieſem ungereimteſten aller Erziehungs-anſtalten.

Carneades empfahl den jungen Fürſten das Reiten, weil Pferde allein ihnen nicht ſchmeicheln. Auch das iſt heutiges Tages nur halb wahr. Ehemals bändigte noch ein kühner Erbe der macedoniſchen Monarchie den unbezähmten Bucephalus, den ſonſt keiner zu bezähmen wagte; jetzt reiten Prinzen nur Pferde, die ſchulgerecht ſind, und gleich andern Schmeichlern ſich mit einem Schlag der Zunge und einem Schenkeldrucke, oder an einer ſeidenen Schnur lenken laſſen.

Unzertrennlich reihen ſich ſo die beiden Gedanken an einander und gehen zu einer Betrachtung über, daß ſowol bei Kindern die frühe Gewohnheit zu häuslichen Tugenden, die ſicherſte Begründung ihrer künftigen Sittlichkeit, als auch bei Männern die

die Ausübung häuslicher Tugenden die erprobteſte Gewährleiſtung der Erfüllung ihrer Pflichten nach der einem jeden Stande obliegenden Sittlichkeit iſt. Fürſtenſöhne, nicht als ſolche, ſondern als Kinder gebildeter Menſchen, ſelbſt zu gebildeten Menſchen, frei und doch ſorgfältig erzogen, Fürſten, die mit der Regenten-würde die ſtillen Pflichten edler Menſchen verbinden, geben dem Volke die gegründetſte Hofnung, auch Väter deſſelben zu ſeyn, oder zu werden, und bereiten für ſich die ruhigſte Bahn dieſes Erdenlebens. — Die Athenienſer ſchloſſen von den häuslichen Tugenden auf die politiſchen, und hielten beide für unzertrennlich. Keiner konnte unter ihnen ein obrigkeitliches Amt bekleiden, der nicht ſeine Eltern geehret. Aeſchines, der Redner, ward der Ehre verluſtig, der Verſammlung der Amphyktionen beizuwohnen, weil ſeine Sitten befleckt waren. Ageſilaus, der Spartaner, ſpielte mit ſeinen Kindern, — und von allen Thaten dieſes Königs iſt keine ſo unvergeßlich und ſo allgemein bekannt, als dieſe.

Um die Fürſten unſerer Zeiten ganz von der Bahn der Natur oder der Menſchheit zu entfernen, hat man ſie in die eiſerne Feſſel der Etikette geworfen.

Die Etikette iſt für den europäiſchen Regenten, was das Serail für den Deſpoten Aſiens

iſt; ſie ſchließt ihn in ſeiner Burg ein, mißt die Schritte ab, die er gegen das Volk, und die das Volk gegen ihn thun kann, benimmt dem Menſchen alles Eigenthümliche und ſetzt ein gemachtes Weſen an deſſen Stelle. Vergebens reiſet, von ihr begleitet, ein Fürſt von einer Grenze ſeines Reichs zur andern, ſeine Reſidenz, oder ſein Hof, folgt ihm auf dem Fuße nach, und er ſieht und hört nichts, als dieſe.

Unter dieſem Zwange werden Fürſtenkinder von der Wiege an gebeugt und ihre Seelen ſo ſklaviſch gemodelt, daß ſie theils ſelbſt ohne Etikette nicht beſtehen können, und, in der Verlegenheit und Schüchternheit, in die ein jedes natürliches Benehmen ſie ſetzet, ſich damit decken; theils andere Menſchen nur nach der Etikette beurtheilen, für Mangel an Bildung und Verſtand halten, was ihr nicht gemäß iſt, und für die ächte Karakteriſtik der Menſchheit gar keinen Sinn mehr haben.

Vergebens nehmen Fürſten zur Popularität ihre Zuflucht und verſtatten Jedermann einen freien Zutritt. Wer Fürſten aufſucht, hat Wünſche für ſich ſelbſt, und wird ſich daher ſehr hüten, etwas zu äuſſern, das den herrſchenden Ton gegen ihn aufbringen kann. Für Privat- wohl mag es ſehr heilſam ſeyn, wenn der Zugang zum Fürſten keinem verſchloſſen iſt, aber in der Regierungskunde

verwirrt es mehr, als es fördert, und für den Regenten iſt es immer von geringem Nutzen, bisweilen zum Schaden. Letzteres insonderheit, wenn Fürſten Luſt zu Klatſchereien und Uebertragen haben, und ſich zu Zeitungsträgern gewöhnen. So behauptet man, daß der edle und große Leopold, in Florenz, durch einen Kaſten in den er einem Jeden frei gab, was man wollte, einzulegen, ſo viele Anekdoten, Anſchuldigungen, kleine Verrätherein, perſönliche Nachrichten erhielt, daß ſeine ſonſt ſo richtige Beurtheilungskraft dadurch in Anſehung der ihn umgebenden Menſchen nothwendig in Verlegenheit gerathen mußte.

So vermehren die erkünſtelten Mittel, der Wahrheit einen Zugang zu Prinzen zu verſchaffen, die Kanäle der Intriguen und der Verläumdung. Richtiger ſuchen Fürſten die Kenntniß der Wahrheit in Sachen, als in Perſonen. Kennen ſie das Innere ihres Staats, den Gang der Geſchäfte, beurtheilen ſie daraus die Menſchen, mit denen ſie zu thun haben; laſſen ſie Jedermann öffentlich urtheilen, und hören ſie jedes öffentliche Urtheil, ſo können ſie in ihrem Kabinette eingeſchloſſen, und doch die populäreſten Fürſten von der Welt ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Wie ein Weſtphäliſcher Küſter das Recht der Nationen, ihre Konſtitution zu ändern, anſehe.

Ein Schreiben des Küſters an den Hrn. Geheimen-Juſtizrath Möſer.

Hochgeſchätzter Hr. Geheimer-Juſtizrath!

Ich bin, wie Sie ſehen, nur ein Küſter, ein demüthiger Diener der Kirche, des Kirchſpiels und meines gebietenden Hrn. Paſtors, und nach der ſtrengen Subordination in jenen unaufgeklärten Zeiten hätte ich freilich keine Stimme auf dem Reichstage der Menſchheit. Allein die Zeiten haben ſich, wie Sie wiſſen, ſehr geändert; jetzt fängt in Europa der Menſch nach und nach an, als Menſch ſeinen Werth zu haben, und mitſprechen zu dürfen, und da darf ein Küſter, dächte ich, auch ein Wörtchen dazu ſagen, eben nicht als Küſter, aber doch als Menſch. Aber auch als Küſter bin ich gar nicht Willens, meiner Würde etwas zu vergeben, denn ein Küſter iſt in der That das verächtliche Ding gar nicht, wofür ihn bisweilen ein unreifer Witzling hat ausgeben wollen. Schon vor ziemlich langer Zeit

ward

ward Hr. Nicolaus Klimm, einer meiner Hrn. Amtsbrüder, wie Sie wiſſen, ſogar Kaiſer, und gewiß kein ganz ſchlechter. Sie ſelbſt, Hr. Rath! machen uns in Ihren patriotiſchen Phantaſien, Th. 1. No. XXXX. S. 239. f. mit einem weſtphäliſchen Schulmeiſter bekannt, der in der politiſchen Arithmetik manchem Staatsmanne was zu rathen gab, und da ich Küſter, Schulmeiſter und Organiſt zugleich bin; ſo wäre meine Stimme in politicis, ſelbſt nach ihren eigenen Grundſätzen, anerkannt. Vor einigen Jahren ſchimpften und ſtichelten die dem Dortrechtſchen Glauben zugethane Schryvers van de Neederlandſche Bibliothek ſo erbärmlich auf ihre lutheriſche Broedern, daß es einen Stein erbarmen mogte, und da war kein Luthersch Predicant und kein Politiker, der ſich der Unterdrückten angenommen hätte — bis ein lutherſcher Küſter und Schulmeiſter auftrat, an die Hrn. Hohnſprecher ſchrieb — und ſtill ſchwiegen ſie. *) Ich könnte Ihnen, wenn ich pralen

*) S. Brief van een lutherschen Koster en School-Leeraar an de S. T. Heeren Schryvers van de Neederlandsche Bibliothek etc. Man will zwar ſagen: daß der hochdeutſche, lutheriſche Prediger Rütz im Haag Verfaſſer ſey; wäre das auch: ſo beweiſt es doch weiter nichts, als daß dieſer ſcharfſichtige, gelehrte Mann den Kü-

wollte, noch manchen Küſter und Schulmeiſter nennen, der die eigentlichen Rechte der Menſchheit beſſer und unpartheiiſcher ſtudirt hat und reiner kennt, als hundert Publiciſten, wären ſie auch PüttersSchüler, und Beſitzer des dickleibigen Moſerſchen Staatsrechts, das der liebe Gott doch ja keine neue Auflage wolle erleben laſſen! Denn ſehen Sie, Hr. Geheimerath! ſeitdem der würdigſte Domherr v. Rochow anfieng, uns zu reformiren; ſeitdem Schulmeiſter-ſeminarien entſtanden, die Publicität Feld gewann, und die Schulmeiſter laſen, dachten, etwas ſelbſtſtändiger wurden, und Leſegeſellſchaften entſtanden, wo wir, für unſer Geld, eben ſo gut mitleſen konnten, als die Hrn. Räthe, Prediger und Beamten, ſeitdem entſtand in unſern Köpfen eine Revolution nach der andern, und viele unter uns fanden, ohne Ruhm zu melden, den rechten Geſichtspunkt am erſten, aus welchem man Staats- und Menſchenrechte anſehen muß. Wir Schulmeiſter ſollen ja nun einmal mit Gewalt auch die Kinder der unterſten Volksklaſſen aufklären, und ſie als Menſchen behandeln, die eben ſowol eine vernünftige Seele haben, als der Junker und das Söhnchen des größten Vollmeiers des Kirchſpiels. Lernt das

Kind

Küſtern durch ſeine Maske recht ſehr viel Ehre erzeigte und uns Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Kind des Köthers oder Heuerlings beſſer, als das Kind des reichen Meiers: ſo ſind wir nicht allein befugt, das arme, geringe Kind über das reiche und faule Meierkind zu ſetzen, ſondern wir müſſen es auch thun, wenn wir uns keine Partheilichkeit wollen nachſagen laſſen. Iſt der geringſte Menſch in der Gemeinde krank, und verlangt des Predigers Beſuch, ſo geht der Prediger, (wenigſtens der Unſrige) erſt zu ihm, wenn auch der Vornehmſte der Gemeinde nur um zwei Minuten ſpäter zu ihm ſchickte. So iſt es mit dem Arzte, dem Richter, wenn ſie ihre Pflicht thun; der eine ſoll zwiſchen Angeſeſſenen und nicht Angeſeſſenen keinen Unterſchied machen, und der Richter dem Bettler eben ſowol Recht ſprechen, als dem Prinzen. Daraus macht unſer einer nun den Schluß: Daß eigentlich alle Menſchen nach Leib und Seele ſich einander gleich ſind, und wir Geiſtliche haben das ſchon geglaubt, ehe die Sache bei der franzöſiſchen Nation zur Sprache kam, (und die Britten die Unrechtmäßigkeit des Sklavenhandels vor das Publikum brachten.) Noch mehr, wir Geiſtliche, (verſteht ſich, wir Proteſtanten,) glauben: daß die Erde allenthalben des Herrn ſey; im Grunde ſind wir alſo Theokraten, und halten den lieben Gott für den oberſten und wol gar für den einzigen Lehnherren. Wir ſchlieſſen demnach: daß ein jeder

Menſch,

Menſch, dem der liebe Gott Hände zum arbeiten gab, auch ein Recht an die Erde habe, die er bearbeitet, oder doch bearbeiten könnte, und ſind, mit dem Apoſtel, der unvorgreiflichen Meinung: daß derjenige, der nicht arbeitet, billig auch nicht eſſen ſolle. Nach unſerm Codex ſetzte der liebe Gott den Menſchen zum Herrn über die Vögel unter dem Himmel, die Fiſche im Waſſer, die Landthiere, und alles, was auf Erden kreucht, und nicht die Fürſten und Ariſtokraten; und haben ſie ſichs angemaßt, dies und das, was der liebe Gott allen gab, für ſich allein zu nehmen, und uns von Gott und Rechtswegen Mitberechtigte zuſehen zu laſſen, haben ſich unſre Väter, die nur ſchlechte Schulmeiſter hatten, bona fide auf der Naſe tanzen und alles gehen laſſen, wie es gieng: ſo ſind ich doch in der Bibel kein Wort davon, daß wir Kinder angewieſen wären, erſt uns beſſer unterrichten zu laſſen, und dann doch in praxi ſo dumm zu bleiben, als das Oechſelein und das andere Thier. Zudem ſind wir aufgeklärten Theologen ſtark der Meinung: daß wir ſelbſt bei Erklärung der Bibel unſere Vernunft wol dürfen mit zu Rathe ziehen, und dürfen wir das bei Urkunden, die von Gott ſelbſt herkommen, warum ſollten wir das nicht auch bei Urkunden, Geſetzen und Anſtalten thun dürfen, die ſich von Menſchen herſchreiben, die längſt todt ſind,

also uns nichts mehr zu befehlen haben? und die nur das Recht des Stärkern für sich hatten?

Sie, hochgeschätzter Hr. Geheimerath! sagen uns in der Berlinischen Monatschrift, November, 1791. S. 396. f. „Daß nicht alle Einwohner einer Kolonie gleiche Rechte hätten; denn „wo die Erstgekommenen alles erobert hatten, hätten die Spätergekommenen sich jede Bedingung „müssen gefallen lassen — selbst die Leibeigenschaft.“ Daraus schliessen Sie also: daß die Nation nicht aus einem ganzen Volke bestehe, sondern aus den Nachkommen derer, die zuerst alles eroberten, und den Späterkommenden entweder gar nichts mitgaben, oder nur das, was sie wollten, und wie sie es wollten. Ich weiß es wol: daß Sie sich einmal in Actien verliebt haben, den wirklichen Staat in Gedanken an den Missisippi-strom verlegen, und die Nation gern aus bloßen Actionärs bestehen lassen. Das Ding hätte, nach dem Lawschen Systeme wenigstens, eine sehr schöne Seite, sobald Ihre Actionäre ihre Actien aus eigenem Vermögen bezahlen könnten, und kein Geld dazu borgen. Sobald sie aber ihr ganzes Vermögen an Actien legten, und, um fortspielen zu können, noch Kapitalien aufliehen, also mit fremdem Gelde spielten, wurden ihre Gläubiger ja eo ipso Mitinteressenten, denen nun

nun keine andere Hipothek weiter gegeben werden konnte, als die Actien ſelbſt.

Laßt uns immer bei den Actien bleiben, wären ſie auch noch ſo figürlich zu verſtehen, und die Erde in Actien theilen; laßt den erſten Erwerber eines Grundſtücks auch den einzigen, rechtmäßigen Beſitzer ſeyn, und das Recht allein behalten, es zu nutzen; aber laßt ihn auch nicht mehr erobern, als er ſelbſt bearbeiten und nutzen kann; denn höher geht doch, nach dem Rechte der Natur, ſeine Gerechtſame nicht, ſo lange noch andere ebenbürtige Kinder des oberſten Grundherrn da ſind, die die Erde bauen können, und eſſen wollen. Nahm der erſte Eroberer mehr, als er ſelbſt bauen konnte: ſo blieb, wider die Abſicht des Schöpfers, entweder ein Theil ungenutzt, oder der vorgebliche Inhaber der Actie mußte ſich mehrere Menſchen aſſociiren, die ihm ihre Hände und Kräfte liehen, um ſein Grundſtück urbar zu machen und zu nutzen. Durch dies Darlehn erwurben ſich die Aſſociés eine ſtillſchweigende Hipothek auf ſein Eigenthum, wurden wirkliche Mitintereſſenten; es entſtanden alſo eine Geſellſchaft und geſellſchaftliche Rechte. Dieſe Geſellſchaft konnte der Erde mehr abgewinnen, als ſie ſelbſt brauchte; aber jeder Erdſtrich gibt nicht alles, was der Menſch gern mögte, wenn er's einmal geſchmeckt hat. Man bewarb ſich alſo um Ab-

neh-

nehmer, und Einbringer, und dieſe wurden Geſellſchaftsglieder; aber immer bliebs eine Geſellſchaft, eine Kette, wo das erſte Glied zu nichts nutzen konnte, wenn nicht mehrere daran gehangen hätten, die es erſt zu einer wirklichen Kette machten. Noch immer hieß alſo der erſte Eroberer Beſitzer, aber er war es mehr dem Namen als der That nach, denn er konnte den Niesbrauch ſeinen Mitintereſſenten unmöglich nehmen, wenn er ſich nicht ſelbſt berauben wollte, und der Niesbrauch gibt ſchon eine Art von Poſſeſſion. Alle Mitglieder dieſes kleinen Bundes hatten alſo eine geſellſchaftliche Exiſtenz, und der Acker hielt ſie zuſammen. Späterhin machten ihnen ihre Streitigkeiten, oder der Ueberfall anderer Actionäre mit ihren Mitintereſſenten einen Schiedrichter und einen Anführer nöthig. Alle Mannsperſonen mußten die Waffen zur Vertheidigung ergreifen, alle wählten alſo, und dem Actionär fiel es nicht einmal ein, allein zu wählen, oder ſich für einen gebohrnen Anführer auszugeben; denn zum Anführer verlangte man noch etwas mehr, als Geburt. Da entſtand alſo ſchon ein Schatten von bürgerlicher Geſellſchaft, und der Mann, der die Geſellſchaft vertheidigen half, bekam bürgerliche Exiſtenz, und beſaß Eigenthum — ſeine Tapferkeit, die nicht ſelten eben ſo unentbehrlich war, als die Grundactie, von welcher alle lebten. Es

war ſehr natürlich: daß der Mann, der ſeine Haut für das gemeine Beſte preis gab, (denn noch war der Soldat kein feiler Söldner,) auch mit zugezogen ſeyn wollte, wenn über gemeinſchaftliche Angelegenheiten gerathſchlagt wurde; er hatte alſo eine Stimme, wenn er auch nicht den Titel eines Actieninhabers hatte, denn ſein Beſtes war demohngeachtet ein Theil des allgemeinen Beſten, das ohne ihn nicht beſtehen konnte.

Freilich konnte der Actionär ſein Grundſtück auch durch Sklaven verarbeiten laſſen; aber er mußte ſie erſt haben, ehe er ſie brauchen konnte, und der einzelne Mann konnte ſie nicht im Kriege erbeuten, und noch weniger ſie kaufen, wenn er keine Gehülfen hatte, die ihm den Kaufpreis der Erde abgewinnen halfen. Zwar gabs immer Leute, die aus Noth und Armuth ſich den Reichen für ihren Unterhalt verkauften, aber es ſtand bei ihnen, ihren Kontract ſo lange zu halten, als es ihnen gefiel. Thaten ſie Verzicht auf ihren Lohn, ſo mußte der Grundherr auch Verzicht auf ihre Arbeit thun, und ſie konnten ſich immer damit entſchuldigen: daß ihre Freiheit ein unveräußerliches Eigenthum ſey. Gefiel es dem Actionär nicht, ſich durch menſchliche Gründe zurecht weiſen zu laſſen, ſo traten die Gründe des Stärkern wieder ein, die ihn urſprünglich zum Actionär ge-

gemacht hatten, und es gieng, wie es jetzt auf Domingo geht.

Doch nicht von jenen, sondern von unsern Zeiten ist ja die Rede; aber die Sache bleibt dieselbe. Meiner Meinung nach gehören alle Franzosen, die in der bisherigen französischen Monarchie wohnen, einerlei Sprache und Gesetze und einen König mit einander gemein haben, zur französischen Nation. Sie aber scheinen der Meinung zu seyn: daß nur die Hauptactionäre die Nation ausmachen, und befugt wären, die Konstitution umzuändern. Das klingt ein wenig nach der Aristokratie, und ich muß es Ihnen nur offenherzig gestehen: daß ich keine Aristokraten leiden kann, weil die Herren das übrige Volk für Saumthiere ansehen, das sie nach Belieben bepacken oder auch selbst reiten könnten. Am angeführten Orte Ihrer pol. Phantasien, S. 242 gestehen Sie selbst: „daß der vierte Theil des Ackerbodens ꝛc. „in den Händen der Geistlichkeit und des Adels „in Frankreich sey, die zum Landschatze nichts „beitragen.“ Also sollen diese wenigen Actionäre auch den vierten Theil der Nation ausmachen? Bekanntlich aber hätten sie die Nation lieber, mit Uebergehung des Tiers Etat, allein ausgemacht, und den übrigen nur die Ehre gelassen, die Lasten zu tragen. Fänden Sie das billig? und doch liesse es sich aus Ihren Principien ohne viele

Kunſt herleiten. Ich dächte immer: daß ein Jeder es fühlen müſſe, wo ihn der Schuh drücke, und wenn er für Andere Laſten, unerträgliche Laſten, mittragen ſoll, ohne dafür belohnt zu werden, ja ohne daß man ihm einmal einen freundlichen Dank dafür ſagt, daß er dann berechtigt ſey, den fremden Bündel wegzuwerfen, und es dem Eigenthümer zu überlaſſen, ihn aufzunehmen, oder für den erſten, beſten Finder liegen zu laſſen.

Die Fürſten ſelbſt haben, wie Sie wiſſen, dafür geſorgt, die Nation anders zu formen, als ſie es, nach Ihrer Idee, ſeyn müßte; haben einen großen Theil derſelben in Städte geſperrt, und nutzen ſie zwiſchen den Mauern eben ſo gut, als auf dem platten Lande. Unſere Heuerlinge in Weſtphalen haben noch am erſten die Phyſiognomie von Leuten, die nicht mit zur Nation gehören, und doch hat der Staat Mittel gefunden, ſie ſo zu nationaliſiren, daß ſie mehr wurden als bloße Schutz-verwandte und mehr ſcheinen müſſen, als Sklaven. In den benachbarten Provinzen erzeigt man ihnen gar die Ehre, ſie für gebohrne Vertheidiger des Vaterlandes zu halten, und ihnen, in Colliſionsfällen, vor vermögenden Glebae addictis noch wol den Vorzug zu geben. Sie haben die Ehre, Frohndienſte zu thun, Kontribution zu bezahlen, theures, königl.

Salz

Salz zu eſſen, ſtark impoſitirten Brantewein zu trinken, viele Kinder eigentlicher Ackerbauern unter ſich aufzunehmen, weil es mehr Bauerkinder als Bauerhöfe gibt, und, wenn ſie wollen oder müſſen, Leibeigene zu bleiben, ohne einen Quadratzoll von der Erdrinde zu beſitzen, die doch nur allein leibeigen machen ſollte. Dem läſtigen Mühlenzwange ſind ſie eben ſo unterworfen, als der Vollmeier; Unveracciſtes darf nicht an und in ihren Leib kommen, und um ſie ganz als Nation oder zur Nation gehörig zu ehren, iſt es auch ihnen verwehrt, zu expatriiren. Geſetzt nun, auch da wäre einmal die Rede von einer Veränderung der Konſtitution; ſollten dieſe Leute, denen man ein Vaterland aufdringt, wo für ſie keins iſt, und die jeden Abend dem Staate den Schutz reichlich abverdient haben und keinen Heller mehr ſchuldig ſind, nicht auch befugt ſeyn, ſich ſo leidliche Bedingungen auszumachen, als zu erhalten wären? Freilich würde ich es ihnen nicht rathen, ſich der Sache der Bauern oder gar des ariſtokratiſchen Adels anzunehmen; aber für ſich zu ſprechen müßte ihnen doch erlaubt ſeyn, und da ſpräche alſo nicht die Nation, wol aber ein Theil der Nation pro rata, und dieſe Erlaubniß iſt es, die ich mir von Ew. Wolgeb. erbitten mögte. Sie wiſſen: daß Friedrich II. nicht mit einemmale für die Eigenbehörige wider

ihre ariſtokratiſchen Gutsherrn durchgreifen wollte, ſondern dieſen nur nach und nach ein Gebiß in's Maul legte, nicht litte: daß der Stamm der Nation durch Sterbfälle und Auffahrten ruinirt und außer Stand geſetzt würde, die Präſtanda an den Staat abzutragen, wegen welcher Friedrich gern im Sichern war. Noch lieber hätte dieſer große König es geſehen, daß die Gutsherrn ſich ein jährliches Quantum hätten geben laſſen, wie er's ſelbſt als Grundherr mit den königl. Eigenbehörigen machte, und dann es den Unterthanen überlaſſen hätten, nach ihrer Bequemlichkeit zu heirathen oder zu ſterben. Dies väterliche Projekt gieng nicht durch, und jetzt, da die Herren Ariſtokraten glauben, daß die Lenklinien ein wenig ſchlaffer gehalten würden, ſoll eine neue Eigenthums-ordnung projektirt ſeyn, die dem Staate wenig, und dem Bauer ſo gut als gar nichts übrig laſſen würde, wenn ſie die Sanktion erhalten ſollte. Freilich wäre dieſer Feudalgräuel nichts neues; im Hochſtifte Osnabrück nimmt mancher Gutsherr vom armen Unterthanen bei Gelegenheit bis dieſe Stunde nichts mehr, als was zu haben iſt, unbekümmert, ob das Kolonat und der Ackerbau ruinirt werde, oder nicht. Aber im Preußiſchen wär es doch jetzt in praxi was neues, und ſo was drückendes für's ganze Land, daß jeder Unterthan dadurch ruinirt werden würde, und

ein

ein Recht hätte, auf Remedur zu beſtehen. Unter der weiſen Regierung Friedrichs II. z. E. war der Bauer daran gewöhnt, ſeine Eichen ohne weiteres Nachfragen zu fällen, weil er ſie ſelbſt pflanzte, und von dem Boden Kontribution bezahlte, und nur in dem Falle fand er Widerſpruch, wenn er ſein Hochholz ohne Noth angriff und die Waldung devaſtirte. Jetzt ſoll er, wie es heißt, zwar pflanzen, aber nicht für ſich, ſondern für den Gutsherrn, der ſich das Erndten allein vorbehält. Die natürlichſte Folge iſt: daß der Unterthan nicht mehr pflanzen, nicht mehr ſtrenge Aufſicht wider die Holzdiebe führen, und ſein Gehölz verfallen laſſen wird. Bauholz, woran jetzt ſchon der drückendſte Mangel iſt, wird in 50 Jahren gar nicht mehr, und die Privatforſt das ſeyn, was ſchon jetzt die öffentlichen ſind. Welche iſt denn nun die Nation, die darunter leidet? die ein Recht hat, auf Abänderungen zu dringen? Doch wol jeder Stand, jedes Individuum, das jetzt gefährdet wird, und nicht mehr jene fruges conſumere nati. Unſere Staatsverfaſſung iſt ſchon längſt ſo ſehr umgeſchmolzen, ſo verwickelt und das Intereſſe der vielen freilich ſpäter entſtandenen, aber durch Poſſeſſion berechtigten, Stände kreuzt ſich ſo ſehr, daß ich Ihrem erſten Socialkontrakte eben ſo wenig mehr zu rathen weiß, als dem andern, auf welchen der Erbadel dadurch

ſchon Verzicht that, daß er Stände entſtehen und bürgerliche Exiſtenz acquiriren ließ, die dem Rouſſeauſchen Social-kontrakte gewogener ſind, als dem Ihrigen. Dieſe Stände waren den Luxustreibenden Nachfolgern jenes Uradels unentbehrlich, da dem Landjunker jetzt mit ungeheuren Wildbahnen nicht mehr gedient iſt, ſondern mit möglichſter Kultur des Bodens, um ſtandesmäßig zu leben, wie die Götze von Berlichingen noch nicht lebten. Unſer Adel ſitzt nicht mehr ex officio auf, wenn das Vaterland vertheidigt werden ſoll, iſt alſo nicht mehr jener Urſtand, Urſtamm der Nation, und da er ſeine Pflichten auf die Spätereingekommenen gewälzt hat; warum ſollten nicht an dieſen Pflichten Lappen und Stücke von Gerechtſamen hängen geblieben und mit devolvirt ſeyn? Unſere Staats-bedürfniſſe ſind nicht mehr die alten; Geld kann und ſoll ſie befriedigen, und wer bringt dies Geld auf? Der Adel nicht, denn der kriecht, bei allgemeiner Landesnoth, in den Winkel der Exempten; der dritte Stand muß die Mittel aufbringen, wodurch der Staat Staat bleibt und ſollte doch nicht Nation ſeyn, ja nicht einmal als Theil dazu gehören? Ihr Social-kontract No. 1. bleibt alſo eine wahre Chimäre, bis die erſte Verfaſſung, nach welcher er, nach der ein wenig ariſtokratiſchen Logik, einziger Stand war, wieder hergeſtellt iſt. Laſſen Sie

nun Ihre Urakkionäre das D ng einmal verſuchen, einzige directe und indirecte Grundherrn zu ſeyn; was folgt natürlicher, als daß alle, die ſie von ihrem Pſeudo-eigenthume nicht kontraktmäßig mitleben laſſen, auch ſich nicht mit ihnen in ihre Pflichten theilen werden? Und ſind dieſe Stiefkinder des Feudal-ſyſtems deswegen auch ſchon Stiefkinder der Natur und des Schöpfers? Nach der Ariſtokraten-logik werden ſie ſich nicht dazu machen laſſen, ſie werden's früh oder ſpät erfahren: daß das Recht des Stärkern die Ariſtokraten zu Grundherrn machte, und nach dieſem Rechte können ſie es auch werden, ſo bald ſie ihre Stärke erſt kennen lernen und Gebrauch davon machen — denn das Recht des Stärkern kann nie präſcribirt werden, wol aber proſcribiren, nach dem L. ff. veteres migrate coloni, das, in praxi, von jeher Grundgeſetz war.

Nach Ihrem Social-kontrakte gab es allerdings Nationalgüter, die immer ein Eigenthum der Nation blieben, die Nation ſelbſt mögte beſtehen, woraus ſie wollte. Dieſe Güter wurden dem Clero und Fürſten doch nur bedingungsweiſe untergeben, theils dafür etwas zu thun, theils auch nicht mehr zu verlangen, als ſie billigerweiſe bedurften. Wenn dieſe Herren aber immer mehr nahmen und immer weniger thaten; wer hatte da den Urkontrakt gebrochen? Ich bin ein

ehrlicher Schulmeister, der den ganzen Tag unterrichtet, und kaum ein paar Scheffel Saat zum Gärtchen unter hat, das die Nation späterhin noch nachschießen mußte. Ihre Domherrn, die, nach Carls des Großen Absicht, auch Schulmeister mit seyn und selbst was Rechts lernen sollten, besitzen das Mark des Landes, und thun in der Welt Gottes nichts mehr dafür, als Vikarien neben sich existiren zu lassen, die dem lieben Gott an ihrer Stelle was vorbrüllen, womit weder Gott noch Menschen gedient ist. Wozu, um Gottes willen! die Mönche? Sind sie noch, was sie ursprünglich seyn sollten! Verdienen sie sich noch mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod? Kann noch ein Mensch in unsern aufgeklärteren Zeiten durch sie gebessert werden, oder ihre sogenannten Dienste verlangen? Und warum sollte denn die Nation, bei jetzigen, bessern Einsichten — bei der neuen Reformation minder berechtigt seyn, ihre Güter einzuziehen, als es die protestantischen Fürsten nach der Reformation Luthers waren? Etwa deswegen nicht, weil Thoren ihr Eigenthum unnützen Hammeln vermachten, sie also der arbeitsamen Klasse entzogen? Aber wer gab diesen Thoren das Recht zu testiren? und so unvernünftig zu testiren? So lange sie lebten, mogten sie immer ihres Vermögens sich freuen, auch zu guten Zwecken mittheilen; aber nach dem Tode hörten sie auf zu erwer-

werden, zu genießen, zu erhalten und zu besitzen, und von Rechtswegen galt nun auch ihre Disposition keine faule Kartoffel mehr. Sobald ein Stand aufgehört hat, nützlich und nothwendig zu seyn, oder den allgemeinen Nutzen nicht mehr stiftet, weswegen er ursprünglich da ist, ist er dem gemeinen Wesen abgestorben, bürgerlich todt,, und eben das Gemeinwesen, von dem er seine Güter zu Lehn trug, tritt wieder in seine Stelle, und beerbt ihn, ohne daß ich dies, wie Sie, ein Erschleichen nennen mögte. Auch mögte ich es mit Ihnen nicht annehmen: daß die Gutsbesitzer ihrem Oberhaupte frei- und gutwillig auf ihrem Eigenthume gewisse Rechte unter dem Namen von Regalien eingeräumt hätten, da die Geschichte uns den Ursprung der Regalien etwas anders erzählt. Wenn z. E. in alten Zeiten der Fürst zu Friedenszeiten, da er wenig oder gar nichts zu thun hatte, das Land von Wölfen reinigte, und Hirsche und wilde Schweine wegpürstete, damit sie die Erndte nicht zerstöhrten, so war das Wohlthat für die Einwohner, die selbst dazu keine Zeit und Lust hatten. Konnte aber daraus das Recht entstehen, das Wild auf Kosten des Landmanns zu hegen, und in seinem Kohlgarten wie in Feindeslande zu hausen?

Ueberhaupt ist es nicht rathsam für die Herren der Erde, jetzt noch viel von Kontrakten reden

zu wollen, und keinen Kontrakt vorweiſen, nicht einmal eine beglaubigte Abſchrift vorlegen zu können, und mit ſtillſchweigenden Verträgen, wie man gewiſſe Undinge zu nennen pflegt, kömmt man bei Leuten, die 7 bis 8 Jahre die Schule beſuchten, auch zu ſpät. Leute, die leſen können, lernen zuletzt auch denken und vergleichen, und denken ſich die Kontrakte nach der Natur der Sache, und nicht mehr nach der verdächtigen Exegetik der Deſpotie. Selbſt die Aufklärung in der Religion begünſtigt den alten, ſtillſchweigenden Kontrakt nicht mehr, da ſie die Rechte der Vernunft wieder herſtellt, und unſere Prediger lange ſo viel nicht mehr von Geſalbten des Herren predigen, als vor 50 Jahren. Man kann alſo von Fürſten, die die Aufklärung befördern, vorausſetzen: daß ſie ihre eigene Pflichten und Verbindlichkeiten nicht allein anerkennen, ſondern auch rechtſchaffen erfüllen; ob man auch umgekehrt ſchlieſſen dürfe? Ich dächte; und an den Fürſten, der die heiligſten Menſchenrechte mit Füßen tritt; aſiatiſch vom Schweiß und Blute der Unterthanen ſchwelgt; unfähig zu jedem Fürſtengeſchäfte iſt; der Geſetze ſpottet, mit Eid und Gerechtſamen ſpielt, oder ſich ſeine Gevattern hält, die in ſeinem Namen deſpotiſiren ſind wir doch wol durch keinen erdenklichen Kontrakt gebunden?

Das Volk, selbst die untersten Klassen, die Spätergebohrnen, nicht Angesessenen, wären demnach wol berechtigt, auf Abänderung der Konstitution zu dringen, wenn die Stimme der Unterdrückten von der lauteren Stimme des Despotismus nicht mehr gehört wird. Aber glauben Sie ja nicht: daß ich irgend einem Staat Volks-executionen wünsche; denn ein Mann, der 30 Jahre Küster gewesen ist, und das gemeine Volk vom Kinde an beobachtet und kennen gelernt hat, kann kein Mittel wünschen, das schlimmer ist, als die Krankheit selbst. Und sag ich Ihnen vollends: daß mir meine Haare bei Girtanners *) Erzählung der Kanibalenwuth des Pariser Pöbels, mehr als einmal die Nachtmütze vom Ohre stiessen, so können Sie mir den äußersten Abscheu vor Volkswuth und Volksjustiz zutrauen. Was folgt aber anders daraus, als daß jede Regierung sehr große Ursache habe, das gemeine Volk zu schonen, und die Lehre nicht zu laut werden zu lassen: daß nur die Aktieninhaber berechtigt wären, mitzusprechen? Aber eben dieser Girtanner erzählt auch, (a. a. O. S. 160. f.) die Entstehung des französischen Adels und des Feudal-systems in Frankreich, und zeigt:

*) Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution, von Christoph Girtanner. B. 2. Abth. 5.

zeigt: daß alles Uſurpation und gewaltthätige Beraubung ſey; die nach und nach entſtehenden Ariſtokraten ſtellten ſich zwiſchen den Monarchen und das Volk, plünderten Beide, und maßten ſich das Mark des Landes an, ohne dafür etwas zu thun, noch ein größeres Recht zu haben, als es jeder Jude hat, der die in ſeine Hände fallenden Ducaten beſchneidet. Ich muß Ihnen geſtehen, hochgehrter Hr. Geheimerath! daß ich mir die Entſtehung des Adels überhaupt ſo denke, ſelbſt bei uns Deutſchen, und das, was einige Schriftſteller, die überall Geſpenſter des Adels ſehen, in der alten Geſchichte für Edelleute ausgeben, waren im Grunde weiter nichts, als Freigebohrne, im Gegenſatze der Sklaven und Freigelaſſenen. Dieſe Freigebohrnen maßten ſich allein das Recht an, friedliche Nachbaren mit Krieg zu überziehen, auszuplündern, freie Menſchen zu Sklaven zu machen, und ſich ganze Diſtrikte aus dem Grunde zuzueignen, weil ſie ſie erobert, und ihre erſten Beſitzer in die Knechtſchaft geführt, oder zinsbar gemacht hatten. Aus ihrem Mittel wählten ſie den Tapferſten zum Anführer, und wenn ſie ihm nach und nach mehr Vorzüge zugeſtanden, als urſprünglich mit ſeiner Heerführerſtelle verknüpft war, ſo geſchah es, durch dieſen Kanal Vorzüge auf ſich ſelbſt zurück zu führen, die ſie gern durch ein Blendwerk ſanktionirt ſahen, um das nicht

weiter zu ſcheinen, was ſie in der That waren — Uſurpatoren und Räuber. Im Mittelalter hatten dieſe hohen Ahnen ihr Handwerk noch nicht vergeſſen; aus ihren Raubneſtern ſtürzten ſie auf den friedlichen Kaufmann und ſeine Frachtkarren; plünderten, bereicherten ſich, und gaben ihrem uſurpirten Range durch Dieberei und Straßenraub ein Anſehen, ohne daß es der durch ſie geſchwächte Kaiſer verhindern konnte, oder Religion und Vernunft ſtark genug geweſen wären, der Raub- und Herrſchſucht dieſer Barbaren das Gleichgewicht zu halten.

In unſern aufgeklärten philoſophiſch ſeyn ſollenden Zeiten ſind wir freilich ſchon ſo weit gekommen, keine Erbſchande mehr zu erlauben; unſere Baſtarte ſind gilde- und zunftfähig geworden; Kindern ſolcher Eltern, die durch Henkers-hand auf dem Rabenſteine ſtarben, darf die Unehre ihrer Eltern nicht angerechnet werden, weil Unehre nicht fortgeerbt wird, als die Schwindſucht und der Ausſatz — und doch machen wir noch immer die Ehre des Adels zu einer Erbſchaft, und laſſen uns nicht dadurch ſtören, wenn ſie auch durch tauſend Niederträchtigkeiten und ſelbſt Verunreinigungen des Ehebettes dergeſtalt ſubtrahirt wird, daß o von o aufgeht. Geſtünde ich Ihnen auch zu: daß der Erb-adel, um ſeines Landeigenthums willen, noch immer zu den Kontrahenten des erſten Social-

kontrakts gehörte, wohin gehören denn die Spätergebohrnen? Das Majoratrecht ſchließt ſie freilich von dem Beſitze des Landeigenthums aus, läßt ihnen aber das Unding, den perſönlichen Adel, und dies Unding ſteht jedem andern ehrlichen Manne im Staat im Wege, ſeine etwanige Talente dem Staate entweder gar nicht anbiethen zu dürfen, oder doch auf die Belohnung keine Anſprüche machen zu können. Je fruchtbarer der Adel im Kinderzeugen iſt, deſto weiter entfernt ſich alle Wahrſcheinlichkeit für den Bürgerſtand, durch Verdienſte empor zu kommen, und unſer Adel iſt bekanntlich fruchtbar. Ein Graf ohne Land vermehrt die deutſchen Grafen um eine halbe Stiege, und ein Baron ohne Baronie gibt dem gemeinen Weſen ein halbes Dutzend Freiherrn in die Maſt, die ſich ein angebohrnes Recht zu Landesſtellen anmaßen, die eigentlich dem Verdienſte beſtimmt ſeyn ſollten. Jeder Landesherr, der zu einer Adelsfabrike berechtigt iſt, übt dies Recht als ein Münzrecht aus; das letzte Interregnum hat den Reichsadel um ein Erkleckliches vermehrt, und im Preußiſchen läuft es voll ſechs und achtziger herum. Ihre Deſcendenz qualificirt ſich, wenn Gott will, zu den erſten Civil- und Militärſtellen, und dem bravſten, verdienteſten, talentvolleſten Bürgerlichen bleibt kaum eine Unterofficierſtelle und nachher ein Thorſchreiber-dienſtchen wei-

ter übrig. Anfangs qualificirte der Doktorhuth ſowol zu einer Domherrenſtelle, als 16 Quartiere; hat nicht der Adel auch Mittel gefunden, die bürgerlichen Doktoren zu verdrängen? Man kann unſerm Adel den Vorwurf nicht machen, daß er ſehr populär wäre; von Kindesbeinen an umgibt er unſere Fürſten, ſäugt ſie, gängelt ſie, erzieht ſie, macht ſie mit dem Wahne und der Arroganz der Ariſtokraten bekannt — und unſere Fürſten könnten noch populär werden? Der Adel, der noch auf ſeinen Hufen ſitzt, trägt keine Staatslaſten; dieſe Ehre bleibt dem Bürgerſtande nur noch allein überlaſſen, nebſt der Ehre, Söhne zu erziehen, die die Ehre einmal haben ſollen, ſich für ein Vaterland todſchießen zu laſſen, wo man ihnen kein Vaterland übrig läßt oder Töchter groß zu füttern, die der hochadliche Officier entehren könne, ohne daß die Geſetze ihn zur Erſtattung anhalten dürfen.

Der Lippſtädter Zeitungsſchreiber gedachte neulich eines Projekts: daß, um eines kleinen Studentenauflaufs in Königsberg willen, künftig kein Kantonpflichtiger im Preußiſchen mehr Erlaubniß haben ſollte, zu ſtudiren. Wäre dies Projekt wirklich da geweſen, oder noch da, ſo überlaſſe ich es Ihnen zu beurtheilen: ob Menſchenrechte unverantwortlicher angetaſtet werden können? Der Ackerbau iſt, geſtändlich, die erſte

Quel-

Quelle des menſchlichen Wohls. Im Preußiſchen haben viele Fabriken ſich dem Kantonzwange zu entziehen gewußt, aber der Ackerbauer bleibt, den Anerben kaum noch ausgenommen, obligat; dem Bauern können alle Knechte ohne Unterſchied weggenommen werden, und das Mädchen, das Anerbin des Kolonats iſt, darf ſich's nicht beigehen laſſen, ſich in einen hübſchen, wohlgewachſenen Bauerkerl zu verlieben, den das Regiment gebrauchen kann, ob es ihm gleich das Anerbrecht zuſreit, ſondern muß mit einem Duodez-kerlchen vorlieb nehmen, der zum Todtſchießen zu klein iſt.

Stellen Sie ſich nun einen Augenblick in Gedanken auf Preußens Thron, und überſehen Sie Ihr Volk: welches ſind nun die weſentlichen Beſtandtheile dieſer Nation? Doch wol diejenigen, die das Vaterland vertheidigen, und durch ihre Präſtande den Staat erhalten? Jetzt muß es Ihnen doch gleichgültig ſeyn: ob der Friedrichsd'or, den Sie in Ihren Händen haben, ſich vom Ackerbau unmittelbar herſchreibe, oder durch Kontribution des Köthers, oder durch Acciſe des Bürgers, oder durch den Zoll, den der Kaufmann erlegt, eingekommen ſey? Genug, diejenigen, die durch ihre Beiträge die Armeen unterhalten, den Hofſtaat ernähren, die Staatsdiener bezahlen, die Wege beſſern, die rohen Produkte veredeln und

dann

dann verſilbern, die Geſundheit des Staatsbürgers erhalten, ſeinen Geiſt aufklären – und Köpfe haben, von denen ſie Kopfgeld bezahlen, ſind Beſtandtheile der Nation, nützliche, unentbehrliche Mitglieder, und müſſen mitgehört werden, wenn von einer Umformung die Rede iſt.

Von dieſer kann, darf und muß aber bisweilen die Rede ſeyn, und namentlich dann, wenn der ungerechteſte Deſpotismus alle Menſchenrechte mit Füßen tritt, den Geſetzen trotzt, und ſein sic volo, sic jubeo etc. an die Stelle ſchiebt; wenn Ariſtokraten das Volk lange genug ungeſtraft geplündert, und die Fürſten lange genug verderbt haben; wenn ein Orleans mit ſeinen Roués lange genug, ſtatt väterlicher Regent zu ſeyn, Ungeheuer waren, und ein Ludwig XIV. Bürgerwohlfahrt lange genug einer kindiſchen Eitelkeit und kindiſchen Capricen aufopferte. — Wär' es dann etwa Unrecht, an eine Umformung zu denken? die Mißbräuche und Unvollkommenheiten abzuſchaffen? Wenn denn aber gerade dieſe Unvollkommenheiten bei den Kontrahenten Ihres Socialkontrakts Nro. 1. gefunden werden, wie weiland in Schweden und noch kürzlich in Pohlen, wer ſoll da reformiren? (eingeſtanden: daß die Abſchaffung der Misbräuche unumgänglich nothwendig ſey, wenn das Ganze erhalten werden ſoll.) Der König

kann es nicht allein; man gesteht ihm, nach dem verderblichsten Kontrakte, die Macht nicht zu, Gutes zu thun, und Misbräuche abzuschaffen; muß da nicht ein Theil der Nation mit Hand anlegen? Und wer wäre so hartherzig politisch, um eines imaginären Kontrakts willen, den dritten Stand in Pohlen unter dem Drucke zu lassen, um der ganzen Nation ferner zu wehren, selbstständig zu werden? oder einige wenige Aristokraten in Ungern im Besitze zu schützen, ihre geringeren Brüder in der unmenschlichsten Sklaverei zu behalten?

Ich glaube also nicht, daß Ihr vertheidigtes Recht der Social-kontrahenten Nro. 1. im strengsten Verstande Recht sey, selbst im politischen Verstande nicht einmal; ich glaube: daß manche Verfassung aufgehört habe, für unser Zeitalter zweckmäßig zu seyn, und einer Umformung sehr bedürfte; ich glaube ferner: daß der Luxus vieler Höfe mit der Wohlfahrt der Unterthanen im auffallendsten Widerspruche stehe, und ein Volk sich nie zu irgend einem Grade von Glückseligkeit empor arbeiten könne, wenn diesem kein Ziel gesetzt wird. Und wer soll es thun? Doch wol die offenbar Gefährdeten, die Unglücklichen, die unerhört um Remedur schrien, und zuletzt keine Instanz weiter übrig hatten, als ihre Fäuste und das Recht der Stärkern, das die alte, mangelhaf-

haſte Verfaſſung ſchuf, und immer Recht bleiben muß, wenn es einmal Recht war.

Freilich ſind dergleichen Operationen ein wenig heroiſch, beſonders wenn der unterſte Pöbel mit zu Hülfe genommen wird, der ſich gewöhnlich in Wüthende verwandelt, wenn er einmal ſeine Uebermacht fühlt. Ich glaube aber auch: daß wir in Deutſchland vor der Hand dergleichen ſtarke Erſchütterungen nicht zu befürchten haben. Theils ſind unſere Volksklaſſen noch lange nicht reif dazu, ſind der Sklaverei einmal ſo gewöhnt, als müßte es ſo ſeyn, und ihr Joch iſt in der That, im Ganzen genommen, noch ziemlich erträglich, ſcheint es ihnen wenigſtens, ſo lange es nur bei alten Laſten und Plackereien bleibt, an welche man einmal gewöhnt iſt. Theils hat aber auch die heilſame Publicität denn doch an den Fürſtenhöfen ſchon ſelbſt gewirkt, Popularität hervorgebracht, und des Guten ſchon viel geſchaffen! Das Wild wird nicht ſo unverantwortlich mehr zum Ruin der Unterthanen gehegt, die Juſtizverfaſſung wird menſchlicher und promter; der Chikane reißt man einen Giftzahn nach dem andern aus; und durch Schulverbeſſerung wird das Volk fähiger gemacht, Sinn und Dankbarkeit für wahre Verbeſſerung zu haben. Unſere Prediger predigen ſchon häufig praktiſche Religion ſtatt des ſcholaſtiſchen Wuſtes, der das Herz

kalt ließ, und unter den kultivirteren Ständen fieng man seit 20 Jahren an, den gemeinen Mann als Mensch zu behandeln, sich für ihn zu interessiren, und freundlicher mit ihm zu reden. Ich glaube: daß selbst unsere empfindsamen Romane dazu beitrugen; das Meiste wirkte aber wol die Popularität Fridrichs des Einzigen. Unsere Fürsten, welche Publicität ertragen können, sind schon weit vorgerückt; das Volk setzt Vertraun in sie, und ein Volk, das noch hoffen kann, auf ordentlichen Wegen seinen Beschwerden abgeholfen zu sehen, empört sich nicht. Gefällt es dem Gutsherrn, die großen Beispiele nachzuahmen, die schon hin und wieder gegeben werden, die Frohndienste in Geldprästanda zu verwandeln, und die Sterbfälle und Auffahrtsgelder in proportionirte, jährliche Abgaben: so wird der Explosion einer jetzt schon unter der Asche glimmenden, bedenklichen Unzufriedenheit vorgebaut.

Man glaubt noch einen andern Grund zu haben, in Deutschland vor einer Volkesempörung sicher zu seyn — das Militair; ich fürchte aber, daß man sich betrügt. Unser Kern der Soldateske besteht aus Eingebohrnen; der Soldat leidet als Beurlaubter, als Vater, Vetter, Bruder, Nachbar oder Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft, wenn die ganze Gesellschaft leidet, und könnte leichter Partei nehmen, als man sichs jetzt viels

vielleicht noch denkt. Es kömmt da nur auf die Kleinigkeit noch an: ob ein Mirabeau zur Hand sey, das Militär zu stimmen — und intrigante Menschen gibt es überall, selbst unter den Officieren, die sich durch das Majoratrecht für vervortheilt halten, und Verbesserung ihres Zustandes nicht von der Hand weisen, wenn die Hofnung dazu aus der Ferne anlächelt. Die Militär-konscription ist eine schreckliche Last, und doch stimmt sich nach und nach die Denkungsart unserer Zeitgenossen so um, daß das Volk eben diese Last als einen sichern Bürgen seiner Freiheit ansehen muß. Der Despotismus hat diese Berechnung vielleicht noch nicht gemacht; ich wünsche aber: daß er sie nicht so ganz übersehen möchte; die Zeitumstände rechtfertigen meinen Wunsch. Es ist zu spät, jetzt noch Schriften, die von Menschenrechten reden, verbieten zu wollen, denn man würde schlimm ärger, und sich selbst verdächtig machen, ungeahndet fortdespotisiren zu wollen. Besser, man regiere menschenfreundlich, wie Leopold, und gewinne das Zutrauen der Nationen durch eine liebreiche Standhaftigkeit, und Gerechtigkeit.

Protestantische Fürsten, die Menschen sind, und Menschen schätzen, haben leichte Arbeit, wenn es ihnen darum zu thun ist, ihren Fürstenstuhl zu befestigen, und ihr Volk glücklich zu machen.

Aber deſto ſchwerer wird es guten katholiſchen Fürſten gemacht, wo ſich die Hierarchie zwiſchen ihre guten Abſichten und das Volk ſtellt. Nur eine uneingeſchränkte Preß-freiheit kann ihnen zu Hülfe kommen, und wehe ihnen, wenn ſie dieſe Wohlthäterin von ſich ſtoßen!

Von der franzöſiſchen Revolution können erſt unſre Nachkommen kompetent urtheilen, wenn das große Reſultat vor ihnen ſtehen, und man die kleinen, freilich oft ſchlechten Mittelchen wird vergeſſen haben. Die Vorſehung geht ihre beſondern Wege, kurirt ſelbſt durch Aeſenik, und ſieht man dann den Erfolg, ſo begiebt ſich der Weiſe gern der Kritik über die Mittel. Sie, geehrter Hr. Geheimerath! ſind gewiß der Mann, der über ein Menſchengeſchlecht, das erſt kommen ſoll, hinausſehen kann, und auch der edle Mann, der groß genug denkt, unſern Nachkommen ein beſſeres Schickſal zu gönnen, ſollte auch ihr Social-kontrakt Nor. 1. darüber Noth leiden. Laßt uns, die wir Beide alt ſind, mit dem menſchenfreundlichen Wunſche aus der Welt gehen: daß alles nach uns beſſer werden möge, und Möſer kann es immer einem paradoxen Burke überlaſſen, ſich ſelbſt zu widerſprechen. Ich bin ꝛc.

Samuel Theokrat.
p. t. Küſter und Ludimagiſter loci.

3.

Merkwürdige Stellen aus dem politiſchen Teſtamente Joſephs II.

Im vergangenen Jahr erſchien, laut Angabe des Titelblatts, zu Wien und, laut einer in der Vorrede enthaltenen Aeuſſerung, auf Anordnung des Fürſten Kaunitz, ein politiſches Teſtament des verſtorbenen Kaiſers unter folgendem Titel:

Testament politique de l'Empereur Joseph II. roi des Romains. II Tomes. A Vienne et chez les principaux libraires de l'Europe, 1791.

mit dem Motto:

L'humanité tremblante étend ſes bras auguſtes,
Elle remplit l'air de ſes cris douloureux.
N'eſt - il donc plus d'eſpoir? -- -- O vous, Rois! ſoyez juſtes,
Et le monde eſt heureux!

So viel wir wiſſen iſt weder von Wien aus, noch irgend ſonſt woher, die Authenticität dieſes Teſtaments geleugnet worden. Wir ſind alſo bis jetzt berechtiget, es für das zu nehmen, wofür es ſich darbietet, für einen literariſchen Nachlaß des unſterblichen Joſephs. Und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, erhält dies

ſchon an ſich merkwürdige Buch für ganz Europa den höchſten Grad von Merkwürdigkeit. Um daher unſere Leſer aufmerkſam darauf zu machen, wollen wir ſolche Stellen, die den Geiſt dieſes Werks am meiſten karakteriſiren, und die, auch auſſer ihrem Zuſammenhange, als ein Ganzes betrachtet und verſtanden werden können, ausheben und in einer deutſchen Ueberſetzung dieſem Journal einverleiben. Wir machen hiermit jetzt den Anfang; und wollen in den folgenden Stücken damit fortfahren. Zu einer Zeit, da in manchem Lande der blinde Fanatismus und die ungerechte Herrſchſucht ihre letzten ſterbenden Kräfte zuſammenraffen, um das gröſte Geſchenk der Vorſehung, welches die Menſchheit je von ihr erhalten hat, das allein ſichere Palladium unſerer heiligſten Menſchenrechte — Preßfreiheit und Publicität — zu zerbrechen, kann es nicht anders als höchſt intereſſant ſeyn, den gewaltigen Abſtich zu bemerken, der ſich zwiſchen jenen menſchenfeindlichen, will's Gott furchtloſen Bemühungen des in Todeszuckungen gerathenen Unterdrückungsgeiſtes, und den Grundſätzen eines Monarchen findet, dem eine unparteiiſche Nachwelt mehr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wird, als ſeine undankbaren Zeitgenoſſen ihm erwieſen haben.

I.

I.

Vorrede des Werks.

Alle Hülfsquellen der Heilkunst sind erschöpft; ich muß der Natur ihren Tribut bezahlen und verordne, daß mein letzter Wille in ganz Europa bekannt gemacht werde. — Wenn uns der Todesengel zur Seite steht, können wir die Welt nach ihrem wahren Gehalte würdigen. Und was ist denn diese Welt, die uns lächelt, uns anzieht, uns mit sich hinreißt? Nicht ein Rauch, den der Wind zerstreuet, ein Schatten, der verschwindet, ein Hirngespinst, welches in den Abgrund des Nichts zurückflieht? Ist sie nicht eine unermeßliche Leere, ein flüchtiges Gaukelspiel, dessen Freude so kurz und dessen Jammer ewig dauert? — Was sind die Großen der Erde selbst mit ihrem drückenden Luxus, ihrer Pracht, ihrem Stolze, mit ihren Vergnügungen und ihrem Ueberflusse? Ihr Ruhm ist eine Seifenblase, ihr Vergnügen ein Feenmährchen, ihr Ueberfluß Unersättlichkeit, ihr Ehrgeiz Raserei und ihr ganzer Lebenslauf eine ewige Quelle des bittersten Elendes. Spielen die Monarchen, die Despoten der Erdbewohner wol eine glänzendere Rolle? Von dem Glanze geblendet, der sie umgibt, durch die niederträchti-

gen Schmeicheleien derer, die ſich ihnen nähern dürfen, irregeführt, in Schwelgerei und Weichlichkeit verſunken und allen Arten von Wollüſten ergeben, trotzen ſie auf die Heiligkeit ihrer Würde, und ſind Fremdlinge in ihren eignen Staaten, ihren eignen Unterthanen unbekannt. Eine Wolke verhüllt ſie den Augen des Volks und ſklaviſche Trabanten machen ihren Thron unzugänglich. Wie beſchränkt iſt nicht ihre Glückſeligkeit! Wie eng ihr Wirkungskreis! Früh oder ſpät ſind ſie, wie der Verworfenſte ihrer Unterthanen, ein Raub des Todes. Der Tod macht Alles gleich, ſcheucht Alles in ein untheilbares, unermeßliches Nichts zurück. — Die Rückerinnerung eines ſchönen Lebens iſt göttlicher Troſt in der Todesſtunde. — Wer immer ſo viel Gutes wirkte, als er konnte, kann ſich nicht beklagen, daß er nicht lange genug gelebt habe. Für die Monarchen gibt es keine reinere Freude, keine köſtlichere Beruhigung als die ſie in der Popularität, in der Theilnahme an den Freuden und Leiden ihrer Unterthanen, in der Abſtellung ihres Elendes, mit einem Worte, im Beglücken finden. Nur alsdann verdient ein Regent, daß man ſeinen Tod allgemein betrauert, wenn er nach dieſer hohen Freude ſtrebte; nur dann wird ihm ſelbſt der Verluſt ſeines Throns keine Thränen koſten. Das Gute, was er gethan hat, was er thun wollte; die Gewißheit ſeines Her-

zens,

zens, die Richtigkeit ſeiner Plane, ſelbſt die Undankbarkeit der Menſchen, geben ihm ein unverwerfliches Zeugniß ſeiner Tugenden und entſchleiern die Ungerechtigkeit derer, welche ſich unterſtehen, Klagen und Misvergnügen laut werden zu laſſen; und auf ſolche Art will ich dem Verläumder ein ewiges Stillſchweigen auflegen.

Ich bedaure den Thron nicht; über dieſen Punkt bin ich ſehr ruhig; aber ich leide, daß ich bei aller angewandten Mühe, das Gute zu bewirken, nur ſo Wenige glücklich und ſo Viele misvergnügt und undankbar ſehe. Doch, ſo iſt das Loos der Herrſcher! Ich habe die Menſchen nicht genug gekannt. Meine Abſichten waren redlich und, um mich in den Augen der Welt zu rechtfertigen, habe ich dem Fürſten Kaunitz aufgetragen, „meine „politiſchen Unterſuchungen nach meinem Tode be„kannt zu machen, ſie in alle Sprachen überſetzen, „ſie frei und ungehindert verkündigen zu laſſen, „und allen Beherrſchern Europens Exemplare da„von zuzuſchicken.“

Man wird aus dieſen Betrachtungen, welche ich mein politiſches Teſtament zu nennen für gut befunden habe, ſehen, wie redlich meine Abſichten waren. Mein Privatleben bezeugt meinen Eifer für die Menſchheit. Meine letzten Augenblicke ſind ohne Gewiſſensbiſſe. Ich werde in

der Blüthe meiner Jahre abgemäht; mags! die Welt weiß, warum? Ich habe, vielleicht mit zu vielem Eifer und durch nicht genug überlegte Mittel, die übermäßige Gewalt der Kirche in bedenklichen Zeiten angetaſtet. Habe ich das Unglück gehabt betrogen zu werden, fehlte ich in der Anwendung, ſo wird die Reinigkeit meiner Abſichten mich in den Augen von ganz Europa rechtfertigen. Die letzten Jahre meines Lebens mußten ein ſchrecklicher Spiegel für alle Könige ſeyn. Ich beſchloß die Bekanntmachung meiner politiſchen Grundſätze nach meinem Tode, um alle diejenigen aus dem Irthume zu reiſſen, welche mich während meines Lebens für einen Tirannen hielten oder als ſolchen ſchilderten und niemals in meinem Herzen leſen konnten. Ich habe immer das Gute gewollt; davon wird man ſich leicht durch aufmerkſames Leſen meiner Beobachtungen und meines politiſchen Syſtems überzeugen können. Ich lege es dem Urtheile der Welt dar. Mein Zweck iſt, alle Regenten der Erde zu bewegen, von der Höhe ihres Throns herabzuſteigen, die Kräfte ihrer Unterthanen ins Gleichgewicht zu bringen, ihren Aufwand nach den Hülfsmitteln, die ſie von ihnen ziehen können, abzumeſſen, und ſie nicht mit einer Laſt zu erdrücken, die ſie bei einer billigern Anordnung, mit Freuden tragen würden. Um dieſe Anordnung zu treffen, braucht man

nur ein Herz und Menſchenliebe zu haben. Die Alleinherrſchaft muß zwiſchen Deſpotismus und Geſetzloſigkeit durchgehen; das Geſetz muß ihre Schritte leiten und ſie in gleicher Entfernung von beiden Extremen halten. Der Fürſt fordert von ſeinen Unterthanen Gehorſam, Abgaben und ihre Arme, um ſeine Gewalt und das Anſehen der Geſetze aufrecht zu erhalten. Die Pflicht der Unterthanen iſt, friedlich zu leben, ſich einander nicht zu ſchaden, einem Jeden das Seinige zu laſſen und in ihrem Gewerbe Treue und Glauben zu halten. Das iſt in wenig Worten der Entwurf zum Glück der Welt; nichts iſt einfacher. Ein Monarch, der ſeine Unterthanen, wie ſeine Kinder liebt, und das ſüße Vergnügen ſchmeckt, von ihnen wieder geliebt zu werden, vermag Alles über ſie. Aber die Geſetze vermögen Alles über ihn. Er hat uneingeſchränkte Gewalt, Gutes zu thun; aber die Hände ſind ihm gebunden, ſobald es darauf ankommt Böſes zu wirken. Weisheit und Billigkeit ſiegeln ſeine Befehle; ſeine Unterthanen genießen die Früchte ihrer Arbeit in Frieden, und ſuchen ihr Glück in der Beobachtung der Geſetze. Die Entſcheidungen des Regenten gründen ſich auf ſeine Gnade, aber, er iſt ſtandhaft und macht bei der Beſtrafung der Verbrechen keine Ausnahme der Perſon. Seine Ohren ſind den Klagen ſeiner Unterthanen immer geöffnet;

er

er ſchützt ſie wider den Blutſauger und befreit ſie von ſeiner Tirannei. Seine Völker betrachten ihn als ihren Vater, voller Liebe und Ehrfurcht, und ſehen ihn als den Beſchützer ihrer Glückſeligkeit an. Liebe erzeugt Gegenliebe; der Fürſt fühlt dieſelbe Anhänglichkeit an ſeine Völker; er iſt mit nichts beſchäftigt, als ihr Glück immer feſter zu gründen. Es erhebt ſich kein Murren gegen ihn. Die Zuſammen-verſchwörungen ſeiner Feinde bringen den Staat nicht in Gefahr. Seine Unterthanen, voll Liebe und Treue, ſind immer bereit, ihn zu vertheidigen und dem Feinde eine eiſerne Mauer entgegen zu ſtellen.

Friede und Sicherheit machen den Segen ſeiner Völker; Ruhm und Stärke umgeben ewig ſeinen Thron. Dies ſind die aufrichtigſten Wünſche, die ich für das Glück der Menſchheit, für den Ruhm aller Regenten in Europa, welchen ich vorzüglich meine politiſchen Dokumente, die nach der Erfahrung aller Jahrhunderte und meiner eignen berechnet und auf Recht und Vernunft gegründet ſind, zueigne, bei meinem Hinſcheiden gen Himmel ſchicke.

Et nunc reges intelligite — uredmini qui judicatis terram!

II.

Wirkungen einer militäriſchen Reichsverfaſſung.

Eine deſpotiſche Regierung iſt das Werk der Gewaltthätigkeit; deswegen kann ſie ſich auch nur durch Gewaltthätigkeit erhalten; ſie iſt auf Ungerechtigkeit gegründet, daher beſteht ſie auch nur durch Ungerechtigkeit; Trug iſt ihre Stütze und ſie wendet alle ihre Kräfte an, Unwiſſenheit, Vorurtheile und Täuſchungen zu verewigen.

Die von einer willkührlichen Gewalt unterjochten Staaten werden beſtändig als ein feindliches Land adminiſtrirt. Die eingezwungnen Unterthanen werden durch die unſichtbaren Feſſeln der Meinungen und durch ſichtbare Waffen, welche den Bürger unter dem Vorwande, ihn gegen Feinde von außen zu vertheidigen, verrätheriſch den Feinden von innen überliefern, im Zaume gehalten.

Völker, welche ihre Freiheit lieben, haben immer zahlreiche Sold-armeen und Rechte des Bürgers für Antipoden gehalten.

Die alten Nationen waren freier als die neuern; warum? ſie waren bewafnet. Jeder Bürger war Soldat, wie in der Schweiz; das Lager war

ſeine Stadt und in ſeinem Gürtel trug er den Stahl, der ihm ſeine Freiheit ſicherte. Die Nationen wurden zahlreicher und verloren bei der Bildung eines dauernden Staats allemal ihre urſprüngliche Freiheit. Der größere Theil der Bürger, welcher die Bedürfniſſe des geſellſchaftlichen Lebens zu befriedigen ſucht, übergab die Sorge für die Beſchützung des Staats in die Hände des Fürſten, der an der Spitze derer ſtand, die ihre Arme der Vertheidigung ihrer Mitbürger gewidmet haben.

Das Recht, die Krieger zu kommandiren, kann ja dem Erſten, der ſie beſtändig angeführt hat, nicht genommen werden.

Die Krieger, welche einmal gewohnt ſind, ihren Obriſten zu gehorchen, erkennen keine andre Auctorität als die Seinige und ſind, ſchon der Natur der Sache nach, geneigt, ihm bei ſeinen Unternehmungen blindlings zu folgen.

In allen Staaten gehören die Krieger nicht mehr zu der Nation; ſie gehören ihrem Befehlshaber; ſie ſchwören ihm allein den Eid der Treue; ſie glauben der Geſellſchaft nichts ſchuldig zu ſeyn; ſie haben keine gemeinſchaftliche Angelegenheiten mit ihren Mitbürgern und, wenn ihr Befehlshaber kommandirt, tödten ſie ihre Mitbürger ohne Umſtände. Der Krieger iſt allenthalben ein Miethling,

ling, welcher keine andere Bande kennt, als die ihn an ſeinen General feſſeln; er iſt mit dem Staate verbunden, wie der Epheu, der den Baum, deſſen Nahrungsſäfte er an ſich zieht, allmählich erſtickt.

Xenophon belehrt uns, daß bei den Athenienſern die Eigenthums-beſitzer die tapferſten Krieger waren, weil ſie an der Erhaltung des Staats das mehrſte Intereſſe hatten. Bei den alten Deutſchen verſtattete man nur freien Leuten, für ihr Vaterland zu kämpfen; blos die Gutsbeſitzer hatten das Recht, es zu vertheidigen.

Kaiſer Heinrich der Vogler befolgte dieſe politiſchen Maximen nicht, er begnadigte alle Straßenräuber und verſteckte ſie unter ſeine Truppen. Liefern denn die öffentlichen Gefängniſſe unſern neuern Regenten noch nicht Rekruten genug?

Wie kann ein Krieger ſich mit gutem Gewiſſen für den Vertheidiger ſeines Vaterlandes halten, ſo lange er das fatale Werkzeug, der innerliche Feind iſt, der ſich unaufhörlich anſtrengt, es in Ketten zu ſchmieden? Sieht der eigenwilligſte Deſpot nicht die Soldaten als ſein beſonderes Eigenthum an? Hält er ſie nicht einzig und allein dazu beſtimmt, ſeine Plane auszuführen? Glaubt er ſie nicht geſchaffen, ihm blindlings zu gehorſamen, er mag ſie nun gegen ſeine eignen Unterthanen oder gegen

die Unterthanen der Fürsten führen, die auf seine Macht eifersüchtig sind? Ist der Soldat, welchem man die Grundsätze eines knechtischen Gehorsams eingebläuet, den man an eine strenge Disciplin gewöhnt hat, die ihm das Nachdenken über erhaltene Befehle verbietet, nicht ein wahrer Sklave? Wird er nicht eben dadurch der Feind der Freiheit seiner Mitbürger? Vergißt er nicht, sobald seine Befehlshaber kommandiren, alle Verhältnisse, die ihn an andre Menschen knüpfen? Wird er nicht, wenn es kommandirt wird, das Schwert in den Busen seines Mitbürgers, seines Freundes und seines Bruders stoßen? Würde er nicht mit Tod oder Schande bestraft werden, wenn er wankte, den Befehlen zu gehorchen, die er nie untersuchen darf? Der Krieger glaubt eben so wenig, wie der fanatische Andächtler, daß er zum Denken geboren sey. Er wird grausam, unmenschlich und gefühllos; er begeht ohne Gewissensunruhe ein Verbrechen, wenn ihm sein Obrister ein Verbrechen gebietet.

Die mehrsten Soldaten scheinen zu ihrem Befehlshaber zu sagen, was Lucan einem Officier des Cäsars in den Mund legt: „Soll ich meinen Bruder tödten, oder den Stahl in meines Vaters Busen senken, oder mein schwangeres Weib durchbohren? Befiehls! ich gehorche, wenn gleich mit widerstrebender Hand.“

Vorurtheile haben den Verſtand ſo gefeſſelt; das Beiſpiel hat ſo viel Gewalt über die Menſchen; die abentheuerlichen Ideen, welche man ſich von der Größe und dem göttlichen Anſehen der Könige macht, haben die Begriffe von Vaterland, Geſellſchaft, von wahrer Ehre ſo rein verwiſcht, daß nicht nur dem Soldaten ſelbſt ſeine Knechtſchaft ehrenvoll dünkt, ſondern auch der friedliche Bürger, der ihn fürchtet, das Kriegshandwerk für das edelſte und ruhmwürdigſte anſieht. So ſcheint alſo bei uns, wie bei den Wilden, die Tapferkeit noch immer die Tugend zu ſeyn, welche die mehrſte Achtung und Ehre verdient. Bei der Entſtehung der Staaten war der Bürger für Tapferkeit, weil Tapferkeit damals vorzugsweiſe Tugend, d. h., die nützlichſte Eigenſchaft für ganz kriegeriſche Nationen war. Sollte es wol nicht Zeit ſeyn, bei den neuern und gebildetern Nationen, welche zu ihrem eigenen Vortheile friedfertiger ſeyn müſſen, den Begrif von Ehre an ſolche Tugenden zu knüpfen, die mit dem Frieden beſſer harmoniren und vortheilhafter für die Geſellſchaft ſind, deren Bedürfniſſe ſich geändert haben?

Die Unwiſſenheit verewiget die Irthümer der Sterblichen. Knüpft nicht der Adel unter uns noch immer aus Verblendung und beklagenswürdiger Täuſchung den höchſten Begrif der Ehre an

Tapferkeit? und erträgt er wol, daß man Mangel derſelben bei ihm vermuthet? Schande folgt beſtändig der Muthloſigkeit und doch iſt, wie ein Sittenlehrer *) ſehr ſchön bemerkt, „unnützer Muth Roſerei. Wer ſich ohne Ueberlegung dem Tode ausſetzt, iſt ein Thor, der ſein Leben gegen den eiteln Ruhm für tapfer gehalten zu werden, ſetzt. Er kennt den Werth des Lebens nicht.“ Noch mehr! Aus einem wahrhaft barbariſchen Vorurtheile wird der zahlreiche Adel für die Deſpoten eine Pflanzſchule von Wagehälſen, die dem Intereſſe deſſelben gänzlich ergeben ſind, und mit bewundrungswürdiger Leichtgläubigkeit, die bis jetzt noch nichts hat heilen können, es für ihre beſondre Pflicht halten, ihr Blut für den Ruhm ihres Tirannen zu vergieſſen. Wie hat man doch Millionen Menſchen zuſammentreiben können, die ſich willig um Zwiſtigkeiten einander die Hälſe brechen, die weder ihr perſönliches Intereſſe, noch das Intereſſe des Vaterlandes betreffen? Wie hat man Weſen, welchen die Natur Liebe zum Leben eingepflanzt hat, überreden können, die Ehre heiſche von ihnen frohes Muthes zum Tode zu gehen und ſich unaufgefodert und mit kaltem Blute die Gurgel abſchneiden zu laſſen? Wie hat man ſie bewegen können, ſich dem Eigenſinne eines Herrn

*) Nicole Essai de morale, Tom. II. p. 95.

Herren aufzuopfern, den sie oft nicht einmal gesehen haben, der seine Sklaven verachtet und sich, einfältig genug, einbildet, daß das Blut ihrer Adern ihm gehöre; daß er es mit seinem knauserigten Solde hinlänglich bezahle; daß er das Recht habe, es für seinen Ehrgeitz oder zu seinem Vergnügen fließen zu lassen, und daß man als ein unnützer Knecht, nur thue, was man zu thun schuldig sey, wenn man sich für ihn morden läßt? „Elende! seyd ihr nicht dazu geschaffen, todtgeschlagen zu werden?“ rief der nordische Salomo in einer mörderischen Schlacht gegen die Oestreicher seinen wankenden Kohorten zu.

Wie schön ist es, für sein Vaterland zu sterben! Aber heißt das für sein Vaterland sterben, wenn man sein Blut für den verspritzt, der es unterdrückt, oder der aus niedrigem Eigennutz, den das Vaterland verabscheut, seine Mitbürger zur Schlachtbank führt? Ist wol etwas niedriger, schändlicher, entehrender, als sich für die kindische Eitelkeit eines unmenschlichen Tirannen aufzuopfern? Ist wol etwas Verworfener, als ihm zum Fußschemel zu dienen, auf welchem er eine Macht erreichen kann, die er gewiß misbrauchen wird? Aber, für seine Tapferkeit, für das Blut, welches er vergossen hat, wird doch der Krieger verhältnißmäßig, würdig und sicher belohnt werden? Wird sich der Despot nicht billiger gegen die

Stützen ſeiner Macht, gegen die Märtirer ſeiner Launen bezeigen, als gegen ſeine übrigen Unterthanen? Keinesweges. Sieht man nicht täglich und in allen Landen ſolche Ehren-Jäger, die gezwungen ſind, die Härte, die Verachtung, das Unrecht mit Stillſchweigen zu ertragen, das ihnen ein unſinniger Deſpot, oder ein hochfahrender Miniſter, der ſie kaum würdigt, auf ihre Klagen zu hören oder einen mitleidigen Blick auf ihre Wunden zu werfen, fühlen läßt? Die unverſchämten Foderungen eines Intriguenmachers, eines Höflings, eines Günſtlings, eines Kuplers oder einer Luſtdirne, gehen den Rechten eines herzhaften Mannes vor, der tauſendmal ſein Leben in Schlachten gewagt hat. Oft ſeiner geſunden Gliedmaßen beraubt, mit Krankheiten und Jahren belaſtet, ſchleppt er ſein Leben im Gefolge des Elendes hin, voll Reue und Schaam, daß er thörigterweiſe ſein Vermögen und und ſeine Geſundheit Undankbaren aufgeopfert hat, die ſeiner Einfalt und ſeines ohnmächtigen Zorns ſpotten. O ihr Krieger, wie werdet ihr für eure blinden Vorurtheile beſtraft! Aber, ihr ſeyd auch ſelbſt undankbar gegen eure Mutter Vaterland geweſen. Ihr habt es ſchändlich betrogen, und leidet nun auf eurer Seite den Undank eines verächtlichen Sultans, welcher, während ihr euer Leben in Schlachten wagtet, im Innern ſeines Harems,

in

in den Armen ſeiner Lieblings-buhlerin die Ungerechtigkeiten ausgrübelte, womit er euren Muth und eure Treue belohnen wollte. Dank ſeys der Zauberkunſt der Vorurtheile! Auch die unmenſchlichſten Tirannen haben es nicht zu befürchten, daß es ihnen ſobald an Opferthieren fehlen werde, die ſich für ihre Grillen, gern und auf dem Bette der Ehre, abſchlachten laſſen. Die Krieger ſtehlen ſich dem Vaterlande; ſie haben die ſtärkſte Ueberredungskunſt, Feuer und Schwert, in ihrer Gewalt; ſie zwingen die Bürger, die Ketten, die ſie drücken, theuer zu bezahlen und — ein Meiſterſtück der Politik! — ſind Herren über die Vorurtheile und überreden ſelbſt vernünftige Menſchen, daß der Stand der Freiheits-zerſtörer der ehrenvollſte und glorreichſte ſey.

In jedem Lande iſt der Soldat ein unbedachtſamer Wüſtling, deſſen Freiheit die Deſpoten kaufen und ihm dafür Ausgelaſſenheit und Zügelloſigkeit verſprechen. Allenthalben iſt der Soldat ein Automat, ein Sklave, ein Feind der Freiheit ſeiner Mitbürger, die über ſeine eigne Knechtſchaft erröthen müſſen. Er iſt an Ketten gewöhnt und daher unwillig und aufgebracht, wenn ſich Andre davon losmachen wollen; indem er alle Stände des Staats in der Knechtſchaft hält, glaubt er, ſeine eigne niederträchtige Abhängigkeit zu rechtfertigen. Der Soldat iſt gezwungen, nur für heute zu le-

ben; an morgen darf er nicht denken; der morgende Tag iſt nicht für ihn. Er iſt flüchtig, eitel und unbedachtſam, wie ein Kind; ſtolz auf ſeine Macht und eiferſüchtig auf Ehre und Anſehen, an welchen er ein ausſchließendes Recht zu haben wähnt. Er iſt mürriſch, zänkiſch, hochmüthig, ein Sklave ſeines Zorns; ſeine falſchen Begriffe verleiten ihn zu Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten, und machen es ihm zur Pflicht, hart und grauſam mit kaltem Blute zu ſeyn.

Ein unſtätes und flüchtiges Leben verhindert ihn, ſeinen Verſtand auszubilden und führt ihn zur Unordnung und Verſchwendung. Auf Beſchwerlichkeit und Unruhe folgt eine tiefe Ruhe, in welcher ihn Spiel oder Laſter allein unterhalten können. Eine militäriſche Verfaſſung hat einen ſehr fühlbaren Einfluß auf die Sitten und den Karakter einer Nation, die immer gern diejenigen nachahmt, welche ſie bewundert und hochſchätzt. So trägt das Militär zu gleicher Zeit dazu bei, die Bürger in Ketten zu ſchmieden und ihre Sitten zu verderben.

Der Soldat, welcher übel behandelt, oder der Waffen überdrüſſig wird, verläßt nun ſeine Fahnen; und was iſt ſein Loos, wenn er eingeholt wird? Er muß entweder einen ſchimpflichen Tod leiden oder den Reſt ſeines elenden Lebens in Ketten

ten und Banden zubringen. Was für eine ungerechte und barbariſche Politik! die Deſerteure zu einem ſchimpflichen Tode, zu einem ſo ſchrecklichen Tode, zu ſo ſchrecklichen Strafen ohne Mitleid zu verdammen? Nach dem militäriſchen Kodex wird derſelbe Menſch, welcher durch Verführung oder Gewalt Soldat werden mußte, von ſeinem ungerechten Deſpoten für die Geſellſchaft vernichtet, weil er ſeine Ketten abzuwerfen ſuchte. So ſchaden Ungerechtigkeit und Deſpotismus, die ewig im Finſtern tappen, ſich ſelbſt.

Aber, warum beſchäftigt man den Soldaten nicht auf eine nützlichere Weiſe, als man es bisher zu thun gewohnt war? Sollte kein Mittel da ſeyn, ſie zu Arbeiten zu gebrauchen, welche den Staat, wenigſtens zum Theil, für das Unglück, das der Krieg ihm zufügt, entſchädigten?

Die ſiegreichen Römer ſchämten ſich in den Ländern, die ihnen ihr Muth unterworfen hatte, der nützlichen Arbeit nicht; der Friede ſtürzte ſie nicht in ſchädlichen Müſſiggang; die triumphirenden Legionen errötheten nicht, ſich des Grabſcheits und des Karſts zu bedienen. Sie ebneten ungleiche Wege, beſchwerliche und rauhe Straßen; riſſen unbebauete Aecker um; gebrauchten die Kelle; baueten Waſſerleitungen; zogen

Kanäle und leiteten sie durch die Fluren. Eine so weise Staatskunst erhielt den Soldaten beständig in Beschäftigung, härtete ihn zu Beschwerlichkeiten ab, und entriß ihn den Lastern, welche der Müssiggang hervorbringt. Der Soldat machte die Provinzen blühender, die er erobert hatte, und war, wenigstens in Friedenszeiten, ein nützliches Mitglied des Staats.

Scheinen unsre jetzigen Fürsten nicht ängstlich dafür zu sorgen, daß ihre Söldner ja nichts Gutes für ihre übrigen Unterthanen hervorbringen dürfen? Verbinden sich nicht unsre Despoten durch die Macht der Vorurtheile und Täuschungen mit einem Theile ihrer Unterthanen, um die übrigen zu unterjochen und ohne Störung an dem Untergange des Staats zu arbeiten? Aber, was ist denn endlich das Resultat dieser so tiefen und so gut überlegten Staatskunst? Ist ein Despot an der Spitze einer zitternden und muthlosen Nation wirklich mächtig? Ist ein durch seine Legionen niedergedrücktes Volk wol thätig, industriös oder glücklich? Ist er selbst in der Mitte seiner Kriegsschaaren glücklich? Wahrhaftig nicht. Die Nation, welche von ihrem Joche erdrückt wird, sinkt nach und nach zu einer völligen Barbarei hinab; ihr Tirann, welcher Mistrauen gegen alle seine Unterthanen im Herzen trägt, wird in der Mitte seiner Garden sein eigner Kerkermeister, ohne

des-

deswegen mehr Sicherheit zu genieſſen. Seine Garden werden ſeine Herren und ſchreiben ihm gar bald Geſetze vor. Seine Krone und ſein Leben hangen in jedem Augenblicke von den Launen ungeſtümer, unbedachtſamer und beſoldeter Krieger ab, welche ihn die Wirkungen ihrer Unzufriedenheit empfinden laſſen. Ein in Weichlichkeit verſunkener Sultan, von einem Vezir, einem geitzigen Halbmenſchen oder einer leichtſinnigen Favoritin beherrſcht, läuft jeden Augenblick Gefahr, das Schlachtopfer ſeiner aufrühreriſchen Janitſcharen zu werden. In einem deſpotiſchen Staate gehört der Thron dem, der den Muth hat, ſich darauf zu ſetzen. So ſtürzt der Deſpotismus, welchen Macht und Uſurpation gründeten, auch nieder durch Uſurpation und Macht. Die gefährlichſten Feinde der Monarchen, ſind diejenigen, welche ihnen rathen, ſich einer abſoluten Gewalt zu bemächtigen. Sydnei bemerkt ſehr treffend: „wenn unrechtmäßiger Beſitz Rechte gebe, würde kein Menſch von der Verſuchung frei bleiben, ſeine Hände nach der Krone auszuſtrecken, und ſie um jeden Preis zu gewinnen zu ſuchen.“ Fodert ein Monarch, welcher die Rechte ſeiner Unterthanen an ſich reißt, nicht ſeine Unterthanen auf, ihm die ſeinigen zu rauben und ihn vom Throne zu ſtoßen?

(Die Fortſetzung folgt.)

4.

Ueber des Herrn Kriminalraths Amelang Vertheidigung des Herrn Schulz, Predigers zu Gielsdorf, Wilkendorf und Hirschfelde.

Eine höchstmerkwürdige Schrift in vieler Hinsicht! Sie zeigt uns die Wirksamkeit der neuen protestantischen oder vielmehr anti-protestantischen Hierarchie und die Art dieser Wirksamkeit von einer sehr auffallenden Seite. Sie lehrt uns in dem Prediger Schulz einen Volkslehrer kennen, der die Kunst versteht, auch Bauerseelen für eine vernünftige Religion empfänglich zu machen, und in seinem Vertheidiger einen Rechtsgelehrten, der mit eben so viel Muth als Einsicht seinen Klienten und in diesem die Sache des ächten Protestantismus versicht. Es kommen hier wichtige Dinge zur Sprache; es entstehen die Fragen: wie viel symbolische Bücher überhaupt, und in den preußischen Staaten insonderheit gelten; ob es eine allgemeine protestantische oder auch nur eine allgemeine Landeskirche gebe, oder ob jede Gemeine eine Kirche für sich ausmache; ob der Staat oder das Kabinet einen Prediger, mit dem seine Gemeine zufrieden ist, wegen angeblicher Irlehren, fiskalisiren könne; ob, wenn dieser Fall

im

im Preußiſchen eintritt, nach dem Religions-edikte von 1788 oder nach dem neuen preußiſchen Geſetzbuche, die ſich bekanntlich in mehr als Einem Punkte widerſprechen, dem Beklagten das Urtheil geſprochen werden müſſe? Wir wollen dieſe Punkte nach Anleitung obiger Schrift durchgehen.

Was zuvörderſt das Verfahren der Hierarchie in dieſer Sache betrift, ſo iſt es tumultuariſch und den Formen eines regelmäßigen Prozeſſes zuwider laufend. Kein Menſch klagt über den Prediger Schulz; Patron und Gemeinen ſind vielmehr höchſt zufrieden mit ihm (S. 68-76), und ſiehe da, auf einmal geräth er in Inquiſition. Wie? Dies konnte man, ſagt Hr. A., aus den Unterſuchungs-akten Anfangs gar nicht erſehn. Dieſe heben mit einem Kommiſſoriale an den Kammer-aſſiſtenzrath und Konſiſtorial-fiskal Herrn Hulbeck an; und dieſes Kommiſſoriale iſt auf den Grund einer königl. Kabinets-order vom 13. Auguſt 1791 ertheilt, welche ſo lautet: „Mein lieber Etats-miniſter von Wöllner! Ich höre von den ſchon längſt berüchtigten Prediger Schulz zu Gielsdorf, desgleichen von dem Prediger Stark zu Berlin ſo viel böſe Dinge, daß ich unmöglich dazu ſtille ſchweigen kann, ſondern euch hiedurch ernſtlich anbefehlen muß, die Sache gründlich und nach aller Strenge unterſuchen zu laſſen. Ihr habt daher ſogleich den Konſiſtorial-fiskal zu exci-

citiren und ihm ein paar von den Oberkonſiſtorialräthen zu Hülfe zu geben, damit ich deſto ſicherer ſeyn möge, das alles genau beobachtet werde, um hinter die Wahrheit zu kommen. Nehmt euch der Sache mit Ernſt an, im ganzen Lande denen ſittenloſen Geiſtlichen Maaß und Ziel zu ſetzen, und erinnert euch ſtets, was Ihr in eurem wichtigen Poſten Gott, mir und dem Staate ſchuldig ſeyd. Ich ſetze mein völliges Vertrauen auf Euch und bin ꝛc.

Hier ſtehe einen Augenblick ſtill, lieber Leſer, und denke über die Frage nach: Wie konnte der König Böſes, viel Böſes von einem Manne hören, von dem drei Gemeinen, nebſt der Gutsherrſchaft nichts als Guts zu ſagen wiſſen? Der nach S. 14 f. während der ganzen Zeit ſeiner ſechs und zwanzigjährigen Amtsführung ſeinen Patronen Freund und Lehrer war und von ihnen ſo genannt ward, den ſeine Eingepfarrten lieben, weil er gütig gegen alle und Freund in der Noth, der Witwen Beiſtand und der Waiſen Vater iſt, den Dürftigen wohlthut und gegen Arme Milde ausübt? Der ſeit ſechs und zwanzig Jahren Jeden lehrt, Gott über alles lieben, den König ehren, der Obrigkeit gehorchen, und ſeinen Nächſten unter allen Umſtänden ſich gleich zu behandeln? Mit einem Worte, der ſie lehrt vernünftig leben und ruhig ſterben? Und dem hierüber

über von allen ſeinen drei Gemeinen und von der Gutsherrſchaft ein förmliches Zeugniß unterm 13. October 1791 (S. 68 - 76) ausgeſtellt wird, worin man lieſt, daß S. in ſeinen öffentlichen Vorträgen die Lehre Jeſu von allen menſchlichen Satzungen gereinigt, und wahres Chriſtenthum vortrage; daß während ſeiner Amtsführung zwiſchen dem Gutsherrn und den Unterthanen kein Rechtsſtreit obgewaltet; daß das Dominium der Gemeinen zu Gielsdorf und Wilkendorf keinem Veranlaſſung gegeben, ſich über Bedrükkung zu beſchweren; daß die Unterthanen ſich gegen die Gutsherrſchaft nie grobe Verbrechen und Widerſetzlichkeiten habe zu ſchulden kommen laſſen, ob ſie gleich mit Hofdienſt belaſtet ſind; daß in den beiden Gemeinen Gielsdorf und Wilkendorf ſeit etlichen zwanzig Jahren, nur zwei Fälle ausgenommen, wovon den einen Trank und Tanz veranlaßt, keine grobe Exzeſſe und Kriminalunterſuchungen vorgefallen, ſo daß der Juſtitiarius ſeit 1785 keinen Gerichtstag an Ort und Stelle hätte abhalten dürfen, ſondern daß es nur der Herrſchaft Zurechtweiſung und Leitung bedurft habe; daß ferner die beiden Gemeinen ſich keines Ungehorſams gegen die öffentlichen und Landespolizei - geſetze ſchuldig gemacht, vielmehr ihre Steuern, Abgaben und Lieferungen immer richtig und zu rechter Zeit geleiſtet; daß die Gemeine

zu Hirſchfelde in der Aeußerung ihrer Zufriedenheit den übrigen Gemeinen beigetreten, und ebenfalls ihre Beruhigung in den Lehren des Pr. Schulz zu finden erklärt; daß dieſe Gemeine, welche ſehr arm iſt, ihm noch beſondere Verbindlichkeiten hat, daß er nämlich hier für arme Kinder das Schulgeld aus ſeiner Taſche bezahlt, damit ſie des Unterrichts nicht entbehren dürfen; daß er jährlich von der Kanzel bekannt macht, er wolle für noch mehr Kinder bezahlen, wenn ſich noch mehrere deshalb bei ihm meldeten; daß er den armen Kindern die nöthigen Schulbücher unentgeltlich reicht; daß er manchen armen Leuten zu Hirſchfelde von ſeinem Meßkorn das nöthige Brodkorn gibt; daß die ſämmtlichen Konduiten-liſten des Inſpektor Hanſes auch nicht das geringſte Nachtheilige von ihm beſagen, ſondern ihn immer für einen Mann von beſonders guter Aufführung ſchildern, und der die Zeit, welche ihn vom Lehr- und Predigt-amt übrig bleibe, auf das Studiren verwende. — Ich wiederhole meine Frage: Was für Böſes konnte der König von dieſem Manne hören? Wer konnte die Stirn haben, dem Könige von einem ſolchen Manne Böſes zu ſagen? Wie wahr ſcheinen hier die Worte des Dichters (An einen neugebohrnen Prinzen, deutſches Muſeum Jenner 1780):

Der Tags am öfterſten, ſo weit im Land
Dein Zepter reicht, betrogen werden wird,
Biſt du! Bevor, o Prinz, zu deinem Ohr
In Bitten deines treuen guten Volks
Die Wahrheit kömmt, ſind hunderte bereit
Die Wahrheit deinem Auge zu entziehn,
Und was dein Irthum dann Gewinn trägt, ſtill
Im Winkel unter ſich zu theilen. Du,
— — — — — —
— — — — — —
Wirſt mitten unter Seufzern deines Volks
Einwiegen dich in einen goldnen Traum.

Herr Schulz predigt im Zopf; das iſt ungewöhnlich, und wenn man will, unſchicklich: aber iſt es etwas Böſes? Er weicht von den ſymboliſchen Büchern ab: ſoll das etwas Böſes ſeyn, ſo haben ja Luther und die übrigen Reformatoren, die von den Symbolen ihrer Kirche abwichen, auch etwas Böſes gethan; ſo iſt der Proteſtantismus ſelbſt, als eine fortgeſetzte Abweichung davon, etwas Böſes; und der Pabſt hat eben ſo viel Recht, wenn er dieſes nicht gelten laſſen will, als diejenigen, welche ſich den Schulziſchen Abweichungen von den jetzigen ſymboliſchen Büchern der Proteſtanten widerſetzen.

„Hiernächſt, erzählt Hr. A. S. 79 weiter, fanden ſich zwei Originalbriefe von zwei verſchiedes

denen hieſigen (Berliniſchen) Schulmeiſtern, Michaelis und Ehrend, welche nach der Regiſtratur des Hrn. Etats-miniſter v. Wöllner ausgehändigt worden, und die an einen gewiſſen hochwürdigen Prediger (er heißt Brumbei, wie nachher geſagt wird) allhier zu Berlin gerichtet ſind. Beide enthalten die Erzählung von einer, nach dieſen Briefen, blos gelegentlich und zur Erholung unternommenen Reiſe nach Alt-Landsberg und Hirſchfelde, bei welcher Gelegenheit die Herrn Schulmeiſter neugierig geworden wären, den Prediger Schulz in einem ſeiner Dörfer predigen zu hören. Ein beſonderer Umſtand, daß eben an dem Sonntage Einquartirung in Gielsdorf einrückte, bei welcher Gelegenheit der Prediger den Hrn. Officieren, ſtatt der abweſenden Herrſchaft, die Honeurs machen müſſen, vereitelte ihre Hofnung. Sie unterlieſſen indeß nicht, ihm das Ausſetzen der Predigt zu Hirſchfelde und das Verſchieben einer Taufe bis zum Montage ſehr hoch anzurechnen; vermuthlich, um auf das mögliche Dahinſterben des Kindes in ſeinen Sünden aufmerkſam zu machen. Da nun dieſe armſeligen Miſſionärs, wie ſie ſich ausdrücken, den weit und breit bekannten und verſchrieenen Schulz nicht ſehen, hören und ſprechen konnten (o der erbarmungswürdigen Geſchöpfe, die nicht werth ſind, daß ſie des

Schul-

Schulzen Schuhriemen auflösen!): so lassen sie sich mit dem Sohne des Küster Deutsch, einem vier und zwanzigjährigen Burschen, in ein Gespräch über die Lehre des Schulz ein — wobei ihnen augenblicklich das Herz blutete (was sie nicht hatten) und wovon das Resultat dahinaus geht, daß sie ein Wehe! über die Einwohner dreier Dörfer ausriefen, welche nunmehr durch die 20jährige Lehre des Schulz unglücklich gemacht worden. — Der eine von diesen Aposteln schließt seinen Brief folgendergestalt: „Jetzt höre „ich auf, denn mein Geblüt geräth in Wallung. „So leben und glauben die Gemeinen, und woher anders, als weil der Prediger es lehrt; „und was soll man von einem solchen Manne „denken? Ew. Hochehrw. bedauren gewiß diese „durch ihn irrig geführten Seelen, und ich bedaure sie auch und wünsche ihnen bald bessere „Zeiten." Ich als Vertheidiger aber schließe das erbärmliche Schulmeister-gewäsch mit dem duldenden Ausrufe Christi: „Vater, vergib ihnen, „denn sie wissen nicht, was sie thun!" Dies waren die beiden Briefe, mit denen sich die Inquisitions-akten anfingen, welche im Wesentlichen beide übereinstimmen, von denen aber noch nicht erhellete, an wen sie gerichtet und wie sie in die Hände des Hrn. Geheimen-Etats-minister von Wöllner gekommen waren."

„Ferner fand ſich ein Billet der Hrn. Konſiſtorial-räthe Hermes und Hilmer von 3. Sept. 1791 bei den Akten, worin ſie ſich dergeſtalt gegen den Hrn. Oberkonſ. Fiskal Huulbeck äußerten: „Ew. Wolgeb. überſenden wir 1. Copiam des an „uns ergangenen Reſkripts wegen bewußter Sache. 2. eine Predigt des ꝛc. Schulz von dieſem „Jahre, die ein vorzügliches Aktenſtück in „dieſer Sache iſt. 3. Anzeige von den vorzüglichſten zu der Klage gehörigen Stellen aus ſeiner letzten, obgleich anonymiſchen Schrift: Erweis des himmelweiten Unterſchieds der „Moral von der Religion.“ — — Dieſe ad 2 gelieferte Predigt findet ſich ſammt den Fragmenten noch anderer Predigten Fol. 2 ꝛc. der Akten. — — Auch von dieſen Predigten gieng es aus den Akten nicht hervor, wie ſie in die Hände der Hrn. Konſiſtorial-räthe Hermes und Hilmer gekommen waren. Durch meinen vorläufigen Antrag *) aber, welcher darauf hinausgieng, dieſe Umſtände näher auszumitteln, hat ſich ergeben, daß ein hieſiger Prediger zu Berlin ein Werkzeug geworden iſt, den Prediger Schulz belorchen zu laſſen, um Zerrüttung in eine Kirchengeſellſchaft zu bringen, welche bis dahin exemplariſch

*) Der zu Anfang dieſer Vertheidigungsſchrift abgedruckt und an Hrn. Huulbeck gerichtet iſt.

riſch gut und friedlich lebte. Es iſt der Prediger Brumbei an der Jeruſalems- und Neuen Kirche, eben der, welcher in der Regel aſcendirt, wenn der Prediger Stark, der wegen eines anſtößigen Lebenswandels in Unterſuchung gerathen iſt, kaſſirt worden ſollte. Gott mag wiſſen, aus welchen unlautern Bewegungsgründen er gegen den Prediger Schulz handelt, da er doch wahrſcheinlich auf deſſen Trümmern ſein Glück nicht bauen kann; es ſei denn, daß das Geſchäft des Ausſpürens hiezu ſchon eine hinreichende Empfehlung wäre. Er ſelbſt hat bei ſeiner Vernehmung ad protocollum de 14. Nov. c. die Bewegungsgründe zu ſeiner Handlung nicht geſtehen, auch ſeine Auſſage nicht beſchwören wollen. Genug aber, er hat, um einen Beweis ſeiner prieſterlichen und duldſamen Geſinnung zu liefern, geſtändlich den einen Schulmeiſter Michaelis zu vermögen geſucht, daß, wenn er einſtmal nach Gielsdorf zu ſeinen Verwandten gienge, er doch eine Predigt von dem Prediger Schulz anhören und nach ſeiner Zurückkunft ihm ſagen mögte, ob er eben noch daſſelbe lehre, was er vor dem Religions-edikt gelehrt habe.“

Er will dies, nach S. 83 ganz aus eigener Veranlaſſung und aus bloßer Neugierde gethan haben. Die beiden Briefe der Schulmeiſter geſteht er, ſind an ihn gerichtet, und ihm von den-

ſelben gebracht. Da indeſſen hiedurch ſein Endzweck nicht erreicht worden, ſo habe er ihnen dieſes zu erkennen gegeben und ihnen vermuthlich dabei geſagt, er verlange eine Predigt. Hierauf ſei der Michaelis zum zweitenmale nach Gielsdorf gegangen, und habe ihm nach ſeiner Zurückkunft die Predigt vom 28. Aug. zugeſtellt. Dieſe Predigt habe er durchgeleſen und ſolche dem M. wieder zurückgegeben, mit dem Bedeuten, daß er ſolche nunmehr dem Hrn. O. K. R. Hermes zuſtellen ſollte, weil es doch unerlaubt ſey, daß der Schulz noch nach dem Religionsedikte dergleichen irrige Lehren vortrage. Die Briefe will er an einen guten Freund gegeben haben, den er aber zu nennen Bedenken trage. Als er aufgefodert ward, dieſen Freund zu nennen, antwortete er: „Meine Korreſpondenz iſt meine eigene Privatſache, und ich ſehe nicht ab, weshalb ich den Freund, an den ich ſolche gegeben, hiedurch noch in Weitläufigkeit bringen ſollte. Ich weiß nicht, wie dieſe beiden Briefe in die Hände des Miniſters von Wöllner gekommen ſind; vermuthlich ſind ſie durch verſchiedene Hände gegangen, ehe ſie an denſelben gekommen.“ Als er aufgefodert ward, ſeine Auſſage mit dem im Corp. jur. Frid. vorgeſchriebenen Zeugen-eide zu beſtärken, antwortete er: „Ich kann mich hiezu nicht entſchlieſſen, weil

die Sache von zu geringer Bedeutung iſt, als daß ich darüber ſchwören ſollte.“ Nun widerſpricht aber ſeine unbeſchworne Auſſage in manchen Stücken dem, was die beiden Schulmeiſter ausgeſagt haben, und verdient alſo keinen Glauben. Indeſſen räumt er ein, dem Schulmeiſter den Auftrag ertheilt zu haben, die Predigt ꝛc. dem Hrn. O. K. R. Hermes zuzuſtellen. Die Briefe, welche ihm gedachte Schulmeiſter geſchrieben, und deren er nicht bedurfte, wenn von denſelben kein Gebrauch gemacht werden ſollte, (das darin enthaltene Gewäſch hätten ſie ſich beſſer ins Ohr geſagt) hat er ebenfalls durch einen guten Freund dem Geheimen Etats-miniſter von Wöllner übergeben laſſen; zu welchem Ende? — S 89: „Dies hat er anzuzeigen ſich geſchämt. So ſteht er nun da, der Mitdenunciant des Prediger Schulz, — der ſich nicht ſcheute, insgeheim an dem Sturz ſeines Amtsbruders zu arbeiten, aber noch nicht Muth genug hat, auch den zweiten Schritt zu thun, und öffentlich ſeine Auſſage zu beſchwören — angeblich, weil ihm die Sache von zu geringer Bedeutung iſt. — Alſo iſt es Kleinigkeit, auf den Sturz eines Mannes loszuarbeiten, der dem Staate gute Bürger und treue Unterthanen zieht? Eine Kleinigkeit, Jemanden um ſein Brod zu bringen, der in ſeinem zwei und funfzigſten Jahre ſich ſchwerlich einem andern Stande

mehr widmen kann? Es iſt alſo nur von geringer Bedeutung, drei kirchliche Geſellſchaften in demjenigen zu ſtören, was zu ihrer Beruhigung gereicht? Ihnen ihren Prediger rauben zu wollen, der mit mühſamen Fleiß ſechs und zwanzig Jahre lang an ihrem Wohl gearbeitet hat, und nun erſt die Früchte ſeines ſauern Schweißes zu genießen anfängt? O des elenden Gehülfen zu böſen Abſichten! O des unwürdigen Predigers, der Verfolgung übt und Duloung predigt! Wie ſieht es hier um Kopf und Herz aus?“ — Nun führt Hr. A. noch ein paar Thatſachen an, die Hrn. Brumbei nichts weniger als zur Ehre gereichen, und ſeine chriſtliche Liebe, ohne welche doch ſein Glaube todt iſt, etwas ſehr verdächtig machen.

Ich muß Hrn. A. noch eine Weile mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; die Leſer würden bei einem Auszuge in der dritten Perſon zu viel verlieren.

S. 92 f. „Dieſer Brumbei iſt es, der als Denunciant gegen den Prediger Schulz auftritt und hiemit einen Beweis ſeiner chriſtlichen Duldung ablegt.“

„Wenn man dieſe ſeine Handlung, deren Motive, ſie ſeyn auch welche ſie wollen, nur immer verabſcheuungswürdig ſeyn können, weil ſeine zubereitete Denunciation gerade einen Mann

trift

trift, der einen ganz unbeſcholtenen und exemplariſchen Wandel führt, und bei deſſen Lehren ſich Patron und Gemeinen erbauen; wenn man dieſe Handlung, ſage ich, an und für ſich betrachtet, und den Handelnden auch nicht kennte, ſo müßte man doch immer auf einen Geiſtlichen verfallen; denn ſie iſt gerade Nachahmung der Art, wie die Hohenprieſter und Schriftgelehrten gegen Chriſtum zu Werke giengen, und wovon Lukas 20, 19 ſagt:

„Und ſie hielten auf ihn und ſandten Laurer
„aus, die ſich ſtellen ſollten, als wären ſie
„fromm, auf daß ſie ihn in der Rede fiengen,
„damit ſie ihn überantworten könnten der
„Obrigkeit und der Gewalt des Landpflegers.“

„Mir fällt hiebei die Aengſtlichkeit ein, welche der Doktor Würzer in ſeinen Bemerkungen über das preußiſche Religions-edikt verſchiedentlich dahin äußerte, daß jenes Edikt den Weg zu Verfolgungen bahnen könnte.“

„So ſagt er S. 36:

„Welche erwünſchte Gelegenheit für ſo manche
„Ketzermacher, ihre ehrlichen Amtsbrüder bei
„dem Konſiſtorio anzuſchwärzen! Für ſo manche neidiſche und rachſüchtige Geiſtliche, ihre
„Mitarbeiter bei ihren Obern und Gemeinen

„mit dem Namen Ketzer oder Irlehrer zu „brandmarken und aus vortheilhaften Posten „zu vertreiben!

„Und S. 66:

„Doch man darf nur einige Schritte weiter „gehn, und der orthodoxen Geistlichkeit die „Hände völlig frei lassen, und bald werden „Christen, die die reine Religion Jesu ge„gen den Sinn der symbolischen Bücher „lehren, den Scheiterhaufen besteigen.“

„Nie hätte ich wol zu der Zeit, da ich den Doktor Würzer der anzüglichen Schreibart seines Buchs wegen zur Untersuchung ziehen müßte, geglaubt, daß seine ängstlichen Ahndungen sobald in Erfüllung gehen, und daß auch ich der Vertheidiger eines so durch seine Amtsbrüder verfolgten Predigers seyn sollte.“ Hier führt Hr. A. aus der Deutschen Monatschrift Oktob. 1790 die schöne Stelle von Tiedge an, worin das Verfahren der Ketzermacher so treffend karakterisirt wird: Ach solltest du aus deinem Grabe — Sie kreuzigten dich noch einmal!!

Merkwürdig ist S. 115 die Stelle in dem Kommissoriale für die O. K. R. Hermes und Hilmer, wo der König sagt: „Euch wird am besten bekannt seyn, wie unsere höchste Person in

Hin-

Anſehung der, nach der abſchriftlich beigefügten Kabinets-ordre vom 13. dieſes gegen die beiden Prediger S. zu Gielsdorf und den Stark, anzuſtellender Unterſuchung geſonnen iſt.“ Es folgt, ſagt Hr. A. aus dieſen Worten wenigſtens ſo viel, daß des Königs Majeſtät allerhöchſte Perſon mit den Hrn. K. R. Hermes und Hilmer, den Prediger Schulz betreffend, konferirt haben müſſen. Ich will jetzt nicht unterſuchen, fährt Hr. A. fort, zumal da mir die Wahrheit auszumitteln ſchwer fallen dürfte, ob man des Königs Majeſtät allerhöchſten Perſon eine richtige Idee von dem Prediger Schulz gemacht habe? Allein der Ausdruck: Ich höre ſo viel Böſes — von einem Manne, in Anſehung deſſen die Unterſuchung nachgewieſen hat, daß nicht das geringſte Böſe, nicht einmal Zweideutiges auf ihn zu ſagen iſt, von einem Manne, der vielen Predigern zur Nachahmung vorgeſtellt werden könnte — läßt wol vermuthen, daß niemand ſein Lobredner geweſen ſeyn müſſe, ihm nicht einmal Gerechtigkeit wiederfahren haben laſſen kann.

Hier ſtehe abermal ſtille, lieber Leſer, und erwäge die traurigen Folgen, die da entſtehn müſſen, wenn ein gütiger Fürſt von Menſchen umringt iſt, die ſeine Religioſität misbrauchen, und ihn verleiten, Abweichungen von den ſymboliſchen

Büchern mit Sittenloſigkeit in eine Klaſſe zu werfen. Erinnere dich hier aller Schritte, die man ſeit einigen Jahren zur Unterdrückung der Denkfreiheit und Aufklärung gethan hat; nimm das gegenwärtige Verfahren gegen den von Seiten ſeines Wandels unbeſcholtenen Prediger Schulz dazu, und erſtaune über die in ſo kurzer Zeit bewirkten Veränderungen in einem Lande, das ſonſt andern Ländern die Fackel vortrug? Friedrich ſagte: Bei mir kann Jeder glauben, was er will, wenn er nur ehrlich iſt. Der Miniſter v. Wöllner ſagt, oder handelt doch, als wollte er ſagen: Wer noch ſo rechtſchaffen iſt, und glaubt nicht, wie ich, und Hermes, Hilmer ꝛc. es haben wollen, der werde fiskaliſirt und mit unſittlichen Menſchen in Eine Klaſſe geworfen. Trauriger Wechſel!

Hr. A. hat, wie natürlich, die Hrn. Hilmer und Hermes perhorreſcirt. Da ſie, ſagt er in ſeiner vorläufigen Vorſtellung an Hrn. Hulbeck S. VIII, Mitankläger des Pr. Schulz ſind: ſo können ſie fernerhin in ihrer Perſon weder die Eigenſchaft eines unparteiiſch Unterſuchenden, noch künftig die Würde eines bei dem Erkenntniſſe konkurrirenden Richters haben und in ſich vereinigen. Daß ſie aber Mitankläger ſind, beweiſt er theils aus dem obenangeführten Billet der beiden Herren an

Hrn.

Hrn. Hunlbeck, welchem ſie Predigten beigefügt hatten, die den Schulz graviren ſollen; theils aus dem 21ſten Blatte der Akten, welches eine von dieſen beiden Herren verfertigte Anſchuldigung deſſen enthält, was dem Prediger Schulz angeblich aus der Schrift: Erweis ꝛc. zur Laſt fällt; theils aus dem 28ſten Blatte der Akten, wo ſie Hrn. Hunlbeck erſuchen, noch gewiſſe Leute zur Anſchuldigung des Pr. Sch. zu vernehmen; theils (S. 117) aus dem Zweifelhaften, welches bei des Brumbei Auſſage, die er nicht beſchwören wollen, übrig bleibt; theils endlich aus der Aeußerung des Königs in dem Kommiſſoriale für die beiden Herren.

Hr. A. ſagt in der obgedachten vorläufigen Vorſtellung an Hrn. Hunlbeck S. IX: „Die ganze Unterſuchung hat wol nichts geringers zum Zwecke, als den ehrlichen Prediger Schulz zu ſtürzen und ihn ſeines Amtes zu entſetzen. Ich darf es wol nicht erſt zeigen, wie viel es auf ſich habe, Jemanden um Ehre und Brod zu bringen. Deſto wichtiger iſt aber das Geſchäft des unterſuchenden Richters, wenn ſo viel auf dem Spiele ſteht, und um ſo weniger werden Sie es mir verargen, wenn ich noch hin und wieder auf Ergänzung der Unterſuchung antrage. Schon Nikodemus ſagte zu den Phariſäern und Hohenprieſtern, als ſie den Knechten Befehl gegeben hat-

hatten, Christum zu greifen: Richtet unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn verhört und erkennt, was er thut? Joh. 7, 51. Und ich setze noch hinzu: Richtet unser Gesetz selbst nach gehaltenem Verhör, ohne alles ausgemittelt zu haben, was zur Vertheidigung des Angeschuldigten dienen kann?" — Es erhellete nicht aus den Akten, wer der Arend und Michaelis, die Verfasser der beiden Briefe wären, wer sie zu dem Geschäfte des Briefschreibens gedungen, an wen sie ihre Briefe gerichtet, und wie diese Briefe in die Hände des Hrn. M. v. Wöllner gekommen. Daher trug Hr. A. darauf an, diese Leute eidlich über diese Umstände zu vernehmen. „Es liegt, sagt er meinem Mandanten daran, seine Denuncianten näher kennen zu lernen; es liegt dem künftigen Richter daran, zu wissen, ob sie unverläumdete Personen und keine Feinde des Angeklagten sind, Kriminal-ordnung de 1712 Cap. III, §. 2. Es liegt hier besonders daran, zu wissen, ob sie nicht von Personen aufgestellt und gebraucht worden, welche beim künftigen Erkenntnisse Einfluß auf die Entscheidung der Sache haben könnten! Um dieses ausser Zweifel zu setzen, ist ihre Vernehmung nothwendig. Dem unparteiischen Manne, dem Schuld und Unschuld auszumitteln gleich wichtig ist, wird dieser Antrag nicht anstößig seyn."

Eine von den Predigten, welche die Hrn. Hilmer und Hermes zu den Akten geliefert, enthält viel Falsa, unter andern, daß der Pr. Schulz gesagt haben soll: „Ich bin nach Jesu nun wiederum das Licht der Welt," und dann, daß er das Volk auf seine eigene Macht aufmerksam gemacht und zur Aufwieglung gereizt haben soll. Wer diese Predigt nachgeschrieben, war nicht angegeben. Hr. A. trug darauf an, das die K. R. Hermes und Hilmer ihre Denunciation näher substantiirten 1. wie sie zu diesen Predigten gekommen? 2. ob dieselben auf ihre Veranlassung oder ihren Befehl nachgeschrieben worden? 3. von wem? Hiernächst hat er, die Nachschreiber selbst zu vernehmen: von wem sie zu diesem Dienste berufen worden? Was sie für eine Belohnung dafür erhalten? Und den falschen Nachschreiber ganz besonders, wie er dazu gekommen ist, so viel Falsa eben so und nicht anders niederzuschreiben?" Diese Vernehmung setzt er hinzu, hat eben den Zweck, wie die vorhergehende, sie führt zur Wahrheit."

Dann bemerkt er, daß alle bis dahin in den Akten vernommene Personen nicht zur Exkulpation des Schulz vernommen, sondern zu seiner Anschuldigung aufgestellt worden. Ferner, daß die Vorfahren des Königs, unter andern der Kurfürst Johann Sigismund, ausdrücklich verheis-

sen

ſen, „daß ſie nur die Sache dann ins Verhör zie-
hen wollten, wenn Jemand von den Predigern,
Zeit während ſeines Predigt-amts, ſich alſo erwie-
ſe, daß er aus der Ordination trete und ſeinen
Patronen und Zuhörern unannehmlich wür-
de, d. i. wenn er die reformirte Religion (die der
Kurfürſt J. S. angenommen hatte, und vor deren
Aufdringung oder Einſchleichung ſich damals die
Landſtände fürchteten) wider Willen ſeiner Patro-
ne und ſeiner Zuhörer auszubreiten ſich bemühen
ſollte. „Was aber, ſetzt Hr. A. hinzu, von den
Grundſätzen der reformirten Religion gilt, muß
rechtlich auch alle übrige Abweichungen von den
ſogenannten ſymboliſchen Büchern der lutheriſchen
Kirche Anwendung finden. Dergleichen Abwei-
chungen können nun nach dieſem Grundſatz auch
nicht eher den Gegenſtand einer Unterſuchung
ausmachen, bevor nicht deren Verbreitung und
Vortrag Patronen und Zuhörern unannehmlich
werden. Daher ließ nun Hr. A. die ganze Ge-
meine zu Gielsdorf und Wilkendorf durch den
Juſtiz-beamten Gräve als Gerichtshalter verneh-
men (das Weſentlichſte aus dieſer Vernehmung
iſt bereits oben angeführt worden) und dieſe tru-
gen ſämmtlich dahin an, daß es in Anſehung des
Gottesdienſtes und der Lehrvorträge ihres Predi-
gers, wobei ſie ihre Erbauung und Beruhigung
fänden, ferner wie bis jetzt belaſſen werden
mögte.

mögte. Daher denn Hr. A. mit Recht behauptet, daß hier der Fall gar nicht vorhanden sey, wo man den Versuch von Amts wegen machen könne, einer Gemeine ihren Seelsorger zu entziehen, daß dies selbst nicht einmal geschehen könne, ohne ein öffentliches Aergerniß zu geben. Ja wol! ja wol! Die ganze protestantische Kirche, wenn sie anders weiß, was sie ist, und was zu ihrem Frieden dienet, muß ein Aergerniß daran nehmen.

„Ich hoffe, so schließt Hr. A. seine vorläufige Vorstellung an den Hrn. D. K. F. Huulbeck, ich hoffe zur Ehre der Gerechtigkeit, daß sie auch dem Hrn. Prediger Schulz nicht versagt werden, und daß man die Sache von dem Justiz-kollegio aburteln lassen wird, wohin sie gehört (er meint das Kammer-gericht) und worauf ich ausdrücklich antrage. Man wird daher auch diese Anträge, welche sämmtlich auf die Vertheidigung des Schulz abzwecken, Platz finden lassen, und die Untersuchung nicht übereilen, denn es ist hier nicht die Sache Eines Menschen, es ist die Sache, wobei Duldung, Gewissens-freiheit und Menschheitsrechte im Spiel sind. Wenigstens seit einem halben Jahrhunderte, wo nicht länger, sind den preußischen Staaten Inquisitionen des Gegenstandes, als die in Rede stehende hat, unbekannt. Man hat Prediger wegen ihres sitten-

loſen Lebenswandels und eines übeln Beiſpiels, welches ſie gegeben, removiren und kaſſiren ſehn; allein es lebt gewiß niemand mehr, der ſich wird erinnern können, einen Prediger ſeiner Lehre wegen, ſelbſt ohne Andringen ſeiner Gemeinen, in Unterſuchung geſehn zu haben. Auch Se. K. Maj. haben in der allergn. Kabinets-ordre vom 13. Aug. 1791, auf deren Grund man die Unterſuchung verfügt hat, nur befohlen, „den ſittenloſen Geiſtlichen Maaß und Ziel zu ſetzen;“ Höchſtdieſelben haben aber nicht geſagt, daß Schulz der Zufriedenheit ſeiner Patronen und ſeiner Eingepfarreten unerachtet, zur Unterſuchung gezogen werden ſoll. Unter dieſen Umſtänden muß meiner Meinung nach, die ſtrengſte Gerechtigkeit von der äußerſten Behutſamkeit begleitet werden, um die höchſte Würde des gerechteſten Monarchen zu ſichern, um die Rechte einzelner Gemeinen nicht zu kränken, und um dieſe in ihren Gewiſſens-angelegenheiten nicht zu beunruhigen.“

In einem zweiten Schreiben an Hrn. Haulbeck zeigt Hr. A. S. XXX, daß dieſe Sache vor das Kammer-gericht gehöre, zumal die in einem Edikte von 1760 vorgeſchriebene Modalität nicht beobachtet worden, ſondern gleich mit der Unterſuchung vorgeſchritten ſey. Er erſucht Hrn. H., in dem Gutachten, was ihm im Corp. jur. Frid.

zu erstatten vorgeschrieben worden, das Seinige mit dahin beizutragen, daß diese Sache im Wege der strengsten Gerechtigkeit abgeurtheilt werde, insofern ein hohes Departement nicht am gerathensten fände, die ganze Untersuchung, bei den bei derselben vorkommenden ihr so eigenthümlichen Umständen, niederzuschlagen.

Nicht wahr, lieber Leser, du räumst mir jetzt schon ein, daß das Verfahren der Hierarchie in dieser Sache tumultuarisch und unregelmäßig ist, wie ich es zu Anfang nannte? Ich habe auch, indem ich zuerst nur dies darthun wollte, nicht umhin gekonnt, zugleich zu zeigen, welchem rechtschaffenen, einsichtsvollen und freimüthigen Manne die Vertheidigung des guten Schulz zu Theil geworden ist. Das eine ließ sich nicht wol vom andern trennen, und ich will daher fortfahren, beides zugleich darzulegen.

S. 118 f. untersucht Hr. A. die Frage noch besonders, welches denn eigentlich die Objekte der Inquisition gegen den Pr. Sch. sind. Nach der Kabinets-order vom 13. Aug. und nach dem Kommissoriale für Hrn. Hunlbeck scheint es das sittliche Betragen seyn zu sollen. Nach dem Kommissoriale für die Herren Hermes und Hilmer sind es auch die Lehren des Pr. Sch. und zwar auf den Grund der den Kommissarien bekannten

Gesinnungen des Königs. Nach der Meinung dieser beiden Herren ist es auch die Schrift des Angeklagten, welche er unter dem Titel: Erweis ꝛc. herausgegeben hat. Dies gibt Hr. A. zu folgenden gegründeten Einwendungen gegen die geführte Untersuchung selbst Veranlassung, die ich mit seinen eigenen Worten herschreiben will:

1. Der Fiskal Huulbeck hat sein Kommissoriale überschritten, indem er sich auf irgend etwas mehr, als auf die Konduite des Pr. Sch. einließ, und seine Untersuchung darauf mitrichtete. Sein Antrags-befehl lautet geradezu auf das Erforschen der Konduite; und wenn er auch angewiesen wurde, vor angefangener Untersuchung mit den O. K. R. Hermes und Hilmer Rücksprache zu halten, so konnten doch diese nie sein Kommissoriale erweitern. Die Untersuchung ist daher in dieser Rücksicht fehlerhaft und von Jemanden geführt, der kein Kommissoriale hatte, mehr als die Konduite zu untersuchen.

2. Die Untersuchung, in sofern sie sich auf das Kommissoriale der Herren O. K. R. Hermes und Hilmer gründet, und die Lehren des ꝛc. Schulz nach dem Edikte vom 9. Jul. 1788 zum Gegenstande hat, ist fehlerhaft, da es ihr Auftrags-befehl selbst ist. Dieses ihr Kommissoriale gründet sich auf die allerhöchste Kabinets-order, wel-

welche ich und Jedermann mit Ehrfurcht anerkenne; allein es gehet weiter, als die Kabinetsorder gehet. Dieſe redet nur von dem ſittenloſen Betragen der Geiſtlichen, nicht aber von ihren Lehren; das Kommiſſoriale überſchreitet daher die königl. Befehle, und in ſofern iſt es, nebſt der auf dieſelben gegründeten Unterſuchung, nicht zu Recht beſtändig.

Will man hingegen aus dem Inhalte des Kommiſſorialis ſelbſt einwenden, daß die Worte: „Euch wird am beſten bekannt ſeyn, wie unſere allerhöchſte Perſon in Anſehung der gegen den Schulz zu Gielsdorf anzuſtellenden Unterſuchung geſonnen iſt,“ eine ausdehnende Macht der allerhöchſten Kabinets-order ſelbſt enthielten: ſo hege ich zwar, in ſofern Se. K. M. allerhöchſte Perſon ſich wirklich dergeſtalt dahin geäußert haben, alle Ehrfurcht gegen dieſe allerhöchſte Aeußerung; allein als Rechts-beiſtand des Pr. Schulz muß ich dies ſo lange rechtlich und ungeſtraft in Zweifel ziehen, bis ich es leſe oder ſelbſt höre. — Dies um ſo mehr, als dergleichen zum Theil mündliche, zum Theil ſchriftliche Auftrags-befehle in Juſtizſachen bis jetzt noch nicht im Gebrauch geweſen ſind, die Gerichtshöfe dieſe auch ſchwerlich je zulaſſen dürften, weil daraus der größte Nachtheil für die Einwohner

des Staats, für ihre Ruhe und Sicherheit entſpringen könnte.

Es mangelt mithin auch demjenigen Theile der Inquiſition, welcher auf die Lehren des Pr. Sch. gerichtet iſt, an derjenigen Rechts-beſtändigkeit, welche das Geſetz erfodert.

3. Die Unterſuchung, in ſofern ſie gegen den Schulz als Schriftſteller gerichtet iſt, verdient nicht die geringſte Rückſicht. Hievon beſagen weder Kabinets-order noch Auftrags-befehl das geringſte; und da das Blatt 21 deutlich ergibt, daß die Herren ꝛc. Hermes und Hilmer dieſen Punkt allein in Anregung gebracht haben: ſo ſind ſie in dieſer Rückſicht wirkliche Denuncianten gegen den Schulz, und Kommiſſarii geworden, welche die Grenzen ihres Kommiſſorii überſchritten haben. Sie klagen ihn folgendergeſtalt Bl. 21 an: „Der herrſchende Ton des ganzen Buchs iſt Unverſchämtheit, Verachtung der Bibel, der chriſtlichen Religion und aller Anhänger derſelben.“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Hierauf fängt nun Hr. A. an, ohne Rückſicht auf dieſe Einwendungen und mit Vorbehalt derſelben zur Entſcheidung des künftigen Richters, zu prüfen, was gegen den Pr. Sch. in Anſehung einer jeden der Anklagen ausgemittelt worden. Hievon will ich nachher reden, um, des Zuſam-

menhanges wegen, erſt die als Anhang von Hrn. A. mitgetheilte und vom 14. Jan. 1792 datirte Nachricht von dem fernern Gange der Sache nach der Zeit des am 23. Nov. 1791 abgehaltenen Jurotulations-termins, hier meinen Leſern im Auszuge vorzulegen.

So aufmerkſam Hr. A. auf die fernern Verfügungen in dieſer Sache war, ſo konnte er doch nichts mit Gewißheit herausbringen. Bald hieß es, der König würde eine Immediat-kommiſſion ernennen, um in dieſer Sache zu erkennen; bald, die Akten ſollten an die Oberamts-regierung zu Breslau zur Aburtelung geſendet werden. Die lange Ungewisheit veranlaßte ihn endlich unterm 20. Dec. bei einem hohen Juſtiz-departement eine Vorſtellung einzureichen und zu bitten, die Endſchaft dieſer Sache zu beſchleunigen, und zugleich zu äußern, daß er gegen den Breslauiſchen Gerichtshof proteſtire, da kein Grund vorhanden ſey, dem ꝛc. Schulz ſeinen ordentlichen Gerichtsſtand zu nehmen; auch würde die Sache ſelbſt dadurch nichts verlieren, wenn ſie vor demjenigen Gerichtshofe abgeurtheilt würde, für welchen ſelbſt das Ausland die größte Ehrfurcht hege. Hierauf ſchrieb das Juſtiz-miniſterium an das geiſtliche Departement und erſuchte ſelbiges, die Sache zur Beruhigung des Supplikanten gebetenermaßen an das Kammer-gericht zu befördern. Seit dieſer Zeit

herrſchte eine allgemeine Stille, bis Hr. A. unterm 12. Jan. 1792 von dem Kirchenrath Lipken Nachricht erhielt, daß ihm der Auftrag geworden ſey, Hrn. A. mit demjenigen bekannt zu machen, was noch nach Inrotulation der Schulziſchen Unterſuchungs-akten zu ſelbigen gekommen ſey. Deſſen fand nun Hr. A. nicht wenig. Es war nämlich 1. der Bericht der Kommiſſarien, mit welchem ſie die Akten bei Einſendung derſelben an das geiſtliche Departement begleitet hatten. 2. Noch ein beſonderer Bericht der Herren Hermes und Hillmer an eben gedachtes Departement, worin ſie erzählen, daß man ſie als Denuncianten des Pr. Sch. darzuſtellen ſuche, und zugleich anfragen, ob ſie dem Sinn des königl. Befehls gemäß gehandelt, indem ſie hauptſächlich die Lehren und Grundſätze unterſucht hätten, welche der Pr. Sch. ſeinen Gemeinen vortrüge. 3. Die bejahende Antwort des Miniſters v. Wöllner. 4. Die Kabinets-order, worauf ſich dieſe Antwort gründet. 5. Noch eine Schrift des Hrn. Hermes, die der Ueberſchrift nach Bemerkungen über die Defenſionsſchrift des Pr. Schulz ſowol — denn dieſer hatte zur Vertheidigung ſeiner Lehren beſonders eine ſolche Schrift eingereicht — als über die des Hrn. A. enthalten ſollte, aber nur dergleichen über die erſtere wirklich enthielt. 6. Das Reſkript des geiſtl. Departements an das

kur-

kurmärkiſche Konſiſtorium, womit erſteres dieſe durch obige Stücke vermehrte Akten dem letztern zufertigt, und welches den Befehl enthält, nach dem Edikte vom 16. Mai 1760 das weitere zu verfügen, nebſt der Aeußerung: „das Erkenntniß in dieſer Sache, auf welches unſere höchſte Perſon ihre Aufmerkſamkeit beſonders gerichtet ſeyn laſſen, möglichſt zu beſchleunigen.“

Darauf ſchrieb Hr. A. ein Pro memoria zu den gegen den Pr. Schulz verhandelten Unterſuchungs-akten, worin er erſtlich bemerkt, daß es der bei fiskaliſchen Unterſuchungen vorgeſchriebenen Ordnung weit angemeſſener geweſen wäre, das dem Kirchenrathe Lipten aufgetragene Geſchäft demjenigen Fiskal zu überlaſſen, der bis dahin die Unterſuchung geführt hatte. Dann zeigt er, daß die Kommiſſarien es gefühlt haben, daß ihre Legitimation zu dem unternommenen Geſchäfte mangel- und fehlerhaft war, und daß ſie dies durch eine noch nach geſchloſſener Unterſuchung beigebrachte Kabinets-order zu verbeſſern geſucht haben.

„So ſonderbar, ſagt er, es auch an ſich ausſieht, und ſo wenig dies dem gewöhnlichen Gange gerichtlicher Geſchäfte entſpricht, daß das allerhöchſte Kommiſſorium erſt nach beendeter Kommiſſion beſchafft worden: ſo iſt die ꝛc. Kabinets-order

nun doch einmal da; und ich hoffe, die Herren Kommiſſarien werden die Gnade Sr. Majeſtät, welche ſie aus dieſer Verlegenheit zog, mit aller gebührenden Unterthänigkeit anerkennen.“

„Es kömmt nun aber, ſagt er, bei dem nachgebrachten Kommiſſoriale mit darauf an, auf welche Art und durch welche Vorſtellung es extrahirt worden?

„Zur Zeit, als der Bericht erſtattet wurde, war die Sache in einer andern Lage, als zur Zeit der angefangenen Unterſuchung.

„Nach deren bisherigen Inſtruktion wußte man, daß Patron und Gemeinen des Schulz mit ſeinen Lehrvorträgen zufrieden waren, und daß ſelbige an ſeinen von den ſymboliſchen Büchern abweichenden Grundſätzen keinen Anſtoß fanden; es hätte daher, rechtlicher Art nach, Sr. Majeſtät dem Könige dieſe Lage der Sache einberichtet werden, und dabei auf die Stelle des allgemeinen Geſetzbuchs Bezug genommen werden müſſen, welche den ſämmtlichen Unterthanen Sr. Majeſtät eine unumſchränkte Gewiſſensfreiheit zuſichert und die Lehrer anweiſet, von den Grundbegriffen der Religionspartei ihrer Gemeinen, nur in ſofern dieſe Anſtoß daran nehmen, nicht abzuweichen. Iſt dies nicht geſchehen, ſo iſt die allerhöchſte Kabinetsorder durch einen unvollſtändigen Be-

richt

richt extrahirt; und die Legitimation bleibt so fehlerhaft wie zuvor. Ich bitte daher, da es mir unglaublich ist, daß Se. Majestät Befehle ertheilen werden, welche auch nur anscheinend der Vorschrift des in Dero Staaten allerhöchst eingeführten Gesetzbuchs widersprechen sollten,

daß der Bericht herbeigeschafft werde, auf welchen die Kabinets-order erlassen worden.

„Sollte sich bei dessen Herausgabe wider alle Wahrscheinlichkeit finden, daß er wirklich die gesetzlichen Erfoderniſſe habe: so unterwerfe ich alsdann

die allerhöchste Kabinets-order selbst der richterlichen Prüfung mit, und es mag entschieden werden,

in wiefern selbige zu Recht beständig seyn könne.

„Sr. Majestät allerhöchste Person sind zu gerecht, und Allerhöchst Dieselben haben dies schon bei so mannigfaltigen Gelegenheiten geäussert, als daß Allerhöchst Dieselben auch nur Eine Aeußerung wagen dürften, welche den Gesetzen nicht vollkommen entspräche, und mit selbigen überall bestehen könnte. Allerhöchst Dieselben werden daher

eine ehrerbietige Prüfung Ihrer Kabinets-befehle eben so wenig misbilligen, als selbst ein ehrer-

Ein

dietiger Tadel der von Allerhöchst Denenselben emanirten Landes-gesetze erlaubt ist.“

Dann kömmt Hr. A. auf folgende Stelle der mehrgedachten Kabinets-order, daß das Kammer-gericht künftig bei Aburtelung der Schulzischen Sache das Edikt des 9. Jul. 1788 nicht aus den Augen setzen soll.

„In sofern, sagt Hr. A., dies so viel heissen soll, daß das K. K. G. prüfen soll, ob das Rel. Ed. oder die Vorschrift des allg. Gesetzbuches bei Aburtelungen des Schulz anwendbar sey: so habe ich dagegen nichts zu erinnern, und dem allerhöchsten Befehl wird in sofern genüget werden. In sofern dieses aber so viel heißen soll,

daß das Rel. Ed. vom 9. Jul. 1788 geradezu auf den vorliegenden Fall in seiner ganzen Kraft angewendet werden soll:

so muß ich wieder bitten,

diese Disposition gesetzlich zu prüfen, weil sie in diesem Falle dem Allerhöchst emanirten Patente vom 20. März 1791 zu widersprechen das Ansehn gewinnt

„Ich glaube nicht ohne Grund zu vermuthen, fährt Hr. A. fort, daß dieses der Wunsch der Herren Kommissarien wäre; und daß die Disposition des allgemeinen Gesetzbuchs ihren Absichten

nicht

nicht entſprechend zu ſeyn ſcheint. Allein ich muß bedauern, daß es nicht hierauf, ſondern auf die Aufrechthaltung bereits vorhandener Geſetze auf dem Wege der ſtrengſten Gerechtigkeit ankömmt.

„Um indeſſen näher vergewiſſert zu ſeyn, welche Aeußerungen in dem der Allerhöchſten Kabinets-order vorhergegangenen Berichte zu dieſer Willens-erklärung des Königs Majeſtät Gelegenheit gegeben, muß ich auch hier

auf Vorlegung dieſes Berichts beſtehen.“

Nun fragt Hr. A. noch, wer Hrn. Hermes berechtigte, nach geſchloſſenen Akten noch Bemerkungen zu der Vertheidigungsſchrift des Pr. Sch. zu den Akten zu reichen?

„Sollen, ſagt er, dieſe Bemerkungen die Stelle desjenigen Gutachtens vertreten, welches die Kommiſſarien bei Ueberreichung ihrer Kommiſſions-akten nach geſchloſſener Unterſuchung geſetzlich erſtatten müſſen: ſo lieſſe es ſich entſchuldigen. Allein das Gutachten hatten die Herren Kommiſſarien ſchon erſtattet; und daher ſoll es wol noch etwas Beſonders ſeyn und zur Widerlegung desjenigen dienen, was Hr. Schulz für ſich angeführt hat.

Dergleichen Widerlegung gebührt aber dem Kommiſſario nicht; ſie ſcheinet dem künftigen Rich-

Richter vorgreifen zu wollen, und verräth überdem einen zu leidenschaftlichen Antheil, welchen er an dem Ausgange der Sache nimmt. Wenn endlich diese Bemerkungen des Kommissarii zum Nachtheil des Denunciaten ausfallen: so gibt er überdem nicht undeutlich zu verstehen, daß er den Denunciaten lieber verurtheilt als freigesprochen sieht."

Hr. A. protestirt aus diesen Gründen feierlichst gegen alle Einwirkung dieser Bemerkungen des Hrn. Hermes bei künftiger Aburtheilung der Sache und stellt anheim, ob es nicht am gerathensten seyn dürfte, dieses scriptum als etwas Unnützes und als etwas, das gegen die Form der Untersuchung anläuft, gänzlich ab actis zu removiren. Sollte dies aber nicht geschehn, so bittet er um eine Abschrift davon, um sie Hrn. Schulz zu Beobachtung seiner Gerechtsame in Gegenbemerkungen mittheilen zu können.

So stand diese Sache am 16. Jan. Sie wird, wie es nach der mehr gedachten Kabinets-order scheint, dem Kammer-gerichte zur Entscheidung übergeben werden. Was man von diesem erleuchteten Gerichte zu erwarten habe, ist aus mehrern gedruckten Urtheilssprüchen desselben in andern wichtigen Fällen der Welt bekannt. Man darf zuversichtlich hoffen, daß es der guten Sache des

Pro-

Proteſtantismus, der Gewiſſens- Lehr- und Preß-freiheit nichts vergeben werde, obgleich hierarchiſch-geſinnte Günſtlinge eines mächtigen Königs wider dieſe Sache auftreten. Was einſt Pilatum bewog, den unſchuldigſten Menſchen zu verdammen, das Schreckwort der Juden: Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht, das wird und muß hier ohne Wirkung bleiben. Die Loſung eines Gerichts, das aus rechtſchaffenen und aufgeklärten Männern beſteht, iſt dieſe: Gotte, der Vernunft, dem Rechte mehr als Menſchen zu gehorchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

5.

Mein Troſt bei den neuen Religions-anordnungen in meinem Vaterlande.

Ich, der Vernunft in der Religion entſagen?
So will's die Glaubens-Komitee!
Und, Freund, darüber ſollt' ich klagen?
Behüte Gott! — Man nimmt den Glauben aus dem Magen;
Und nun — das bischen Heucheln — ſieh,
Betrachtet man als eine Sünde
Für die man büßt auf einer fetten Pfründe.

6.

Die neueſte und edelſte Art zu kämpfen.

Erſt nimmt man ſeinen Mann durch ſtarke Leute feſt,
Und knebelt wacker ihn an Händen und an Füßen;
Hiernächſt gerubt man auch das Maul ihm zu verſchließen
Mit einem Vorwerkſchloß. Iſt dies geſchehn, ſo läßt
Man einen Kater oder Köter auf ihn los,
Der muß mit ſeinen Zähnen oder Tatzen
Dem Wohlgeknebelten zerbeiſſen und zerkratzen;
Und ſolchen Kampf, ihr Deutſchen, nennt man groß!

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03666 0986

DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google